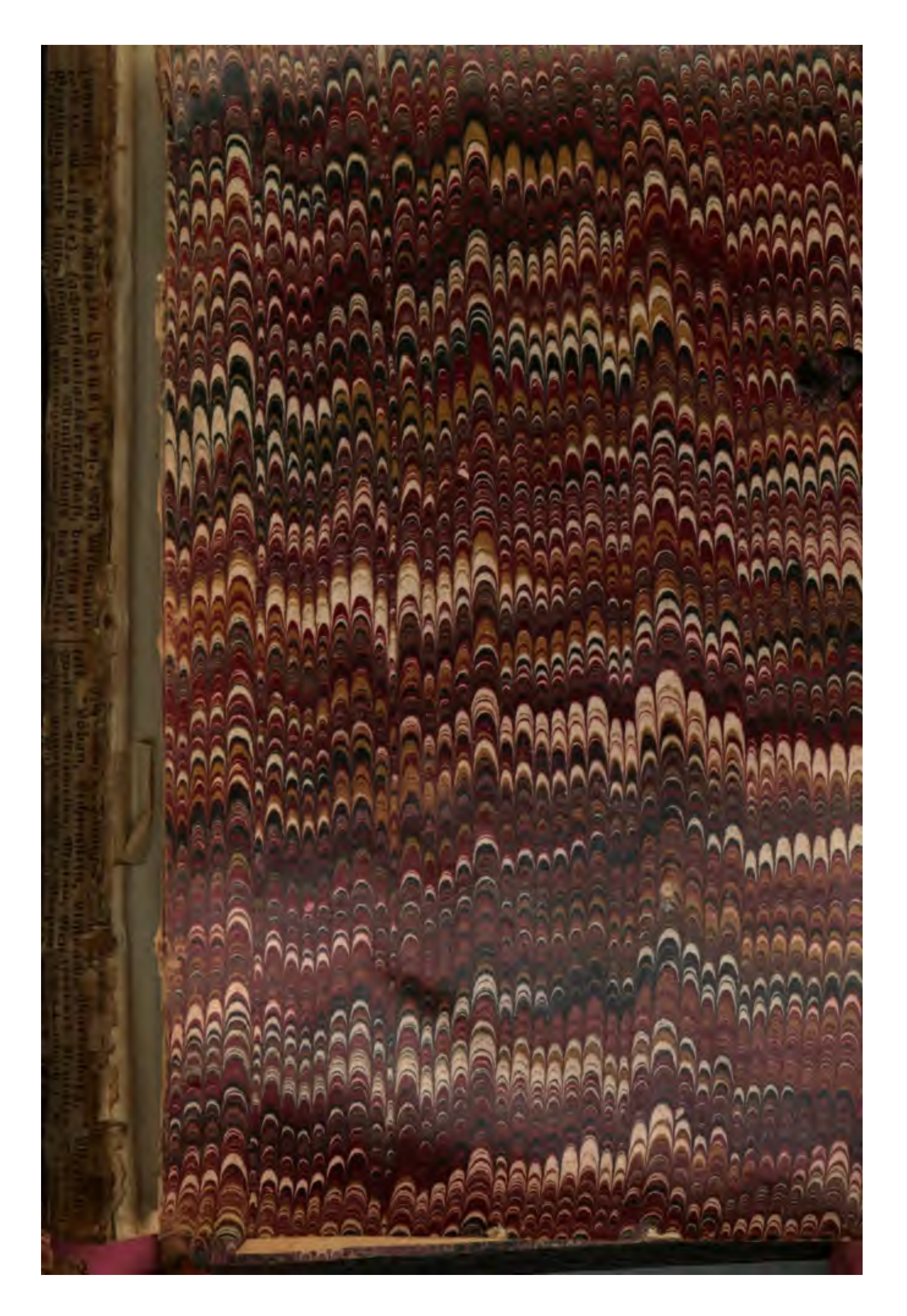
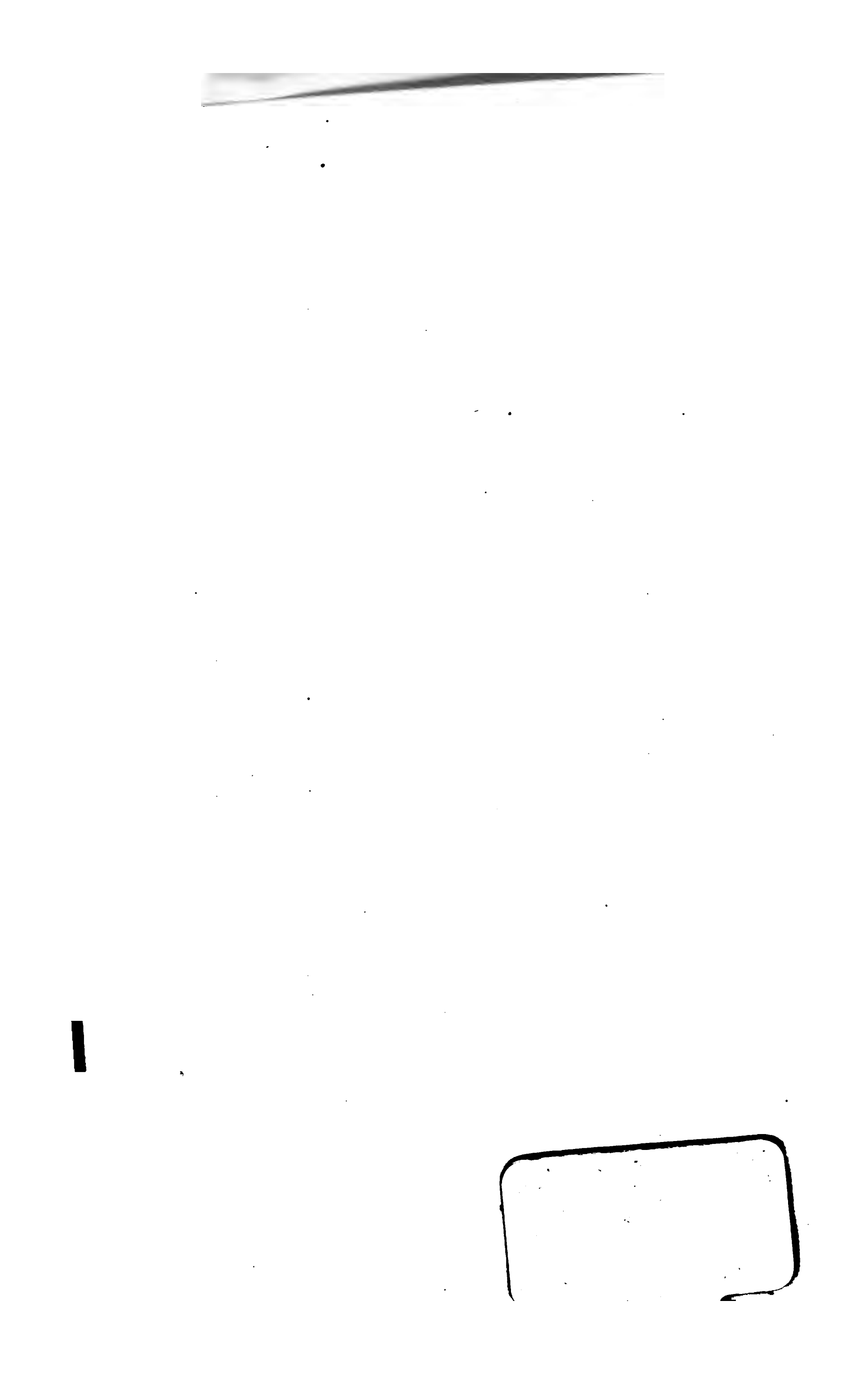




Adalbert Stifters Werke.

Briefe.

Zweiter Band.

Pest.

Verlag von Gustav Heckenast.

1869.

Briefe

von

Adalbert Stifter.

Herausgegeben von

Johannes Aprent.

Zweiter Band.

Pest.

Verlag von Gustav Heckenast.

1869.

Pest, 1869. Gedruckt bei Gustav Heckenast.

1853.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 12. Jänner 1853.

Ich bitte mir zu einem Plane Ihre Vollmacht aus. Mein nächstes Buch wird der Vogelfreund (aber unter einem Titel, der erst zu erfinden ist), dann folgen die Rosenberger. — Beide Werke sollen je zwei Bände haben (die Rosenberger vielleicht drei). — Wenn Sie nun gesonnen sind, die Bücher illustriren zu lassen, und ich dächte, es wäre vielleicht gut, wie Ihnen beiliegender Brief anzeigen könnte, den ich mir wieder zurück zu senden bitte, so machen Sie mir es zu wissen, und ich reise nach Wien zu Geiger und berede folgende Zeichnungen mit ihm:

1. Zwei Vignetten zu den bunten Steinen (zweite Auflage).

2. Die Figur der alten Frau zu dem alten Vogelfreunde (mild und liebreich); so daß im ersten Bande der Vogelfreund ist, dessen Zeichnung Sie besitzen, im zweiten die Frau.

3. Drei Scenen zu den Rosenbergern, die kein Mensch so historisch, naturtreu und gegenständlich machen kann als Geiger. Wenn wir in den Scenen zusammentreffen, so können die Zeichnungen Meisterstücke werden.

Sollte durch irgend ein Hinderniß, z. B. wenn Sie oder ich stürben, eine Zeichnung bestimmungslos werden, so ist sie als

von Geigers Hand gewiß nicht werthlos. Frühzeitig müssen sie aber bestellt werden, damit nicht die Bücher fertig sind, und auf Zeichnung und Stich warten müssen. Ich hoffe Geiger zu bestimmen, daß er zu der Arbeit eine Freude bekommt, und wenn ich öfter antreibe, hoffe ich, daß es gehen wird.

Wenn nicht Geiger die Zeichnungen macht und Axmann sie sticht (ohne Tuschmanier aber), so lassen wir meine Bücher lieber ohne solche in die Welt gehen. Ich habe die Geschenk-Exemplare der bunten Steine ohne Vignette binden lassen, und sie nehmen sich sehr gut aus.

Ich bitte, senden Sie an Ranftl etwa durch die Adresse Joseph Türk, k. k. Hofjuwelier auf dem Kohlmarkte, ein Exemplar, nnd bezeichnen Sie ihm das „Katzensilber" als das Stück des braunen Mädchens. Ich schreibe ihm dann auch.

Ich arbeite recht fleißig, bezeichne aber keinen Termin, sondern übergebe das Buch fertig. Höchstens daß ich zum Lesen einige Stücke sende.

An August Pechwill.

Linz, am 3. Februar 1853.

Ich hätte Ihnen schon längst schreiben sollen, und unsere Freundin Auguste wird schon böse sein, und nicht begreifen, warum ich es nicht that; aber der erste Schmerz über den Hingang eines geliebten Freundes ist so groß, so selbstberechtigt, und

lassen Sie es mich hinzu setzen, ein solches Heiligthum, daß man es nicht berühren muß. Er soll wirken, er soll das Herz angreifen, ja es durchwühlen, denn er macht es auch besser, er reinigt es, er zieht seine schlummernden Tugenden groß. Der Schmerz ist ein heiliger Engel, und durch ihn sind Menschen größer geworden, als durch alle Freuden der Welt. Ich habe Ihr Herz durch das Lesen Ihrer Schrift viel höher achten gelernt, ich kann es Ihnen sagen, ich liebe Sie vielleicht mehr als früher, obgleich Sie mir immer zu den liebsten Menschen gehört haben. Es ist etwas sehr Großes, Innerliches und Selbsterzeugtes in Ihrer Schrift, mehr als einmal kamen mir die Thränen in die Augen, ich sehe, daß eine Herzenstiefe da ist, die ich nicht ahnte, zu der sich meine Seele hingezogen fühlt, und bei der sie immer bleiben wird. Ich glaube, daß Sie die Begabung zu einem bedeutenden Dichter haben. Aber wenn das auch nicht wäre (ich weiß es doch nicht vollkommen gewiß), die Tiefe und Schönheit des Herzens bleibt Ihnen unbenommen. Sehen Sie nun, lieber Gustav, wie wunderbar die Wege Gottes sind. Einen lieben, theuren, rechtlichen, edlen Bruder, dem noch ein weites Leben bevorzustehen schien, nimmt er Ihnen weg, er weiß es, weshalb es gut war, denn gut ist, was Gott thut, gut auch gewiß für den Hingegangenen; aber in Ihrem Herzen (so erscheint es klar in Ihrer Schrift, so schien es mir manchmal in Ihrem Umgange, selbst in Ihren Scherzen) liegt etwas Unfertiges, etwas Grübelndes, Zweifelndes, Grollendes und selbst Wildes und Zerrissenes. Wenn das sich ausbildet, so können Sie in Unklarheit, Zweifel und Dumpfheit gerathen. Könnte nicht der Schmerz diese Wolken zerstreuen? könnte er nicht Sie heben, festigen und zu einer bewußten, starken, spiegelnden Bahn führen?

Wenn es etwas kann, so kann es der Schmerz. Wenn das Gold bestimmt wäre, in diesem Feuer geläutert zu werden?! Gerade das Wilde, Zweifelnde macht, daß Ihre herrliche Schrift nicht die Rundung des Kunstwerkes besitzt, und am Ende die schreiende Ironie hat, die zerstörend trifft, und die zum Unglücke gar nicht weggenommen werden kann, ohne dem Werke seinen Mittelpunkt, seine Tiefe und seinen Ernst zu nehmen. Aber nicht die dichterische Laufbahn kommt hier in Betracht. Sie selber sollen das Kunstwerk eines reinen, einfachen, bewußten und abgeschlossenen Lebens leben. Kommt dann die freundliche Gabe des Himmels dazu, in Worten dieses Leben in andere Herzen hinüber zu leiten, so wird die Quelle in goldener Fülle strömen, nicht mehr zerstörende Blitze werfen, und das sanfte Entzücken großer Kreise sein. Nehmen Sie den großen Schmerz in dieser Hinsicht auf. Lieber Gustav, verzeihen Sie es mir, wenn ich hier noch eine andere Seite berühre, ich bin Ihr Freund, vielleicht nach dem Hintritte Ihres Bruders Ihr wärmster und theuerster — als solcher, nehmen Sie es nicht unfreundlich auf, rede ich. Ihr Herz krankt an einer unglücklichen Leidenschaft, werfen Sie dieselbe hinaus, versuchen Sie es nur, es geht, glauben Sie einem Manne, der auch ein weiches Herz hat, der auch in Ihrer Lage gestanden hat, und der es weiß, daß es geht. Wenden Sie sich zu Ihren armen Eltern, lassen Sie diese Ihre Liebe sein, werden Sie Ihnen ein Stab, ein Schirm, eine Stütze. Diese hat der Schlag auf dem abwärts gehenden Theile ihres Lebens getroffen, diesen ist er nicht ein Hebel zu ihrer Erziehung, er kehrt ihren Blick nur starrer nach jenseits, für diese war es nur ein nacktes, trauriges Unglück, wenn Sie nicht wären. Mit Ihnen haben Ihre Eltern eine irdische Zukunft,

geben Sie Ihnen dieselbe, ich glaube, Sie können es in einem sehr reichen Maße, und nicht nur den Eltern werden Sie eine Zukunft gegeben haben, sich selber werden Sie eine gegeben haben; Sie werden erstaunen, wie Sie glücklich sein werden, und Sie werden noch eine theure Gefährtin auf der Bahn des Lebens führen, deren Glück wieder Glück in Ihre Seele lächeln wird.

Kommen Sie zu mir, lieber Gustav, vertrauen Sie mir Alles, ich will mit Ihnen empfinden, ich thue es ja ohnehin, ich will Ihnen helfen, wo ich kann, ich glaube nun an Sie, Sie müssen noch in ein bedeutendes Leben kommen, ich weiß es; nur Sie wissen es nicht, Sie wissen nicht einmal, daß sie den Willen dazu haben. Ich glaube von nun an fest an Sie — wollen Sie, und es geht. Wenn ich mit Ihnen zusammen komme, wollen wir berathen. Ihnen fehlen nur Dinge, die jeder Mensch leicht haben kann, nur bücken muß er sich darnach, dafür haben Sie bereits, was Gott sehr wenigen Auserlesenen gibt. Um so mehr haben Sie die Pflicht, in Wirklichkeit einer dieser Wenigen zu sein, für die vielen Andern eine Leuchte und ein Wohlthäter.

Schreiben Sie mir sehr bald, und geben Sie mir die Erlaubniß, in Ihrer Schrift auszubessern. Es ist rührend, wie oft neben dem Größten, das in der That mit ursprünglicher Fülle vorhanden ist, ganz kindliche Fehler, selbst Sprachfehler stehen. Wir wollen einmal über das Buch ausführlich sprechen, und es zur Herausgabe vorbereiten.

Sagen Sie Ihren Eltern, daß mich der Tod des lieben Julius tief erschüttert hat, daß ich keine Trostesworte geben kann, als die in diesem Briefe liegen. — Sie können Ihren Eltern allein Trost sein. Liebe haben sie begraben, doppelte Liebe

müssen Sie ihnen geben; dann wird der Schmerz ein segnender statt eines zerreißenden sein.

Wenn Sie zu Jäger kommen, sagen Sie dort meine herzlichsten Grüße an alle. Sagen Sie, wenn ich mit meiner trefflichen Gattin spreche, die hier wie ich vereinsamt ist, eben weil wir mit unserer gemeinschaftlichen Herzensbildung wenig Anklang finden, und auf Neid, Undank und ähnliche Dinge stoßen, so ist die Familie Jäger und Pechwill sehr häufig in unsern Gesprächen. Wir kommen wohl wieder zu guten, freundlichen Menschen, wie es auch wir sind.

Der Buchbinder hat leider nicht Wort gehalten; Gusti's Bücher kommen später.

Herzlichen Gruß.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 5. Februar 1853.

Die übersendete Recension hilft mich unbescheiden zu machen; ich habe in mehreren Jahren so viel Dummes gehört und gesehen, daß ich anfange, mich für recht gescheid zu halten. Was so einfach ist, oder mir erscheint, was am Tage liegt, sehen andere nicht. Der gute Recensent meint, ich mache meine Dinge naiv und bewußtlos, und sagt dann wieder, daß außerordentlich viel Natürlichkeit darinnen sei; er meint, diese Dichtart verliere sich ins Blaue, und doch hält er den Inhalt (der componirt ist) für „real wirklich“ (beiläufig närrisch gesagt, als ob es ein real

Unwirkliches gäbe) und nur mit Phantasie umkleidet, was ein Widerspruch ist. Er ahnt also gar nicht, daß diese Dinge mit Bewußtsein (freilich auch nicht ohne Gefühl) hervorgebracht sind, wie sie sind, daß sie vollkommen abgeschlossen sind, aber innerlich, nicht, was bei ihm etwa Abschluß sein könnte, durch einen äußeren Rahmen. Er klagt, daß nicht heißes Leben und Leidenschaft da sei. Hier streckt sich das Ohr heraus. Also wenn jemand eine Kuh malt, muß die Kuh beurtheilt werden, daß sie nicht ein Pferd ist. Leidenschaft ist verächtlich, darum die neue Literatur häufig verächtlich. Gefühl kann gut und schön sein. Übermaß aber schwächt auch ab. Mäßigung ist K r a f t, nicht Schwäche; Toben ist Schwäche. Der Mann scheint keinen alten Griechen je in der Hand gehabt zu haben, und hat sich seine Journalästhetik aus Gemeinplatzschriften in ein Bündelchen Phrasen eingeschnürt, in welchem noch dazu die Lappen mit einander raufen. Da die Kritiken immer (wenigstens in der Regel) von der untersten Stufe der Literatur ausgehen, es sei mir der Name erlaubt, von Eunuchen, die nicht zeugen können, so habe ich einen solchen Eckel davor, daß ich nie mehr eine lese, auch über fremde Sachen nicht, so wenig als über meine. Ich lese die fremden Sachen lieber in natura. Dies war zu Horaz' Zeiten so (er klagt darüber) und ist bei Göthe so gewesen, den Merkel recensirte (Jean Paul sagt: die Spinne Merkel bekroch den großen Kraken aus Weimar), und wird bei uns kleinen Nachfolgern auch nicht anders werden. O göttliche Kunst, wie bist du hoch, daß kaum e i n Sterblicher in tausend Jahren an deinen Gipfel klimmt und Schacherer wollen dich messen! Einfache Herzen, Kinder, Frauen, unbefangene Männer nehmen dich bewußtlos auf, wie sie die Schöpfung aufnehmen, die sie beseligt: wer hundert Brillen

aufsteckt, sieht die Welt nicht mehr. — Ich schreibe jetzt eine Reihe von Kunstbriefen für die Landeszeitung (auf Wunsch des Statthalters) und werde sie Ihnen gefeilt zur Herausgabe vorlegen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 22. März 1853.

Ihr Schreiben und 200 fl. habe ich erhalten, und danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit, Güte und Freundschaft. Wegen Mangel an Zeit kann ich heute in nichts weiter eingehen als in Geschäfte. Zuerst: Der hiesige Professor an der Realschule, Joh. Aprent, will im Vereine mit mir ein Lesebuch für die Oberrealschulen herausgeben, zusammengestellt aus klassischen Mustern deutscher Literatur, so wie Auszüge aus den Alten. Ich werde dabei die aus dem Griechischen und Lateinischen genommenen Bestandtheile besorgen und größtentheils selbst übersetzen, und überhaupt die Auswahl und Anordnung der Stücke leiten. Das Buch soll 20—25—30 Bogen enthalten. Dazu wird Aprent einen Leitfaden von circa 10 Bogen verfassen, der seinen Vorgang in diesem Fache enthalten soll.

Wollten Sie das Buch auflegen, und unter welchen Bedingungen für die erste Auflage? bei der zweiten ein neuer Vertrag. Solche Bücher haben oft geringen, oft ungeheuren materiellen Erfolg, daher mein Antrag, vorläufig die Probe zu machen.

Zweitens. Herr Sektionsrath Krombholz (Referent des Volksschulwesens im Ministerium des Unterrichtes) hat im Sinne ein Buch im Vereine mit Schulrath Becker herauszugeben, für die Jugend bestimmt, mit Beiträgen verschiedener Schulmänner und Schriftsteller versehen, und stellte an mich die Frage, ob er die erste Erzählung der bunten Steine abdrucken dürfe. — Da die Frage an Sie gerichtet werden muß, richte ich sie an Sie.

Drittens. Eine Dame will mir ein Landhaus und einen Garten in Baden bei Wien schenken, gegen dem, daß ich für die Zeit die noch unbedeutenden Reparaturen (das Haus ist neu) trage, und ihr für ihre Lebenszeit die Nutznießung lasse. Ist das nicht ein seltsamer Antrag? Erwogen muß er doch jedenfalls werden. Die Dame liebt meine Schriften über die Maßen, und daher der Entschluß, daß ihr Eigenthum gerade in meine Hände übergehen soll. Auch da könnten Sie mir vielleicht ein wenig mit Rath beistehen, da Sie ja mehr Erfahrungen haben müssen, als ich.

Ein Päckchen Briefe, und darunter recht schöne, werde ich Ihnen vorlegen. Warum ist denn so ein Herz kein Kritiker, es trifft oft das Wahre so scharf, daß ich erschrecke, als hätte mir es in die eigene Seele geschaut, und daß ich mich freue; denn es ist ein Zeichen, daß für gewisse Menschen doch das in den Schriften liegt, was ich hatte hinein legen wollen, und daß jene gelehrten Menschen Unrecht haben, welche das Schöne mit dem Verstande wie eine Mathematik auflösen wollen, oder mit belehrenden und heilsamen Absichten, als könnte man aus Blumen einen Salat machen.

Oft ist ein solcher Drang nach Schöpfungen in mir, daß ich den heißen Wunsch hege, hätte ich nur ein mäßiges bestimmtes

Einkommen, das mir die Unabhängigkeit des Schaffens ermöglichte, ich säße in Wien, ginge mit trefflichen Männern um, schaute mir im Sommer Berge, Seen und Wolken an, und machte einige Meisterwerke (verdammen Sie mich nicht, oft ist es mir leibhaftig, als könnte ich in größeren Dichtungen etwas hervorbringen, was neben den größten Werken unserer Meister Bestand hätte, und oft drängt es mich, zu beginnen, alles bei Seite zu lassen, und rastlos fort zu arbeiten, so lange das tiefe, innige, heilige Feuer im Herzen noch brennt, ehe die Asche des Alters auf die erloschenen Kohlen fällt) — — aber was muß ich jetzt thun? Dort trinkt ein Schulmeister Branntwein, hier zerfällt ein Schulgehilfe mit der Pfarrerköchin, dort wollen die Bauern die Sammlung nicht geben — — — u. s. w. u. s. w. und ich muß diese Dinge bearbeiten.

Leben Sie wohl, denken Sie in Liebe und Freundschaft Ihres unveränderlichen Freundes.

Ich bitte um baldige Antwort.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 7. April 1853.

Ihr liebes Schreiben vom 31. v. M. habe ich erhalten, und erwiedere in Kürze (wegen Zeitmangel), daß Professor Aprent und ich mit den Bedingungen einverstanden sind.

Mein Name wird auf dem Titelblatte stehen, den Leitfaden

macht Aprent allein; da er aber zu dem Lesebuche gehört, so wird mein Name auf dem Titelblatte des Lesebuches wohl auch nicht ohne Einfluß auf den Leitfaden sein.

Alles Liebe und Herzliche von meiner Gattin und mir. Die überschickte Kritik freute mich sehr.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 4. Mai 1853.

Daß ich nicht gleich auf Ihren sehr freundlichen Brief, der mir das glückliche Ereigniß Ihrer Vermählung anzeigte, antwortete, schreibt sich daher, daß ich Ihren Brief im Bette an einem Katarrhalfieber krank empfing. Ich mußte drei Wochen das Bett bewohnen, worin auch der Grund liegt, daß ich nicht nach meinem Plane im April nach Wien kam. Heute bin ich zum zweiten Male wieder in meinem Amtszimmer. Daß mich diese Wendung Ihres Schicksals von Herzen freut, können Sie mir glauben. Nach dem, was Sie mir über Ihre Gattin sagten und schrieben, habe ich die zuversichtliche Hoffnung, daß Ihr Glück auf einem guten Grunde steht, wie Sie es verdienen, und wie es einer, der jene höchste, uneigennützigste und in seinem Genossen völlig aufgehende Freundschaft, wie sie sich zwischen rechten Eheleuten einstellt, nicht kennt, gar nicht ahnen kann. Da Sie das Herz Ihrer Gattin so hervorhoben, so ist jener Grund gefunden. Güte, häusliche Tugend und Einfachheit der

Sitten macht jeden Mann glücklich, und wenn er es durch diese Eigenschaften eines Weibes nicht wird, so ist er selbst schuld und verdient das Weib nicht. Als höchsten Wunsch kann ich nur ausdrücken: Gott gebe Ihnen das Glück der Ehe, das er trotz meiner Fehler und wohl auch der Fehler meiner Frau uns zu Theil werden ließ. Wir freuen uns beide, Ihre Gattin kennen zu lernen.

Ich möchte gerne am künftigen Dienstag nach Wien fahren, und mich dort bis Ende der Woche aufhalten. Wenn Sie etwa ohnehin eine Wienerreise vorhaben, und sie in diese Zeit könnten fallen lassen, wäre es gar schön. Wir könnten dann mündlich besprechen, was ich vorhabe, und was lange Briefe erfordert, und die Hauptsache: wir sähen Sie und Ihre Gattin. Lange kann ich mich in Wien nicht aufhalten; denn ich habe Amtsgeschäfte aufgehäuft, und muß auch die Erzählung für Ihren Kalender beendigen. Mit Geiger werde ich Titelblätter für den historischen Roman (Rosenberger) bereden, und Ihnen dann den Vorschlag machen. Welcher Stoff für seinen Griffel?! Über das Volksschul-Lesebuch werde ich mit Krombholz sprechen. Für den socialen Roman dürfte zu dem alten Vogelfreunde für den zweiten Band noch seine Jugendgeliebte als Matrone ein schönes Seitenstück abgeben. Ich werde auch mit Geiger sprechen.

Ich bin dagegen, daß das Lesebuch im August erscheint, es müßte überhudelt werden, und ein Entschluß im Ministerium würde doch kaum rechtzeitig kommen, um das Buch für 1854 in Anwendung zu bringen. Es läuft uns niemand den Rang ab, und im Ministerium werde ich auf das Erscheinen des Buches aufmerksam machen, und es wird gewiß darauf warten. Das Buch soll sehr gediegen werden. Eine mündliche Besprechung

mit Ihnen würde freilich trefflich sein. Das Unternehmen ist bei dem Aufschwunge aller Bürger- und Handelsschulen nicht unbedeutend. Antworten Sie sehr bald, wenn Sie auch den Vertragsentwurf nicht senden können. Leben Sie recht froh und glücklich, alles Heil, allen Segen und alle Wohlfahrt wünschen wir beide Ihnen beiden von ganzem Herzen. An Ihre Gattin von mir und meiner Gattin alles Herzliche, eben so an Sie. Wien ist das Ziel meiner Wünsche, dann sind wir näher, und können für unsere Weinberge Reben austauschen. — Tausend Grüße.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 10. Mai 1853.

Meine Ahnung ist eingetroffen. Eine nicht verschiebliche Sitzung auf Donnerstag, bei welcher ich auf den Wunsch unseres Herrn Statthalters sein soll, macht, daß ich erst Samstag von hier abreisen kann, da vielleicht die Sitzung sich bis Freitag hinein erstreckt. Wir werden am Sonntage „Pfingsten das liebliche Fest“ bei Ihnen sein, und Montags wieder in die Stadt gehen. Sonntags früh kommen wir zu Ihnen, aber gewiß zum allerletzten Male, wenn Sie nur die geringste Unruhe in Ihr Haus bringen. Ein Bett über Nacht, und zu Mittag eine einzige Speise, und für die Frau Nachmittags eine Tasse Kaffee ist das, um was wir bitten. Das Beste, ein freundliches Angesicht, ist uns gewiß, und das andere ist Nebensache.

Alles Liebe und Gute von uns beiden.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 9. Juni 1853.

Von einer der schönsten Amtsreisen aus dem Gebirge zurückgekehrt, schreibe ich Ihnen diese Zeilen. Noch voll von den herrlichen Bildern unserer Alpen, möchte ich am liebsten diese Eindrücke schildern, allein ich lasse diese Dinge auf das Rosenhäuschen und die Alpenumgebung unseres Vogelfreundes einfließen, und setze mich zurecht, von Geschäften zu sprechen. Das Buch, welches ich gerne Nachsommer heißen möchte, ist fast schon ganz fertig, die Zustände darin sind mir geläufig, und liegen mir als Materiale in großem Vorrathe im Herzen, was auch der Grund sein mag, daß ich nicht nur leichter arbeite, als im historischen Romane, sondern daß ich auch zur Erholung von demselben gerne eine Partie des Nachsommers des Vogelfreundes hernehme und entweder neu arbeite oder feile. Der historische Roman hat eine wissenschaftliche Seite, die von vorn herein in keines Menschen Seele liegt, sondern die er sich erwerben muß, das Geschichtliche. Dieses muß so treu angeeignet werden, daß Dichter und Leser in der Luft jener vergangenen Zeiten athmen, und die Gegenwart für sie nicht ist; dies allein gibt Wahrheit. Aber zu dem ist nicht das historische Wissen allein genug, dies gäbe nur ein hölzernes Gerippe, sondern das historische Mitleben, dieses gibt den Gestalten Fleisch und Blut. Ich hoffe, daß Sie dieses Leben finden werden. Selbst die erfundenen Figuren müssen in die Zeit passen, daß der Leser

sie nicht weg zu denken vermag. Diese Aneignung der Vergangenheit als eines jetzt mitlebenden Theiles des Dichters ist das Schwerste, es setzt große historische Vorarbeit, inniges Eingehen und Liebe zur Vergangenheit des Menschen und Vergessen seiner selbst voraus. Das Leichteste ist dann die dichterische Verklärung des Stoffes zu einem Schönheitsbilde, welches den Menschen entzückt und erhebt — ich sage das Leichteste, weil es in der Seele des Dichters ohne sein Zuthun waltet und webt, freilich für den, in dem es nicht waltet, ist es das Schwerste, oder es ist ihm geradezu unmöglich. Wie viel, wie wenig ich da leisten werde, liegt in des Himmels Schoße, ich weiß es nicht, aber aus dem Ernste und der Ergriffenheit, die oft während der Arbeit in mir ist, und mich, ohne daß Gegenwehr hilft, überkommt, dürfte zu schließen sein, daß auch andere Seelen werden erfaßt werden. Ich will Ihnen den Nachsommer, wenn er fertig ist, zum Lesen schicken. Herausgeben dürfen wir ihn erst nach dem Roman, ich bitte, folgen Sie hierin meinem poetischen Instinkte, und dringen Sie nicht auf die Herausgabe. Die Ursache ist die in einem einzigen Werke, so wie in dem Leben eines ganzen Dichters nothwendige Abwechslung, der Gegensatz, welcher Wärme, Klarheit und Frische verleiht. Darum ist jetzt die ernste, strengere Geschichtsarbeit vorzuführen.

Die Bedingungen werden wir festsetzen, wenn Sie die beiden Werke gelesen haben. Sie werden nicht unbillig sein, und ich auch nicht. Nur zwei Bedingungen schreibe ich Ihnen jetzt, und bitte um Annahme. 1) Rückgabe des Manuscriptes nach dem Drucke (ich will sie mir alle sammeln, daher ich auch um das Manuscript der bunten Steine bitte, was ich, wie Sie sich erinnern werden, zu einer Bedingung machte). 2) Auszahlung

einer Monatsrate von jetzt bis nach vollendetem Drucke. Ich will gerne zu heiterer und ruhiger Arbeit von materiellen Dingen unbeirrt sein, und das Lästigste, ja geradezu jede Kunstarbeit tödtende Gefühl (wenigstens bei mir) ist der Gedanke: werde ich diesen Monat mit dem Gelde auskommen? Mein Gehalt, 1500 fl. wäre für Hausbackenheit vollkommen hinreichend, wenn höchstes Streben Haushaltungsseligkeit wäre, und man sich mit der Gattin hinsetzte, und vertheilte, wie man es diesen Monat einrichten werde, und sich freute, wenn es an der Schnur mit Essen, Trinken, Kleiden geht, wie vorberechnet. Das ist bei mir nicht. Das Amt macht Ehrenanforderungen (ich bin als der Schule angehörig der schlechtest besoldete Rath), die ich wie die andern Räthe, ja oft, um nicht einen hindernden Stachel in der Brust zu haben, freigebiger erfülle, so ist es namentlich mit allen Wohlthätigkeitsforderungen, welche jetzt weit mehr an mich kommen, und bei welchen mein Herz mich öfter bethört. Endlich ist bei einem Künstler (wenn er's auch nur in Worten ist) Kunstgenuß ein Brotbedürfniß, ohne dessen Befriedigung er abstirbt, und dann selber statt Brot kaum mehr Kleien hervorzubringen im Stande ist. Hiezu gehören kleine Ausflüge, Reisen zu edlen Freunden in die Hauptstadt und anderwärts (ich muß des Romans halber nach Prag, um die Örtlichkeiten des Hradschins zu studiren, in der Hin- und Rückreise in Rosenberg verweilen — — und Nürnberg — Nürnberg habe ich noch nicht gesehen — das Meer noch nicht (von dem ich mir einen ganz großen Reichthum von Bildern verspreche), und endlich, daß ich einem Freunde, der mich überrascht, eine Suppe und eine Flasche guten Weines vorsetzen kann, ohne fürchten zu müssen, in den Säckel ein heilloses Loch zu reißen — wo sind nun Bücher, Bilder, ein

alterthümlicher Schrein? Die Preise sind in Linz fast in Conv.-Münze, wie vor sechs Jahren in W. Währung. — Ich bedarf daher eines Zuflusses. Die sechs Bände der zwei Romane sollen ein Kapital geben (über dessen Auszahlung wir übereinkommen werden), und die Rente von diesem Kapitale soll in Zukunft die mir bisher von Ihnen gezahlten Monatraten ersetzen; der Nachsommer soll bis zur Flüssigmachung jener Rate aufgezehrt werden. Alles in der darauf folgenden Zeit wird dann kapitalisirt, daß die Rente größer wird, und allenfalls auch ohne Amt hinreicht. Wenn Ihnen daher wie in der Vergangenheit 100 fl. per Monat möglich sind, ist es mir sehr lieb. Nur müssen Sie nicht dringen, daß der Roman fertig sei, ich arbeite fleißig, und ob nach einem Jahre noch fünf, sechs, sieben Monate hingehen, muß Sie nicht ungeduldig machen. Ich werde Ihnen von dem Manuscripte große Theile zu lesen geben, aber gedruckt darf erst werden, wenn alle drei Bände fertig sind, dann kann der Nachsommer (zwei Bände) sogleich folgen. In der Zeit aber erhalten Sie das Bändchen Physik für die Realschule.

Die größte Neugierde ist in mir, wie Ihnen der Roman gefallen wird. Aber ich sende nur einen ganzen Band. Für Geiger schicke ich dieser Tage einen ausführlichen Theil zu den Zeichnungen. Wenn ich nach Prag reise, komme ich über Wien, und halte mich zwei Tage dort auf, und werde da wieder zu Geiger gehen und ihn zu begeistern suchen. Ich glaube, wenn ich jetzt kein Amt hätte, ich würde etwas Tüchtiges leisten, eine solche Arbeits- und Schaffensfreudigkeit ist in mir. Gott gebe Gedeihen.

Leben Sie wohl, alles Liebe und Gute zu Ihrem Ehestande, und Gott gebe Ihnen alles Glück, das Sie so reichlich verdienen.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 10. Juli (Namenstag meiner Frau) 1853.

Ich habe heute ein Schreiben von Ihnen erhalten, das mich und meine Gattin in große Unruhe versetzt, weil wir daraus ersehen, daß Sie krank waren, und daß Sie mit einer tiefen Betrübniß Ihres Gemüthes behaftet sind. Obwohl ich sehr viele Geschäfte habe, die mir oft des Tages kaum eine Stunde für mich lassen, muß ich Ihnen doch in Schnelligkeit einige Zeilen schreiben, und Sie unsers tiefsten, herzlichsten Antheiles versichern, die Frau sagte, daß, wenn Sie in Wien wäre, sie sogleich zu Ihnen hinaus fahren würde. Daß ich die Frau begleiten würde, können Sie sich wohl denken. Wir hegen die zuversichtliche Hoffnung, daß Sie wieder vollkommen genesen werden, und daß sich dann die trübe Stimmung, die offenbar die Folge Ihres Unwohlseins ist, heben werde. Wir sind Ihnen durch die Zuneigung, die Sie uns, ohne daß wir eine Veranlassung dazu gegeben hätten, geschenkt haben, sehr nahe gebracht, und müssen Ihnen dafür dankbar sein. Wenn Ihnen meine Schriften Freude gemacht haben, so sind Sie mir keinen Dank schuldig, so wenig Sie der Sonne Dank schuldig sind, daß sie scheint, sondern dem, der sie gemacht hat, und endlich macht mir Ihre Freude wieder Freude, und somit bin ich eigentlich eigennützig. Wenn trotz unserer Fehler der persönliche Umgang mit

uns Ihnen angenehm ist, wie aus Ihrem ganzen Benehmen gegen uns hervorgeht, so mag es wohl Überschätzung der unbedeutenden guten Eigenschaften, die wir haben, sein, was Sie zu dieser Stimmung bringt, wir wünschten nur sehnlichst, daß wir näher bei Ihnen sein, und öfter mit Ihnen zusammenkommen könnten. Sie sollten sich Ihren trüben Stimmungen nicht so hingeben und sollten mehr dagegen kämpfen. Besonders ist irgend eine körperliche Arbeit, oft selbst ein Spaziergang ein gutes Mittel dagegen. Wäre ich in Wien, so würde ich es mir zu einer Freude machen, Sie öfters zu besuchen, und, wenn ich es vermag, Sie zu trösten. Ich hoffe viel von Ihrem Umgange mit Ihrem vortrefflichen Bruder. Die Tiefe Ihres Gefühles, die Richtigkeit Ihres weiblichen Blickes macht mir viel Freude, und zieht mein Gemüth zu Ihnen; aber die Erregbarkeit Ihrer Nerven, vorzüglich zu schmerzhaften Empfindungen, beunruhigt mich, obwohl leider dieses Übel sehr oft gerade bei tieffühlenden Gemüthern ist.

Ihr Schreiben über unsere Angelegenheit hat mich so erfreut, als wenn mir thatsächlich fünf Häuser geschenkt worden wären. Es ist sehr gut, daß Sie mit Ihrer Familie mehr in Verbindung kommen, und daß die Sache so ist, wie sie ist. Sie sehen hieraus auch, wie gut es war, daß ich mich an Ihren Bruder wendete. Die Klarheit seines Innern ist für den Menschen das höchste Gut.

Die mir übersendete, mit Ihrem Siegel gesiegelte Abschrift Ihres Testamentes habe ich aufbewahrt, und hoffe und glaube, daß ich noch recht lange nicht nöthig haben werde, die Eröffnung zu veranlassen.

Auf längere Zeit werden wir Sie wohl nicht besuchen können. So oft mich aber mein Weg nach Wien führt, werde

ich an Ihre Thür klopfen, und mich sehr freuen, Sie wohl zu finden.

N. Sch. Ich wollte von der armen weißen Mirz nichts schreiben, um Sie nicht an sie zu erinnern; aber die Frau, die diesen Brief las, billigt es nicht. Wenn ein Mensch, besonders ein einsamer, sich an etwas erfreut, sei's eine Blume, sei's ein Thier, so ist es unmenschliche Roheit, ja Niederträchtigkeit, ihm dieses Ding zu zerstören oder zu tödten, ich wäre in Ihrem Falle ebenfalls in die tiefste Entrüstung gekommen. Reisen Sie, sobald es Ihre Gesundheit zuläßt, zu Ihrem Bruder.

An P. J. Geiger.

Linz, am 18. August 1853.

Die Tiefe und Gesundheit Ihres Gefühls hat mich immer auf das Innigste an Sie gezogen, und hat in mir die Empfindung von Freundschaft gegen Sie erregt. Auch Sie haben gegen mich immer ein solches Benehmen befolgt, daß ich zu schließen den Muth bekam, Sie dürften gegen mich mehr Güte hegen, als gegen jeden andern guten Menschen überhaupt. Darum verlangt es meine Feder, daß ich Sie mit dem Worte Freund anrede. Der große Künstler, den ich in Ihnen verehre, hat an diesem Worte keinen Theil, gegen den kann ich nur Bewunderung empfinden.

Daß ich Ihnen schreibe, und bei diesem Schreiben nach einer

Aufschrift suchte, und keine andere fand, als die mir mein Herz eingab, und die an der Spitze dieses Briefes steht, hat eine besondere Veranlassung. Meine Gattin ist schwer krank. Axmanns Tochter Katharina ist seit drei Monaten bei uns auf Besuch, und entwickelt eine solche Liebe, Anhänglichkeit und Treue gegen meine Gattin, und pflegt sie so sehr, ich kann sagen mehr als töchterlich, daß ich heute bei einer besonderen Gelegenheit, wo sich ihr gutes, schönes Herz zeigte, in Thränen ausbrach. Nun weiß ich aber, daß ich, der ich so gerne dankbar gegen dieses Mädchen wäre, ihr eine Freude machen kann, die ihr über jede andere geht. Hiezu aber brauche ich Sie, sonst bin ich unmächtig, und an Sie richte ich die innigste Bitte um Unterstützung. Ihrem künstlerischen Haupte und Ihrer in der Gegenwart von niemand übertroffenen Hand ist es ein Leichtes. Zeichnen Sie eines der versprochenen Bildchen, daß Axmann eine Arbeit bekommt. Entweder die ernste, einfache, sinnende alte Frau (das Gegenstück zu dem Vogelfreunde) etwa in sitzender Stellung, oder die zwei Bildchen zu den bunten Steinen (vor der Hand nur eines). Axmann bekommt, sobald er zu arbeiten anfangen kann, eine a conto-Zahlung von Heckenast. Ich habe neulich einen Brief gelesen, der mich erschütterte, und mir damals schon vorgenommen, an Sie zu schreiben; aber Geschäftsdrang und in neuester Zeit die Krankheit meiner Gattin lähmten mir alle Thatkraft. Ich halte Axmann trotz mancher Fehler, die er unläugbar hat, für einen großen, wo nicht der Anlage nach für den ersten Kupferstecher Wiens. Schade, daß diese herrliche Anlage nicht zu jener hohen Entwicklung kam, zu der sie berufen war. Aber darum müssen wir doch alles thun, was wir können, diesem Manne, in dessen Haupte so viele schöne Blumen

gedeihen und so wenig praktisches Heu wächst, unter die Arme zu greifen. Wäre er ein geringerer Künstler, so wäre er vielleicht ein wohlhabenderer Mann. Sei es aber, wie es sei, suchen wir seinem herannahenden Alter ein kleines, sanftes Kissen unter das Haupt zu schieben. Wenn ich fleißig schreibe, und Sie zu jedem Bande ein Bildchen zeichnen, so hat Axmann auf fünfzehn Jahre Arbeit. Ich habe Sie nie zu meinem Nutzen drängen wollen. Wenn, so sehr Ihre Zeichnungen zur Verherrlichung meiner Schriften beitragen, und so sehr sie ihnen auch von materiellem Nutzen sind, Sie sagen, Sie können mir nichts mehr zeichnen, weil Sie höhere Arbeiten haben, so bin ich der erste, der dieses begreift, und Ihren Entschluß segnet, obwohl meine Schriften dann ohne Bild bleiben müssen, da ich Heckenast erklärt habe, nur aus Ihrer Hand Bilder zu meinen Werken zulassen zu wollen, oder gar keine: aber zur Unterstützung einer Familie, die es wegen des künstlerischen Hauptes des Familienvaters und wegen der Sorgsamkeit der Mutter verdient, und die es auch ohne dem wegen der Güte und Trefflichkeit der Tochter verdienen würde — zur Unterstützung und zu einer namhaften Unterstützung lassen Sie Ihren schöpferischen Geist und Ihre unerreichte Hand alle Jahre einige Nebenstündchen widmen, und Sie haben ein Kunstwerk (denn im schönsten Sinne sind Ihre Vignettenzeichnungen solche) und eine Wohlthat hervorgebracht. Lassen Sie mich keine Fehlbitte thun. Ich verehre Sie so, daß wenn Sie eine Bitte an mich sendeten, ich die wichtigste Beschäftigung bei Seite legte, und Ihre Bitte erfüllte. Dasselbe von Ihnen zu fordern, bin ich bei weitem nicht unbescheiden genug, aber es einen Hebel sein zu lassen, einmal ein paar Nebenstunden anzuwenden, bitte ich. Meine innigste, meine herzlichste

Bitte geht für Axmann. Erfüllen Sie mir selbe. Ich werde, so lange ich lebe, dafür dankbar sein.

Sie werden staunen, wie der Text zu Ihrem alten Vogelfreunde paßt. Die Frau, seine Jugendgeliebte, wird auch recht werden. Den Stoff zu Zawesch (von Rosenberg) werde ich nächstens senden. Könnte ich doch Ihre zwei Bilder „Salm" und „. . . . ." (mir fällt der Name nicht ein), von denen ich hier nicht ganz gelungene Abdrücke sah, in Wirklichkeit sehen! ich wünschte so gerne einmal über Sie etwas in der Allgemeinen Zeitung zu sagen. Wäre die Übersendung hieher unmöglich? etwa für unsern Kunstverein zu einer vierwöchentlichen Ausstellung? Es wäre mir ein großes Fest, Sie einmal (ich glaube, daß ich es nicht ganz ohne Sachkenntniß thäte) der Welt mit der Feder vorzuführen, wenn ich sie gleich zum Schreiben nicht so gut handhabe, wie Sie zum Zeichnen. Glauben Sie nicht, daß diese letzten Zeilen eine Bestechung zu Gunsten Axmanns sein sollen. Sie kennen meine Gesinnungen und Ansichten über Sie ohnedem, wenn diese Zeilen aber nebenher doch ein wenig bestechen, so ist es mir ganz recht.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 14. October 1853.

Ich konnte Ihr Schreiben nicht sogleich beantworten, weil ich theils abwesend war, theils recht viel schreiben wollte, und nicht dazu kam. So geht es mir leider auch heute, also kann ich nur

Einiges berühren. Morgen gehe ich zu einer Prüfung nach Sirning und komme am Dienstage zurück.

Über A. Zinsings Besprechung der bunten Steine in den Bl. f. l. U. kann ich nur sagen, daß, wie einseitig und nur vom subjectiven Standpunkte eines Lesers, nicht vom objectiven des Werkes aufgefaßt die Besprechung auch ist, doch meine Meinung gerechtfertigt erscheint, daß es für den Erfolg der Herausgabe meiner Arbeiten in materieller Hinsicht eben wegen der Menge solcher subjectiver Leser vortheilhafter ist, daß jetzt eine Abwechslung im Stoffe eintrete. Für mich liegt noch ein höheres Motiv zu Grunde, nämlich Abwechslung in Beschäftigung der dichtenden Kraft, was sie hebt und stärkt. Ich arbeite sehr gerne und sehr fleißig.

Wenn der „Zawesch" (nicht Zawisch) vollendet in Ihren Händen ist, dann will ich Sie in Maroth überfallen, und einige Tage recht vergnügt sein.

An Ihre, uns zwar noch unbekannte, aber darum doch hochverehrte Gemahlin von uns beiden sehr viel Schönes, und an Sie tausend Grüße.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 29. October 1853.

Anliegend folgt das Buch zurück. Meine Amtsreise hat sich weiter ausgedehnt, als ich anfangs vor hatte, daher die Verzögerung. Ich vermuthe, daß der Verfasser der fraglichen Gedichte noch sehr jung ist, und in so ferne berechtigt er zu Hoffnungen,

vielleicht zu bedeutenden; aber Gewißheit geben die Gedichte noch nicht. Wenn mit den Jahren bildende Kraft und ein weiter Weltblick dem Verfasser zuwächst, dann dürften die Hoffnungen in Erfüllung gehen. Nach meiner Ansicht gehen ihm beide Dinge noch ab. Die Gedichte, statt runde Gebilde zu bringen, ergehen sich in musikalischen, blos sehr subjectiven Zuständen, welche häufig nicht gewachsen, sondern gemacht sind, daher sie meist trotz der hoch hinaufstrebenden Worte kalt sind, keine innere Ganzheit, keinen Charakter, nicht einmal den des Verfassers abspiegeln, welch' letzteres der sicherste Beweis ist, daß die Gedichte nicht unbewußt aus seinem Innern geblüht sind, sondern ausgesonnen. Er erinnert in seinen oft spitzfindigen Hauptpunkten an Levitschnigg und Heine, beide haben Schönes, und beide sind in ihren Fehlern gefährliche Muster. Eine Gedichtsammlung soll eigentlich das abgeschlossene Leben des Dichters bezeichnen, ein weiter Kreis von Erfahrungen darin liegen, man soll einzelne Gedichte, nicht Bände von Gedichten herausgeben, und gesammelt sollen sie erst in späten Jahren werden. Dies macht die großen Dichter noch größer. Dann dürfen Jugendgedichte da sein, sie dienen zu sanfter Zierde des Baues, wenn aber lauter Zierde ohne Bau da ist, wie meist in der Jugend, so geht das nicht. Der Verfasser möge sein Talent üben, möge fortfahren an dem Adel seiner Gesinnung ausbildend zu arbeiten, möge in andern Künsten Einsichten zu einem Erfahrungsreiche sammeln, möge in den Wissenschaften tüchtig werden — dann, wenn er 40—50—60 Jahre alt wird, wird er herzlich den Unwillen bereuen, den er jetzt wahrscheinlich über mein ihm hart dünkendes Urtheil haben wird. Er muß einen Unwillen haben, ich verdenke es ihm nicht, das Feuer der Jugend treibt ihn zu Gedichten, der

Jüngling hat noch nicht die Gestaltungskraft, sein eigenes Innere auszuprägen, daher greift er nach himmelstrebenden Worten, er hat noch nicht die Lebenskenntniß, daher bringt er statt der sittlichen Höhen und erhabenen Größen des Lebens seine absonderlichen Träume, und meint immer, er habe sich und das Leben in den Gedichten gegeben, während er es nur gewollt hat, und in dem Leser das nicht erzeugt, was in ihm selber bei seinem Dichten war. Das Merkmal eines Kunstwerkes aber ist einzig das, daß es im Leser jede Stimmung aufhebt, und seine hervorbringt. Ich glaube nicht, daß die vorliegenden Gedichte eine nachhaltige Kunstwirkung hervorbringen werden. Der Verfasser soll mir nicht gram sein, ich bin ihm freundlich gesinnt, dies beweist mein Eingehen auf sein Werk, und mein offenherziges Urtheil, dem ich natürlich nur das Gewicht einer Meinung beilege. Wen man nicht achtet, den fertigt man mit einigen unbedeutenden Redensarten ab. Wenn es dem Verfasser nicht unangenehm ist, wird es mir Freude machen, öfter von ihm ein Blättchen eingesendet zu erhalten, ich werde darauf eingehen, und ihm meine Ansichten schreiben, er wird nach Verlauf einer Zeit sehen, ob es ihn fördert oder nicht, und im letzten Falle kann er die Sache immer beiseit liegen lassen. Mir ist die Kunst das größte irdische Heiligthum, darum mag ich strenger sein als solche, die sie als ergötzenden Luxus betrachten. Ich bin auch strenge gegen mich, vielleicht noch mehr als gegen andere. Dies möge der mir unbekannte Verfasser bedenken. Ich möchte ihn gerne herzlich grüßen, und ihn noch einmal bitten, mir nicht zu zürnen. Sollte ich einmal persönlich mit ihm zusammenkommen, und er darauf eingehen, so bin ich erbötig, ihm an einzelnen Gedichten, die er selber auswählen mag, den Beweis des oben

Gesagten zu liefern. Vielleicht verständigen wir uns. Wenn er es einmal versuchte, nicht etwas Außerordentliches, sondern etwas Gewöhnliches zu machen, wie es in jedem Gemüthe liegt, vielleicht gelänge es sehr gut.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 11. December 1853.

Anliegend übersende ich Ihnen den Brief Eulemanns, der mich sehr erfreut hat, ich habe ihm selber geschrieben und ihm ein Blatt als Handschrift beigelegt. Gleichzeitig mit Ihnen erhält er ein Schreiben. Ihr Brief hat mich in mehrfacher Hinsicht entzückt, der lieben Gesinnung wegen, die Sie und Ihre liebenswürdige Gattin in demselben ausdrücken, wofür ich Ihnen herzlich danke, die ich in vollem Maße erwiedere, und die ich, so weit es meine Kräfte zulassen, in keinen andern Thaten ausdrücken kann, als in solchen, die man druckt, und darin (ist mein sehnlichster Wunsch) will ich nichts sparen, was Sie erfreuen könnte. Hätte ich nur mehr Kräfte — mehr Kräfte — was bin ich gegen Homer, dessen Odysseus ich eben gelesen habe — ja, das heißt dichten — nun, ich gebe eben, was ich habe. Zweitens erfreut mich Ihr Brief des Geiger'schen Vorhabens willen. Hiebei habe ich den einzigen Wunsch, persönlich in mehreren Zusammenkünften mit Geiger sprechen zu können, wir würden mit dem ästhetischen Entwurfe bald im Reinen sein (wenn er denn meint, daß ich etwas beitragen kann, ich meine, daß er alles ohnedem

tausendmal besser versteht, als ich), und was dann die Verkörperung dieses geistigen Grundgedankens betrifft, so lebt kaum ein Künstler, der es mit Geiger aufnehmen könnte. Vielleicht gehen im Februar schon Dampfboote, und ich kann auf eine Woche nach Wien gehen. Bis dahin werden wir einige Briefe über die Sache wechseln. Ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie ich mich auf das Bild freue. Das wird eine Wahrheit, eine Treue, eine Kraft werden. Aber wer wird es denn stechen?? Die alten großen Kupferstecher leben nicht mehr! — Kurz die Sache freut mich außerordentlich, es müssen nicht blos die geistigen Wirkungen jener Zeit hervortreten, sondern welcher Stoff, welche Pracht für einen Pinsel in den Waffen und Kleidern der Führer jener Kriege, die herrlichen Halskrägen, Binden, Panzer &c. &c. Ich muß von dem Gegenstande schließen, sonst schreibe ich Ihnen, was ich Geiger schreiben sollte. Wäre ich in Wien, ich bilde mir ein, ich hätte durch Begeisterung einen Einfluß auf das Bild, so wie ja Geigers Genius auf mich einen großen Einfluß hat, und derlei Sachen sind in der Regel gegenseitig. Ich halte Geiger für den größten historischen Künstler der Gegenwart, wenn er auch noch so wenig in Öl ausgeführt hat. Seine Blätter aus der ungarischen Geschichte übertreffen weit, was in neuer Zeit componirt wurde. Sie verhalten sich zu der Abdankung Carls V. (z. B.) von Gallait, wie die Wahrheit zu einem von sehr guten Schauspielern vorgestellten Schauspiele. Doch genug hievon. Ich hoffe nicht ewig von Wien verbannt zu sein, und dann werde ich diesen Mann besser und inniger hegen, als ich es früher gethan. Wenn man großen Menschen, wie z. B. auch Grillparzer, nahe ist, nimmt man sie wie tägliches Brot, und erkennt sie erst dann, wenn man getrennt ist.

Vielleicht schicke ich Ihnen den Nachsommer, wenn er durchgesehen ist, aber es darf davon beileibe nichts gedruckt werden, bis der Zawesch in den Händen des Publikums ist. Ich stärke mich zu letzterem Werke durch die große, unglaubliche Kraft und Gewalt Homers. Lesen Sie doch Vossens Übersetzung des Odysseus. Obwohl holperig und dem Originale weit nachstehend, ist das Werk auch in dieser Gestalt so groß, daß alle neueren Dichter nicht davor bestehen können. Die Alten heißen ihn darum auch den göttlichen Homer.

Leben Sie recht wohl, alles Herzliche und Schöne von uns beiden an Sie und Ihre liebe Gattin. Wenn mir Gott die kräftige Gesundheit erhält, die ich habe, und mehr Zeit schenkt (hätte ich nur einmal das Amt weg), so wird sie noch viele neue Bücher von mir lesen. Ihr treuer, ergebener Freund.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 27. December 1853.

Es ist, als ob ein böser Feind meine Briefe an Sie zu verkürzen strebte; seit mehreren Tagen suche ich schon einen zu schreiben, der sehr ausführlich ist, aber immer kam etwas dazwischen, und heute ist es schon 11 Uhr, und um 12 Uhr soll der Brief auf der Post sein. Ich muß daher abermal nur das Wesentliche melden. Morgen geht unser Lesebuch mittelst Postwagen an Sie ab.

Aprent erklärt es für das beste dieser Art. Nach meiner

Weise, die Sie kennen, hätte ich Alles noch einmal von vorne begonnen und durchgesehen, aber Aprent lacht mich aus, und ist dagegen, also mag es abgehen. Es ist auch besser. Obwohl wir nur bestimmte Abende arbeiteten, beirrte die Sache doch einigermaßen die größere Arbeit, die ich nur ungetheilt im Herzen haben kann.

Mein Hauptstreben geht jetzt dahin, wieder einmal zu meinen edlen und geistreichen Freunden und zu allen den anregenden Momenten nach Wien zu kommen. So sehr ist meine Natur vorwiegend künstlerisch, daß, sobald ich nur eine Rente von 1000 fl. habe, ich bestimmt dem Amte entsage, und nur der Kunst lebe. Ohne Rente aber wage ich es jetzt, bei meinem Alter von 46 Jahren, nicht mehr. Könnte ich alle Entwürfe ausführen, die sich in meinem Haupte drängen, wie glücklich, wie überglücklich wäre ich! Ist es denn nicht schmählich, der dummen Materie willen an Kleinerem kleben zu müssen und gezwungen zu sein, das Größere liegen zu lassen. Kommen Sie etwa im Frühlinge nach Wien, vielleicht wohne ich 14 Tage in Baden bei meiner edelmüthigen Freundin, die mich und meine Gattin gar so herzlich eingeladen hat. Da ließe sich in Muße Vieles besprechen. Eben kommt wieder jemand mich zu stören, ich muß schließen. Leben Sie recht wohl, denken Sie mit derselben Liebe und Freundschaft auch im künftigen Jahre meiner, wie bisher, und nehmen Sie von mir und meiner Gattin für sich und Ihre liebenswürdige Frau Gemahlin alles erdenkliche Herzliche zum Jahreswechsel hin, wie Sie ja überzeugt sein müssen, daß wir nur Gutes für Ihr Haupt und Ihr Haus von Gott herab wünschen.

1854.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 13. Jänner 1854.

Ich muß mich heute in meinem Amte einsperren, um an Sie schreiben zu können. Zwei Tage war ich wieder belagert, und konnte nicht vor das Briefpapier kommen, und eine Zeit mir von der, der Schriftstellerei bestimmten abbrechen durfte ich nicht, weil es einem Gelöbnisse entgegen ist, das ich gemacht habe, die von dem einengenden Amte den Musen überlassene Zeit nicht im geringsten mir verkümmern zu lassen. Nach Wien konnte ich Ihnen nicht schreiben, weil ich den Brief erhielt, da es schon zu spät war, daß Sie eine Antwort noch in Wien getroffen hätte.

An Geiger schreibe ich heute ausführlich. Ich habe den Wallenstein sehr genau studirt, und werde meine Ansichten auseinander setzen. Den Nachsommer habe ich vor Absendung einer Durchsicht unterworfen, und finde vieles zu feilen. Ich darf ihm nur Abends manche Stunde gönnen, daß er mich nicht zu sehr einnimmt, und dem nöthigeren Werke fremder macht. Dringen Sie nicht sehr, am wenigsten mit freundschaftlichen Worten, weil ich denen am wenigsten widerstehen könnte, und mich etwa zu dem Nachsommer setzte, und alle Ritter und Rüstungen gehen ließe, was ja ganz verkehrt wäre. An Geiger schreibe ich einen

zweiten Brief mit Auseinandersetzungen des Nachsommers und Anhaltspunkten für die Vignetten. Darf ich fragen, wer den Wallenstein stechen wird?

Eben kommt Graf Barth und will durchaus mit mir reden, ich muß schließen, und verspare mir ein herzliches, gemüthliches Plaudern, das ich noch anfügen wollte, auf weiter. Hätte ich nicht das niederziehende, beschwerende Amt, wie gerne würde ich einen Sommer in Maroth arbeiten, und manchen Abend bei Ihnen mit Lecture, Musik, Gespräch rc. zubringen.

An P. J. Geiger.

Linz, 1854.

Heckenast hat mir geschrieben, daß Sie einen Wallenstein für ihn malen wollen, und daß Sie nicht abgeneigt wären, meine Meinung über die Wahl des Zeitpunktes seiner Geschichte anzuhören. Auch hat Heckenast mir bereits einige Scenen aus der Schiller'schen Tragödie bezeichnet, auf die Sie gedacht haben. Ich bedaure nur auf das Tiefste, daß ich nicht bei Ihnen bin; denn im Wechselgespräche würde sich ein weit anderes entwickeln und heraus arbeiten (da einer den andern entzündet), als durch einseitige schwarze Zeilen, die auf einem weißen Papiere stehen. Ich habe lange gedacht und erwogen, um einen Augenblick zu finden, der weit genug ist, Wallensteins Leben zu enthalten, und doch wieder begrenzt genug, um durch die Mittel der Malerei

erschöpft werden zu können. Die Aufgabe ist eine sehr große, und wenn Geiger sich ihr unterzieht, muß sie seiner würdig und ruhmreich sein. Ich habe bis jetzt noch keinen solchen Augenblick gefunden, glaube auch, daß dessen Auffinden das Künstlerischeste an der Sache sei, und daß man lieber warten als sich übereilen soll. Nur verneinend wage ich vor der Hand einen Rath zu geben, nämlich Schillers Trauerspiel gar nicht zu Grunde zu legen, sondern den historischen Wallenstein. Schiller ist so subjectiv, daß selbst in diesem bedeutenden Werke trotz aller Objectivität, die er hier anstrebte und mehr als in andern Stücken erreichte, alle Personen lauter Schiller sind, und mit seiner Sprache reden, nicht mit ihrer. Das sind modern denkende, fühlende, sprechende Figuren, keine des 30jährigen Krieges. Das Lager erscheint mir noch am besten. Ihre Natur, theurer Freund, aber ist so objectiv, so in die Sache als solche eingehend, daß Sie Göthe und Shakespeare näher stehen, mit Schiller aber in geradem Gegensatze sind. Sie vermögen gar keine solchen Phrasenfiguren zu machen wie Schiller. (Ich will darum Schiller nicht überhaupt tadeln, ich tadle nur dieses Stück an ihm, begreife, wie er unserem Phrasenzeitalter so gefallen konnte, daß es ihn zu oberst setzen wollte, und daß er selber wieder sehr viel zum Phrasenthume der neuen Zeit beitrug, das sich in jüngster Vergangenheit völlig ekel machte.) Sie sind ein historischer Mensch, Ihnen gelingt es, einen historischen Wallenstein zu malen, darum dürfen Sie (nach meiner Ansicht) durchaus nicht blos eine Illustration zu Schillers Trauerspiel malen. Auf der Bühne zeigt sich das Hohle erst recht, wir werden nicht von der Wahrheit so sehr ergriffen wie bei Shakespeares Dramen, sondern wir sehen

eben nur ein Theater, in welchem die Personen spielen. Nur die Frage noch: warum geht denn Thekla in die weite Welt, und wohin, und wie läßt sie gegen Natur und Sitte die Mutter zurück? in solcher Lage?! Und Max — wie kann er so sinnlos sein, das ihm anvertraute Regiment geradezu in den Tod zu führen, weil er verliebt und wegen Wallenstein in tiefstem Schmerze ist. Heute würde man das gewissenlos und knabenhaft heißen, und auch damals hätte man es so geheißen. Bei Schiller soll es heldenhaft, empfindungsvoll und groß sein. Wie es jetzt, wenn es so wäre, Entrüstung über den unfähigen Oberst hervorrufen würde, ruft es bei Menschen, die durch tönende Reden nicht verführt werden, auch beim Lesen Entrüstung hervor. Das ist ein schwacher, schlechter Mensch, der sich so wenig beherrschen kann. So könnten noch viele schwache Stellen des Stückes bezeichnet werden. Ich schließe aber, und bemerke nur noch, daß auch in diesem Stücke, wie bei Schiller häufig, die Personen von den Gefühlen reden, statt sie zu haben, über Liebe philosophiren, statt liebend zu handeln (siehe 12. Auftritt 5. Act). Senden Sie gütigst dieses Schreiben an Heckenast, er möge es lesen, mir darüber schreiben, und es Ihnen zurück senden. Ich schreibe Ihnen bald wieder. Wäre nicht eine Berathung im Feldlager in Baiern angezeigt, wo er Gustav Adolf so lange gegenüber lag? oder anderes? Vor der Schlacht bei Lützen?

Alles Schöne.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 23. Jänner 1854.

Ihr letztes Schreiben habe ich erhalten, worin Sie sagen, daß Sie eine Nachtragssendung erhalten haben. Sie müssen zwei erhalten haben, und bis einschließlich der Auszüge aus Livius ist alles, was in Ihrem Verzeichnisse steht, beglichen. Ich bitte nachzusehen, es wäre übel, wenn etwas verloren gegangen wäre. Da nach Aprents Rechnung vielleicht nicht genug Materiale sein dürfte, so entschlossen wir uns, ein Stück, über welches wir zweifelhaft waren, doch aufzunehmen — „Marschen und Halligen" (von Th. Mügge). Ich sende es beiliegend und bitte um gelegentliche Rücksendung. Dieses Stück soll vor dem Haideknaben, oder nach Göthe's Novelle kommen, wenn ersteres wegen vorgeschrittenen Satzes nicht mehr möglich wäre. Aprent läßt bitten, da die Aufschriften nicht mehr zu ändern sind, wenigstens, wenn es möglich ist, unter jedes Stück einen Strich zu setzen, in den folgenden Bogen die Zwischenräume ein klein wenig größer zu machen, es fällt nicht auf, und befriedigt ihn. Er ist ein wenig ängstlich, wie man es bei den ersten Büchern ist. Nehmen Sie es ihm nicht übel. Zur zweiten Abtheilung fehlt nur noch das Biblische, das Sie nebst Allem in einigen Tagen bekommen.

An Geiger, der mir bereits geantwortet hat, habe ich

geschrieben, daß er Ihnen meinen Brief senden möge. Er wird wohl schon in Ihren Händen sein.

Die Entkleidungsscene vor der Nacht des Todes Wallensteins geht darum nicht, weil das Bild ein Nachtstück wäre und im Stiche nur schwarz und weiß aussehen würde. Ich gehe Wallensteins Geschichte durch und werde Geiger bald wieder schreiben. Er wünscht auch öfter Briefe zu haben.

Die Post drängt. Nächstens mehr. Ich sende anliegend einen Auszug eines Briefes von Hofrath Perner in München an Grafen Barth-Barthenheim. Schicken Sie mir aber den Zettel wieder zurück. Er freut mich des Mannes halber, von dem er kommt, wenn ich natürlich auch seine Meinung über mich für zu hoch halte. Nicht der Rang unter den Dichtern, sondern die Wirkung auf edle Menschen thut meinem Herzen wohl. Tausend Schönes.

An Ottilie Wildermuth.

Linz, am 8. Februar 1854.

Um nicht ganz und gar in den Verdacht zu kommen, daß ich ein höchst unartiger Mensch sei, oder gar noch schlimmeres, muß ich endlich an Sie schreiben, obwohl der geeignete Zeitpunkt trotz der langen Zeit noch nicht gekommen ist. Mit dem Buche, das Sie mir mit Beigabe eines Briefes, der mir, so lange ich lebe, ein theueres Andenken sein wird, übersendet haben, hat sich eine

eigene, Ihnen gewiß nicht unangenehme Geschichte ergeben. In Linz, wo ich, nachdem ich 22 Jahre in Wien gelebt hatte, in dem frommen Glauben, daß ich für die Menschheit wirken könne, die Stelle eines Schulrathes für das Kronland Oberösterreich angenommen habe, ist man in Folge des hiesigen Buchhandels, der redlich jedes Buch, das man haben will, verschreibt, und der damit Hand in Hand gehenden Unwissenheit über Schönes und Großes, mit Ihrem Buche ganz unbekannt gewesen. Auch ich, einmal hieher seit 1848 verbannt, habe von Ihnen nichts gewußt. Die Regierungsrathsgattin Wilhelmine Fritsch, deren Gatte mit mir die Spitze der ob der ensischen Landesschulbehörde bildet, machte einmal eine Donaureise, und konnte wegen Nebel mit dem Dampfboote nicht sogleich abfahren. Sie sandte zu mir, der ich an der Donau wohne, um irgend ein Buch, die Zeit hin zu bringen. Ihr Buch war eben angekommen. Ich sandte es ihr mit dem Bedeuten, daß ich es selber noch nicht gelesen habe. Allein die Frau war dergestalt über das Buch entzückt, daß sie es mir trotz meiner Bemerkung nicht zurück gab, endlich aus Wohlgefallen daran anderen gab, diese wieder anderen u. s. w. Endlich, als das Buch in meine Hände kam, war eine Freundin meiner Frau, die es nur auf ein paar Tage haben wollte, in denen ich ohnehin noch nicht zum Lesen komme, dann eine andere, und so ging es fort, bis ich endlich in bester Art Beschlag auf das Buch legte, und sagte, es dürfe von meinem Tische nicht mehr weggerührt werden; ich, der Eigenthümer, wollte doch auch einmal hineinschauen. Das geschah nun vor mehreren Tagen; allein, wie erschrack ich, da ich sah, daß es sich hier nicht um ein Buch handle, das ein gewöhnliches Tagesereigniß sei, wie es einem sehr oft in die Hände kommt, und wie man

es gleichgiltig nimmt, und weglegt; sondern daß da ein Werk von tiefer und edler Bedeutung vorhanden sei. Ich erkannte, daß die Unart, die ich auch einer Verfasserin von geringer Bedeutung durch mein langes Schweigen angethan hätte, hier um so viel größer sei, und daß ich eilen müsse, um wenigstens so viel gut zu machen, als möglich ist. Ich bitte Sie daher auf das Innigste und Herzlichste um Ihre Vergebung, von Ihnen thäte mir eine ungünstige Meinung über mein Wesen sehr weh. Ich schreibe darum auch diese Zeilen, obwohl, wie ich eben sagte, der Zeitpunkt noch nicht gekommen ist; ich habe nämlich noch nicht die Hälfte Ihres Buches gelesen (das letzte war die Geschichte der Großmutter), aber ich kann nicht länger warten. Wenn ein Umstand zur Entschuldigung beitragen kann, so führe ich ihn auch an. Viele junge Leute schreiben Bücher und Verse, und gehen einen älteren Freund um Beurtheilung und Rath an. Ich gab beides immer ehrlich, und ließ niemanden gerne warten. Aber man macht hiebei seltsame Erfahrungen, das lebhafte Mitgefühl stumpft sich ab, und man wird gleichgiltiger gegen Werke, deren Verfasser man noch nicht kennt. Dazu ein Amt voll von Geschäften, dazu das eigene Haupt voll von Hirngespinnsten, die aufgeschrieben zu werden verlangen, und die in so süßer Gestalt erscheinen, daß sie einen zum Schreibtische verlocken, weil man den Aberglauben hat, sie werden auf dem Papiere dann auch so hold und frei sein, als sie es im Haupte waren. Das warme Herz ist dann immer das arme Närrchen für diese Kobolde, die keine Ruhe geben. Und dann ist das arme Ding hölzern, daß es ein Ärger ist. Lassen Sie diese Umstände auch eine kleine Entschuldigung sein. Und nun, da ich fast mit Gewißheit glaube, daß Sie nicht mehr böse sind, hören

Sie mich an. Ich sage Ihnen tausend lieben, warmen Dank für Ihr herrliches Buch. Lange hat mich nichts so sehr erfreut. In unserer Zeit der Kunstlosigkeit oder der Kunst der Ungeheuerlichkeit hat dieses gesunde Gestaltungsvermögen mich wie eine edle, reine Muse mit klaren menschlichen Augen angeschaut. Unsere Zeit verlangt Großes, Nationales, Zeitgemäßes, ja sogar Dichtungen der Zukunft und wie die Worte sonst noch heißen, und gerade diese Dinge sind das Armuthszeugniß der Zeit. Nicht was man macht, ist die Kunst, sondern wie man's macht, oder ist der Elephant und der Großglockner ein größeres Kunstwerk als die Mücke und das Sandkorn? Wer das behauptet, kennt alle vier nicht. Nur unerfahrene Kinderaugen staunen das räumlich Große oder das Lärmende an. Wenn eine Gestalt riesenhaft ist, aber nicht modellirt, ist sie schön? In der Zeit des Kunstverderbnisses und der Ohnmacht steckt man sich hinter den Stoff, den man groß nennt, und gibt ihn roh, man verdirbt ihn noch. Wer es weiß, wie schwer es ist, dem lieben Gotte seine Welt, die endlich das Muster aller Kunstwerke ist, nachzuerschaffen (und in winzigen Theilen thut es ja die Kunst), der ist sehr furchtsam in der Wahl des Stoffes, den er erschöpfen soll, und von dem er die bezeichnenden Züge alle (die Merkmale des Lebens) bringen, und die falschen (die Merkmale der Unmöglichkeit) wegscheuchen soll, in wie schimmernder Gestalt sie sich auch aufdrängen, er sieht seinen Stoff lange an, ehe er ihn nimmt, und wär's auch nur der Kopf eines Bettelmannes. Wem sich das Wie der Kunst verbirgt, dem verbirgt sich die Fülle des Stoffes, er muß das daher durch die Masse ersetzen, und darum braucht ein sprudelnder Jüngling fast die halbe Weltgeschichte zu seinem Trauerspiele, während der denkende Mann beinahe ver-

zagend vor einer einzigen Gestalt des Alterthums steht. Nicht Gluth und sittliche Tiefe allein bilden den Künstler, sondern auch das Gestaltungsvermögen, das alle Glieder wahr, rein, harmonisch und liebreich bildet. Sonst wäre die Amaranth die vollendetste Dichtung, in der so erschrecklich viel Schönheitsgestrüppe wuchert, und die Stämme nicht so gesund und einfach emporragen, als wären sie in der That auf dem natürlichen Erdboden gewachsen. — Ich komme ins Plaudern, aber es zieht mich etwas so Verwandtes zu Ihnen, daß ich glaube, Sie müssen das alles auch fühlen, und die Kunst so über Alles lieben wie ich, nnd sich freuen, wo eine wahre Blüthe von ihr zum Vorschein kommt; und das scheint mir eben in Ihrem Buche der Fall zu sein. Die Idee des sittlich Großen ist da, und auf dieser Grundlage, deren Größe allein die Werke groß oder klein macht, bewegen sich die Gestalten, und dieselben sind eben mit der Gestaltungskraft, wie ich sie eben nannte, gebildet, mit einer Gestaltungskraft, die die Alten so sehr hatten, und die uns so mangelt, ohne welcher mit je größerer Begeisterung nur desto größere Ungeheuer geschaffen werden. Sie müssen sehr viel nach der Natur arbeiten (wie die Maler sagen), weil Ihre Gestalten so rund gebildet sind, daß man um sie herumgehen kann, daß man sie von der Sonne beleuchtet in den Gassen der kleinen Stadt oder auf den Feldern herum gehen sieht; besonders aber gefällt mir, daß Sie einer Klippe unserer Zeit aus dem Wege gegangen sind, die ich so sehr hasse, und die ich doch leider selber in der Jugend aufsuchte, der Übertreibung. Maßhalten dürfte das schwerste aber sicherste Merkmal des wahren Künstlers sein. Wie schön ist die Gestalt Ihrer Schustersfrau! ich bringe sie nicht aus dem Herzen und aus dem Haupte. Wie nahe lag hier

der Afterkunst die Verführung zu Redeflosteln, und mit wie sicherem, kunstsinnigem Gefühle haben Sie es vermieden. Fast dürftig sind die Züge dieser Gestalt, aber so inhaltlich, daß jeder ihr ganzes Leben und zwar immer dasselbe Leben enthüllt und weiter entwickelt. Diese Frau, der Bide, welcher ein gar glücklicher Griff in dieser Geschichte ist, der Schuster und der ganze Hintergrund der Verwandtschaft und des Städtchens erscheint mir als ein Meisterwerk der Kunst. Alles ist organisch, alles greift gesetzmäßig in einander, nichts spreizt sich oder beansprucht ein vorwiegendes Dasein, und doch erfüllt sich das tragische Geschick, was jedesmal eintritt, so wie man den sittlichen Gesetzen Kampf bietet. Wenn ich auch einen Tadel anhängen darf, so fehlt diesem herrlichen Werke der endliche Abschluß, die Strafe des Schusters, nicht eben durch weltlichen Arm, das ist sogar trefflich gedichtet, daß er dem entrinnt, er hat Alles berechnet, er kann sich von dem Weibe befreien, das er für die Ursache seines Unglückes hält, er wird von keinem Gesetze verfolgt; denn er redet sich heraus, alles ist gut, nur eins hat er nicht bedacht, das Gesetz in seinem Herzen, und diesem muß er verfallen, dieses muß ihn strafen, diese Strafe muß in dem Gedichte ersichtlich werden, und zwar so ersichtlich werden, daß aus der jammervollen, im höchsten Grade verfallenen Gestalt des Schusters und aus anderen Anzeichen seiner Vorkehrungen für das Auge des Gewissens (wenn auch nicht als richterlicher Beweis) die Wahrheit hervorgeht, daß alles nichts geholfen hat, daß der Schuster in einem Zustande ist, gegen den sein früherer noch Himmelsglück war, und daß, wenn ihm auch das körperliche Hochgericht erspart war, er es täglich vor sich selber und vor seinen Mitbürgern erleidet. Die Sie die andern Züge so trefflich fanden, werden die

auch finden. Daß er blos dem Richter ausweicht, und sonderbar und seltsamlich ist, scheint mir zu wenig; auch das Benehmen der Mitbürger gegen ihn scheint am Abschlusse nicht ganz wahr; denn sie müssen ihn für den Mörder halten. Wer sich im Trübsinne oder halben Wahnsinne das Leben nimmt, gibt nicht einen anderen als Mörder an. Dann muß es ja Leute geben, die wissen, ob die Thür des Schlafzimmers des Bide immer von außen verschlossen war. Die Thatbestanderhebung und die Ausarbeitung der Umstände soll hier sehr genau sein, daß der Leser die Überzeugung gewinnt, das äußere Gericht habe dem Manne nichts anhaben können; dann wird die Strafe des Innern desto fürchterlicher. Verzeihen Sie meine Anmaßung; aber sie beweise Ihnen, wie nahe mir die Sache geht, und wie tief sie auf mich gewirkt hat.

Ich bin im Schreiben dieses Briefes unterbrochen worden, und er ist leider zwei Tage unvollendet geblieben. Seither habe ich das liebe Dortle gelesen. Wenn Ihnen einige Zeilen an mich keine zu große Last sind, würde ich darum bitten, sei's auch nur, daß Sie sagen, daß Sie nicht böse sind über das lange Nichtschreiben früher und über das viele Schreiben jetzt.

Ich sende den Brief an Ihren Verleger, da einmal die Allgemeine Zeitung die Vermuthung aussprach, daß Wildermuth nicht Ihr Name sei. Die besten, herzlichsten Grüße.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 2. März 1854.

Nur der ungeheuerste Wust von Geschäften ist Schuld, daß ich noch nicht an Sie geschrieben habe, täglich sprechen wir von Ihnen, und Ihre Briefe, die mich so freuen, liegen in einem Fache meines Kastens, das die Überschrift hat: „Briefe theuerer Personen“ — aber zum Schreiben komme ich so schwer gerade gegen solche, denen ich recht viel schreiben möchte. Wären wir in Ihrer Nähe, so besuchten wir Sie täglich und plauderten über verschiedene Dinge; aber alles in einen Brief bringen, was ich mit Ihnen reden möchte, ist eine Unmöglichkeit: über das prächtige Gedicht Eichendorfs, das Sie mir sandten, in dem ich das ganze romantische Talent Ihres edlen Bruders fand, das mir aber doch, wenn ich mir einen Tadel erlauben darf, noch schöner erscheinen würde, wenn es mehr Bestimmtheit des Zweckes hätte und mehr Klarheit der antiken Welt — über die lieben Worte, die Sie über meine Arbeiten selbst sprechen, die einen verschönernden Nachhall in Ihrem Herzen finden — über Natur, Menschenschicksal u. s. w. u. s. w. Gewiß ich nehme mir nächstens einen Tag, an dem ich schon um 7 Uhr Morgens mein Schreibzimmer zusperre, damit niemand herein kommt, und an dem ich kein Geschäft vornehme als ein Werk zu verfassen, das nur einen Leser hat, nämlich Sie. — Ich habe auch noch andere Briefe erhalten, die mich freuen, ich werde Ihnen manche

zeigen, aber die Ihrigen freuen mich am meisten, und dieser Lohn meiner gut gemeinten Worte, daß sie das „süße Naß in die Augen treiben" (wie mir eine Frau Solger aus Dresden schreibt), ist mir der schönste, den ich erwarten kann; denn er ist der edelste. Schreiben Sie mir recht oft und recht viel (natürlich wenn es Ihnen Freude macht), es ist immer ein Fest für uns, wenn wir Ihre Schrift auf der Adresse eines Briefes sehen, worauf wir uns zusammen setzen und das Blatt lesen. Meine Gattin gibt mir die abscheulichsten Namen, daß ich so undankbar gegen so viel Güte bin, und so selten schreibe; aber mir ist, Sie müßtens schon wissen, wie ich gegen Sie gesinnt bin, und Sie müßten alles lesen können, was ich gegen Sie hinab denke — aber das ist eben das Verkehrte, daß ich meine, Sie hätten schon von meinem Gedanken etwas — doch eines haben Sie allerdings, das Bewußtsein müssen Sie haben, wie gut wir Ihnen sind, und welche Gemeinschaft des Geistes zwischen uns obwaltet, die eben das Verhältniß eingeleitet hat, die uns schöne Stunden gibt, die wir nicht uns, sondern eigentlich Gott verdanken.

Nun zu etwas Anderem: ich komme wahrscheinlich im April nach Wien, dann nehme ich Sie ohne Barmherzigkeit mit mir zu uns herauf. Können Sie nach Schlesien reisen, warum nicht mit einem Dampfschiffe nach Linz. Dann wollen wir Sie sehr hätscheln (Sie müssen sogar die Miz mitnehmen, wenn Sie wieder eine haben), wir wollen Sie sehr in unserer schönen Gegend herum führen, und wenn nichts „am Schnürl" geht, wollen wir sehr lachen. Denken Sie ein wenig an den Plan.

Ich schreibe eben an einem Zawesch (von Rosenberg) und an dem Nachsommer, der das Glück einiger alter Menschen schildert. Vielleicht machen Ihnen die Dinge Freude. Zawesch

wird drei, der Nachsommer zwei Bände enthalten. Das Blatt ist zu Ende. Wenn ich im April komme, so bringe ich den langen Brief mündlich, komme ich nicht, so folgt er schriftlich. Möge Ihnen der Winter gut vergangen sein, und dieser und viele Sommer recht freundlich erscheinen.

Alles Liebe und Gute von meiner Gattin und mir. Üben Sie keine Rache an mir undankbarem Menschen, und schreiben Sie sehr bald.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 6. April 1854.

Ich schrieb an Geiger, daß „Wallenstein in Eger" zu malen sei. Er wird Ihnen die Auseinandersetzung mittheilen. Vor den Vermählungsfeierlichkeiten kann ich nicht nach Wien kommen; aber etwa nachher bald. Sollten Sie in der Zeit dort sein können, so wäre es sehr schön, wir könnten vieles besprechen. Ich arbeite sehr fleißig, sehne mich aber unaussprechlich nach der Zeit, wo mir eine gesicherte Rente möglich machen wird, ohne Amt zu sein; denn es zerreißt mir fast das Herz, wenn ich in eben dieses Herz zu den lieben, schönen, hohen Dingen, die sich nach und nach in dasselbe finden, das Heu, Stroh und den Häckerling des Amtes laden, und die Götter dadurch beschmutzen muß, und es ist nicht anders, und ich kann mir leider für jetzt nicht helfen.

Sehr Vieles hätte ich mit Ihnen zu besprechen, aber die Zeit drängt, und ich hoffe, daß wir uns doch bald sehen, und aus dem Grunde plaudern können.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 15. April 1854.

Ich habe eigentlich keine einzige Minute Zeit, werde daher über Geiger, Kalender ꝛc. diese Feiertage schreiben.

Den Nachsommer muß ich also in Gottes Namen wieder vornehmen und durchgehen, weil Sie ihn so gerne hätten. Ich sage Ihnen aber, daß hiedurch in der Ausgabe beider (des Zawesch und des Nachsommers) eine Verzögerung wird; denn das werden Sie gewiß nicht verlangen wollen, daß der Übereinkommenspunkt verletzt werde, daß der Nachsommer erst nach Zawesch erscheint. Mein Gedanke war, den Nachsommer in seiner Gestalt liegen zu lassen, bis Zawesch (drei Bände) fertig ist, den Zawesch herauszugeben, und dann die letzte Feile an den mittlerweile nur etwas ferner gerückten, also überschaulichern Nachsommer zu legen. Ich habe wohl mitunter, wenn die ernste Arbeit schwer wurde, an der leichteren etwas gearbeitet, aber in Ihre Hände zur Beurtheilung will ich nur das Vollendete geben. Es ist auch das nicht gut; ich gehe jetzt nicht gerne an die Ausfeilung des Nachsommers, weil ich das andere, in das ich mich hineingearbeitet habe, liegen lassen muß. Der Grund, weßhalb ich die Bitte gestellt habe, mich nicht zu drängen, ist kein oberflächlicher; die Arbeit wird am besten, wenn die Art zu arbeiten nur das Herz dictirt, nicht Nebenumstände. Ich arbeite so sehr mit meinem

Inneren mit, daß, wenn der Stoff nicht in mir selber wächst, oder ich in einer Zeit eben den gewachsenen Stoff nicht sehr durchgedacht und durchgelebt habe, mir nichts einfällt. Einen gegebenen Stoff nach einem Programm (das ein Fremder gemacht hat) zu arbeiten, würde aus meiner Feder eine entschieden schlechte Arbeit geben. Mündlich alles und jedes genauer auseinander zu setzen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 13. Mai 1854.

Endlich gewinne ich ein wenig Luft, Ihnen zu schreiben. Seit der Feierlichkeit zum Empfange unserer Kaiserbraut sitze ich in einer Commission, wovon ich Ihnen, glaube ich, im vorigen Briefe gesagt habe. Wir haben fast täglich lange, oft zweimalige Sitzungen, und den Rest des Tages und die frühen Morgenstunden muß ich zur Schriftstellerei benützen, so daß nur knapp ein Augenblick übrig ist, ein wenig in die Zeitungen zu schauen. Ich konnte daher weder einen Brief schreiben, noch nach Wien kommen. Letzteres wird vor einigen Wochen nicht geschehen können, oder vielleicht gar nicht. Das Lesebuch wird mit einem Bittgesuch von mir und Aprent dem Ministerium vorgelegt und von der hiesigen Statthalterei auf das Trefflichste einbegleitet. Ich hoffe, daß es wird empfohlen werden, ja, wenn eine gewisse Partei im Ministerium nicht wäre, so hegte ich keinen Zweifel,

daß es sogar als vorgeschriebenes Schulbuch würde eingeführt werden. Aber auch das kann in Zukunft noch geschehen. Das Hilfsbuch, hoffe ich, wird sehr schön. Da es Originalarbeit ist, kann es viel von dem enthalten, was Sie von mir in meinem Buche für die Jugend niedergelegt wünschen, welches Buch zwar nicht aufgegeben, aber dessen Herausgabe bis auf die Zeit nach erfolgter Herausgabe des Zawesch aufgeschoben ist. Ich habe zwar noch nichts niedergeschrieben, aber im Kopfe vieles geordnet, was recht leicht im Fahren bei Amtsreisen geschieht, wo eine ernstere poetische Arbeit doch nicht, wenigstens nicht in den Einzelnheiten, vorzunehmen ist. — Lieber, theuerster Freund, wenn Sie nur wüßten, wie mir ist. Durch das Heu, den Häckerling, die Schuhnägel, die Glasscherben, das Sohlenleder, die Korkstöpsel und Besenstiele, die in meinem Kopfe sind, arbeitet sich oft ein leuchtender Strahl durch, der all' das Wüste wegdrängen und einen klaren Tempel machen will, in welchem ruhige, große Götter stehen; aber wenn ich dann in meine Amtsstube trete, stehen wieder Körbe voll von jenen Dingen für mich bereitet, die ich mir in das Haupt laden muß. Dies ist das Elend, nicht die wirkliche Zeit, die mir das Amt nimmt. Könnte ich diese Zeit verschlafen, oder die Amtsdinge ohne Theilnahme des Herzens abthun, zu welch' schönem Grad der Ruhe es viele Beamte bringen, so hätte meine Dichtkunst nichts verloren; aber das ist's, wenn eine Kirche zur Scheuer gemacht wird, so steht ihr das Predigen in ihr übel. Ich glaube, daß sich die Dinge an mir versündigen. Sie wissen, daß ich nicht eitel auf meine Arbeiten bin, Sie wissen am besten zu sagen, wie wenig ich mir genug thun kann, wie ich immer ausbessere (Sie leiden ja sogar darunter), und wie unzufrieden ich am Ende doch wieder bin; aber

manchmal ist mir — Sie werden es nicht mißdeuten, und als Stolz auslegen, Ihnen kann ich es sagen — manchmal ist mir, ich könnte Meisterhaftes machen, was für alle Zeiten dauer und neben dem Größten bestehen kann, es ist ein tiefer, heiliger Drang in mir, dazu zu gehen — — aber da ist äußerlich nicht die Ruhe, die kleinen Dinge schreien d'rein, ihnen muß von Amtswegen und auf Befehl der Menschen, die sie für wichtig halten, abgewartet werden, und das Große ist dahin. Glücklich die Menschen, die diesen Schmerz nicht kennen! und doch auch unglücklich, sie kennen das Höchste des Lebens nicht. Ich gebe den Schmerz nicht her, weil ich sonst auch das Göttliche hergeben müßte. Hätte ich mein ruhiges Leben (im Winter in Wien, im Sommer in den Bergen unter Bäumen und Wolken), dürfte ich nichts anderes thun, als mit Großem, Reinem, Schönem mich beschäftigen, Vormittags schreiben, Nachmittags zeichnen, lesen, Wissenschaften nachgehen, und Abends mit manchem edlen Freunde oder in der Natur oder in meinem Garten sein — — aber ich darf nicht daran denken, sonst ergrimmt der Gott im Menschen, wie J. Paul sagt. — Seine Majestät, unser trefflicher Kaiser, hat mir den Franz Josephs-Orden geschickt, wüßte er, wie er mich mit so wenig, daß es ihm nichts ist, beglücken könnte, wenn er mir wie Augustus dem Virgil, wie ein kleiner Fürst dem hohen Göthe die Muße gäbe, schaffen zu können — ich glaube, es würde ihm nicht unbelohnt bleiben, tausende reiner Herzen würden vielleicht noch in späten Tagen davon sprechen, mein Gemüth würde in desto höherem Schwunge dem Herrlichen und Ewigen nachstreben, wie Göthe seinem Fürsten nicht mit Geschäften des geheimen Rathes, aber mit ewigen Meisterwerken den Dank abtrug. Ich bin zwar kein Göthe, aber einer aus

seiner Verwandtschaft, und der Same des Reinen, Hochgesinnten, Einfachen geht auch aus meinen Schriften in die Herzen, davon habe ich Beweise, und wer weiß, ob sie nicht mithelfen, einmal einen großen, unendlichen Geist, der höher ist als Göthe, Schiller und alle, in seiner Jugend von dem Eklen, Widerwärtigen, Zerrissenen abzuziehen, der Ruhe und Einfalt zuzuwenden, und ihm um so früher Raum geben, zu seinen Schöpfungen zu schreiten, die das Ergötzen und Staunen der Welt sein werden. Sie thun nach Ihren Kräften viel für mich, die Nachwelt wird es wissen, ich bin Ihnen darum auch dankbar, und Ihnen kann ich daher auch sagen, wie mir im Herzen ist. Einmal werden es auch andere wissen, wer weiß, ob dieser Brief nicht gedruckt wird; aber dann werde ich im Grabe liegen, die Leute werden nicht begreifen, warum es so gewesen ist, und werden ihren Mitlebenden doch wieder gerade so thun. Sie werden es nicht übel nehmen, daß ich diese Klagen schreibe; sie erleichtern, und ich sage sie nicht zu Jedem. Sie sind mit meinem Streben vertraut, und sind mein Freund, dies gibt die Erklärung. Meiner Gattin sage ich kein Wörtchen; denn sie fühlt sich ohnedem durch diese Verhältnisse gedrückt, und den Leuten hier könnte ich nichts der Art sagen; denn sie hielten mich, wenn ich über ein Amt klage, um das sie mich beneiden, wahrhaftig für verrückt.

Daß mir der Kaiser den Orden gegeben, hat mich sehr erfreut, namentlich da ich weiß, daß er der Schriftstellerei gilt, also daß der Kaiser, von dem mir ist, daß manche Schritte desselben den künftigen großen Mann bezeichnen, auch das mit großen Menschen gemein hat, daß er die höchsten Mächte des Lebens: Kunst und Wissenschaft, erkennt und ehrt, Mächte, die so herrlich sind, daß ich mich freilich für ein unbedeutendes Mitglied halten muß.

Doch nun genug hievon, es schlägt bald die Stunde der Commission, legen Sie den Brief in Ihre Lade, und wenn ich gestorben bin, und Sie sehr alt sind (denn ich will sehr spät sterben), so zeigen Sie ihn guten, ebenfalls steinalten Freunden, und sagen: der hat auch allerlei Zeugs gehabt, und ist oft unwillig gewesen.

Im Sommer ist München ein Wunderort*); — kommen Sie nicht etwa hin und treffen Sie da nicht Linz? das wäre zu schön! Geiger wird Ihnen einen Brief von mir mittheilen. Ich wünschte sehr, ihn persönlich sprechen zu können, vielleicht geht es doch.

Ich habe noch allerlei zu sagen, weiß es aber nicht, es ist in obigen Klagen, zu denen ich mich hinreißen ließ, ertrunken.

Zuletzt eine Bitte. Können Sie mir die Rate für Juni nicht noch im Mai senden, oder etwa 50 fl. — Zu dem Mai, der der Wohnungsmiethe wegen ohnehin immer ein armer Monat für mich ist, treffen heuer noch gehäufte Umstände: die Zierung der Außenseite meiner Wohnung für die Kaiserbraut, dann Holz kaufen (das hätte auch in einem andern Monate zu Ende gehen sollen), dann mußte ich Axmanns Tochter, die ein Jahr bei uns auf Besuch war, wegen Kränklichkeit ihrer Mutter nach Hause reisen lassen, ferner und endlich ist am 31. d. M. (der unbequemste Tag) eine Rate auf die Anleihe von 50 Millionen einzuzahlen — lachen Sie nicht; denn ich habe auch Schritte gethan, um mir meine Schöpfungsmuße herbei zu führen, ich habe mich für jene Anleihe eingeschrieben, und will im April 1855 200,000 fl. gewinnen, dann ist allem abgeholfen. Eine

*) Industrie-Ausstellung im J. 1854.

Wohnung in Wien, ein reizendes, aber einfaches Landhaus, einige schöne Bilder und ein Leben, wie es in den Feldblumen steht — — wenn das Glück nicht blind wäre, so ließe sich unsäglich Herrliches machen.

Leben Sie wohl, Gott schütze und segne Sie, wünschen Sie mir Glück und Gedeihen zu meinen Arbeiten, und gebe Gott, daß Sie recht, recht zufrieden seien, wenn Sie dieselben empfangen haben. Sollten Sie nach Linz kommen, so müssen Sie wohl ein paar Tage hier bleiben, oder gar mit uns ins Gebirg gehen.

Von meiner Gattin und mir an Sie und Ihre liebe Gemahlin alles Herzlichste und Schönste.

N. S. Ich bitte um baldige Antwort; denn Ihre Briefe sind mir in dieser Wüste auch immer ein Trost.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 24. Juni 1854.

Ich habe Ihr letztes Schreiben erhalten, und mich über den Inhalt desselben sehr gefreut. Ich weiß in der That nicht, wodurch ich denn so viele Liebe und Theilnahme verdiene, ich muß den größten Theil Ihrem über das gewöhnliche Leben erhabenen Herzen zuschreiben, das in einer größeren und schöneren Welt lebt, größere und schönere Gedanken hegt, und dieselben um sich herum auszuprägen strebt. So geht auch ein Theil dieses inneren Lebens auf uns, meine Gattin nämlich und mich, über, und

zieht uns in Ihr Bereich; denn auf Verdienst wird uns so viel Antheil nicht zugewendet, wo wäre denn dieses Verdienst? Bezüglich unserer Personen ist es ein sehr bescheidenes, Gutes haben wir Ihnen nie gethan, und wenn ein geringes Korn von Innerlichkeit, Würde, Reinheit, oder wie man es nennen will in meinen Schriften liegt, so habe ich es Gott, nicht mir zu danken, und habe es Tausenden, wie Ihnen, gegeben — aber genug, es ist so. Sie sind lieb und gut gegen uns, und wenn man gegen jemanden lieb und gut ist, so braucht es am Ende keine Ursache, man ist es, und es ist gut, wenn es dieser jemand einsieht und erkennt, und das thun wir beide von Herzen, und wünschen nur, daß auch Sie es wüßten, wie lieb und gut wir Ihnen sind und bis zu unserem Lebensende bleiben werden. Die Welt ist gefüllt mit der Schaar der Gleichgiltigen oder gar Rohen in Bezug auf alles Große, mit den sogenannten guten Menschen, die niemandem weh' und niemandem wohl thun, mit einigen Geschäftsmännern, mit einigen, die mit Krieg und Frieden spielen, mit Künstlern, die in hohen Schwärmereien leben, mit Gelehrten, mit Charaktermenschen, mit Weisen und Thoren — und da ist das Beste die Erquickung an einzeln stehenden, großen und guten Menschen, die Liebe zu ihnen, das Aufschauen zu diesen Säulen, und das Empfinden, daß der Mensch etwas Erhabenes ist — und nach diesem ist das Beste die Neigung und Liebe der Menschen zu einander, die gut sind, ohne Gründe, eben nur, weil Liebe und Neigung da ist, und an dieser lassen Sie uns halten und sie uns bewahren, wir wollen zu den rechtlichen Menschen gehören, wenn uns auch Größe versagt ist, und uns so wacker lieben, als wären wir die größten, darin sollen sie nichts vor uns voraus haben.

Mit meiner Wienerreise ist es aus. Gleich nach der Ankunft der allerlieblichsten aller Kaiserbräute in Linz (ich habe sie schon im August in Ischl kennen gelernt) wollte ich nach Wien; allein ein Amtsgeschäft brach am 25. April aus, dauerte vier Wochen, und als ich ein sehr umfangreiches Protokoll darüber zusammengefunden hatte, fiel mir die Ausarbeitung zu, in der ich noch begriffen bin. Auf die Freude, Sie im Sommer in Ihrer Behausung zu sehen, muß ich nun verzichten; aber auf die, Sie bei uns zu sehen, verzichten wir nicht. Wir freuen uns außerordentlich, wenn einmal ein Brief kommt, uns anzusagen, daß Sie am so und so vielten dieses oder jenen Monats in Linz eintreffen werden. Ich werde mit meiner Frau am Ufer stehen, und Sie von dem Dampfboote in unsere Wohnung geleiten. Wenn die Zeit gekommen ist, dann wollen wir auch mündlich über das, was Sie in Ihrem letzten Schreiben gesagt haben, sprechen. Wenn mir Gott den Wunsch gewährte, entfernt von dem Treiben des Tages (oder nur dann in dasselbe gezogen, wenn ich selber will) in einem freundlichen, reinen Gartenhause meinen Studien, meinen Dichtungen und gelegentlich kleinen Zeichnungen und anderen Arbeiten zu leben, würde ich es für das größte Glück halten, ich glaube auch, wenn ich überhaupt berufen bin, mit meiner geringen Kraft der Welt etwas zu nützen, daß ich es auf diese Weise weit mehr könnte als auf die von Ihnen vermuthete. Es ist ein Drängen und ein Streben in meinem Herzen, Schöpfungen hervorzubringen, ich muß dieses Leben in mich zurück drücken, und oft Amtsdinge thun, die keinen Strohhalm in dem eigentlichen höheren Dasein verrücken. Selbst die höchsten Staatsstellen sind klein gegenüber von der eigentlichen Weise des menschlichen Lebens, ich ginge nach diesen Dingen

nicht, die ihnen anklebende Ehre ist Spielzeug für Schwache, Machtbewußtsein nährt nur Menschen, die eben eine andere Macht in ihrem Herzen nicht haben, Wirksamkeit für die Menschen ist schon eher etwas, was lockt; aber wenn man für die anderen noch wirkt, indem man sein innerstes Selbst aufgibt, so ist dies eine Unförmlichkeit oder sogar Sünde — das Höchste, was bei Staatsstellen locken könnte, wäre die Aussicht, das Hohe, das Göttliche, das eigentliche Reich des Himmlischen auf der Welt fördern zu können, das ist es, was verführen könnte, Wünsche ehrgeiziger Art zu hegen; aber wenn die Millionen Schwierigkeiten erwogen werden, und wenn ein anderer aus dem Herzen quellender Weg da ist, für Hohes und Herrliches zu wirken, ein vielleicht ergiebigerer Weg — soll man da nicht lieber wünschen, diesen zu gehen, und den Wunsch nach irdischer Ehre und Macht für kleiner zu achten! Dies ist mein Fall. Sie werden es von mir glauben und verstehen, und mich nicht für anmaßend halten. Die Auszeichnung von dem Kaiser freute mich sehr als Anerkennung, die der Wissenschaft überhaupt dadurch dargebracht wird, sie freut mich auch, weil sich meine alte Mutter und meine gute Gattin darüber freuten, und sie freut mich, weil Sie sich darüber freuen. Ich für meinen Theil finde in mir kein Verdienst, und die Sache kam so unvermuthet als unangestrebt. Ob mit dem Orden irgend ein Standesgrad verbunden ist, weiß ich nicht, weil ich das Statutenbuch noch nicht habe, ich bitte Sie aber inständig, die Adresse zu machen wie früher.

Ich will Ihnen noch eine kleine Einbildung erzählen. Wir haben uns an der letzten Märzanleihe betheiligt. Am 15. April 1855 gewinne ich 200.000 fl., dann baue ich in Ihrem Garten

ein Sommerhaus für Sie und uns, ein zweites kleines am Traunsee in Oberösterreich und eines am Ufer des adriatischen Meeres, um die ruhige See zu sehen und auch die bei schönem Vollmonde unter den jagenden Wolken stürmende. Da haben Sie überall das gewünschteste und erwählteste Wohnplätzchen für sich und Miz oder mehrere Mize, da will ich arbeiten, und Gott in seinen Werken sehen und preisen, wir gehen spazieren, wir machen Anlagen (denken Sie nur an die herrlichen Citronen und Goldäpfel, Feigen, Trauben, Pfirsiche, Oleander, Cactus, Aloe, die in dem Geklippe neben gewundenen Wegen und geschlungenen Lauben an der Küste der Adria stehen werden), Sie plaudern mit der Frau, beide macht ihr mir Morgens einen guten Kaffee, im Winter ist eine nette Wohnung in Wien, und wenn ich längst im Grabe bin, feuchtet sich vielleicht noch manches Auge bei einem edleren menschlichen Gefühl, wenn es über die Worte gleitet, die in jenen Landsitzen geschrieben wurden, und verzeihe mir Gott die Sünde, ich halte ein solches Wirken für besser, als wenn ich gar der Dalai Lama würde. Da Sie meine praktische Seite noch gar nicht kennen, würden Sie sich wundern, wie in diesen Landwohnungen alles am Schnürl ginge.

Meine Gattin kommt gegen den Herbst nach Wien und wird Sie besuchen. Vorerst aber müssen Sie zu uns kommen. Thun Sie es recht, recht bald, vor allem aber schreiben Sie uns bald. Meine Gattin kann es mir nicht verzeihen, daß ich so selten an Sie schreibe, und sie drängt mich oft sehr; aber Sie sind gewiß nicht böse, wenn ich Ihnen sage, daß die leidigen Geschäfte mich oft todt drücken, nicht durch ihre eigentliche Macht (die wäre zu ertragen), sondern dadurch, daß sie mir Zeit und Stimmung für alles Edle und Große rauben.

Leben Sie recht wohl, empfangen Sie die herzlichsten Grüße von uns, und lassen Sie wissen, daß es Ihnen wohl geht, und daß Sie bald kommen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 27. Juli 1854.

Ich muß mit einer Bitte kommen, die Sie aber nur erfüllen, wenn es sehr leicht sein kann; sollte es nur im mindesten ungelegen sein, so entsage ich lieber dem, was ich bitte. Ich komme in der Hälfte des August in Amtsgeschäften nach Braunau am Inn. Seit Jahren bin ich in geistiger Verbannung; da kommt mir der Gedanke, von Braunau, wo ich schon so nahe bin, gar nach München zu gehen. Nicht die Industrieausstellung allein zieht mich hin, obwohl sie auch einen Antheil hat, sondern die Gestalt Münchens in diesen Tagen überhaupt, die Menschen, die hier zusammen kommen, darunter mancher persönlich, mancher literarisch Bekannter sein wird, die große deutsche Kunstausstellung und die neueren Kunstprodukte überhaupt, die ich noch nicht kenne. Ältere Bekannte sind zu besuchen, neue Bande sind zu schlingen, und recht schön wäre es für mich, wieder einmal nach so langer Betrachtung schöner landschaftlicher Natur auch ein Stück menschlicher Natur zu sehen. Ich würde an meinen Freund, den Schlachtenmaler Adam, schreiben, daß er mir ein Stübchen bei Privatleuten bestellte, damit ich doch mehrere Tage

ein Sommerhaus für Sie und uns, ein zweites kleines am Traunsee in Oberösterreich und eines am Ufer des adriatischen Meeres, um die ruhige See zu sehen und auch die bei schönem Vollmonde unter den jagenden Wolken stürmende. Da haben Sie überall das gewünschteste und erwählteste Wohnplätzchen für sich und Miz oder mehrere Mize, da will ich arbeiten, und Gott in seinen Werken sehen und preisen, wir gehen spazieren, wir machen Anlagen (denken Sie nur an die herrlichen Citronen und Goldäpfel, Feigen, Trauben, Pfirsiche, Oleander, Cactus, Aloe, die in dem Geklippe neben gewundenen Wegen und geschlungenen Lauben an der Küste der Adria stehen werden), Sie plaudern mit der Frau, beide macht ihr mir Morgens einen guten Kaffee, im Winter ist eine nette Wohnung in Wien, und wenn ich längst im Grabe bin, feuchtet sich vielleicht noch manches Auge bei einem edleren menschlichen Gefühl, wenn es über die Worte gleitet, die in jenen Landsitzen geschrieben wurden, und verzeihe mir Gott die Sünde, ich halte ein solches Wirken für besser, als wenn ich gar der Dalai Lama würde. Da Sie meine praktische Seite noch gar nicht kennen, würden Sie sich wundern, wie in diesen Landwohnungen alles am Schnürl ginge.

Meine Gattin kommt gegen den Herbst nach Wien und wird Sie besuchen. Vorerst aber müssen Sie zu uns kommen. Thun Sie es recht, recht bald, vor allem aber schreiben Sie uns bald. Meine Gattin kann es mir nicht verzeihen, daß ich so selten an Sie schreibe, und sie drängt mich oft sehr; aber Sie sind gewiß nicht böse, wenn ich Ihnen sage, daß die leidigen Geschäfte mich oft todt drücken, nicht durch ihre eigentliche Macht (die wäre zu ertragen), sondern dadurch, daß sie mir Zeit und Stimmung für alles Edle und Große rauben.

Leben Sie recht wohl, empfangen Sie die herzlichsten Grüße von uns, und lassen Sie wissen, daß es Ihnen wohl geht, und daß Sie bald kommen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 27. Juli 1854.

Ich muß mit einer Bitte kommen, die Sie aber nur erfüllen, wenn es sehr leicht sein kann; sollte es nur im mindesten ungelegen sein, so entsage ich lieber dem, was ich bitte. Ich komme in der Hälfte des August in Amtsgeschäften nach Braunau am Inn. Seit Jahren bin ich in geistiger Verbannung; da kommt mir der Gedanke, von Braunau, wo ich schon so nahe bin, gar nach München zu gehen. Nicht die Industrieausstellung allein zieht mich hin, obwohl sie auch einen Antheil hat, sondern die Gestalt Münchens in diesen Tagen überhaupt, die Menschen, die hier zusammen kommen, darunter mancher persönlich, mancher literarisch Bekannter sein wird, die große deutsche Kunstausstellung und die neueren Kunstprodukte überhaupt, die ich noch nicht kenne. Ältere Bekannte sind zu besuchen, neue Bande sind zu schlingen, und recht schön wäre es für mich, wieder einmal nach so langer Betrachtung schöner landschaftlicher Natur auch ein Stück menschlicher Natur zu sehen. Ich würde an meinen Freund, den Schlachtenmaler Adam, schreiben, daß er mir ein Stübchen bei Privatleuten bestellte, damit ich doch mehrere Tage

Ich schreibe fast bei einbrechender, völliger Finsterniß, und kann mir kein Licht machen, und es ist niemand zu Hause. Also gute, gute Nacht, glückliche Ankunft, und allsogleiches Absteigen in unserem Hause Nr. 1313 am Landungsplatze der Dampfschiffe.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 29. September 1854.

Sie hätten die Briefe aus München bekommen, wenn ich in München gewesen wäre. Meine Geldmittel reichten dazu nicht hin, und es reute mich in so ferne nicht, als ich gerade in den Ausbruch der Cholera gekommen wäre, die ich zwar nicht fürchte, wenn sie mich auf meinem Platze besucht, der ich aber auch nicht eben entgegen reisen mag.

Eine angenehme Begebenheit muß ich Ihnen mittheilen. Ich war zu Ende Augusts in Ischl. Der hiesige Kunstverein, dessen Vicevorstand ich bin, hatte eine sehr schöne Landschaft von Schertl in München, Possenhofen vorstellend, gekauft. Der Künstler schrieb uns, daß Ihre Majestät, die Kaiserin Elisabeth, das Bild zu sehen wünsche (vielleicht hat sie einen Aufsatz, den ich über die Juliausstellung in der Linzer Zeitung hatte, wo des Bildes als eines ausgezeichnet schönen Erwähnung geschah, und dasselbe beschrieben wurde, gelesen), und ersuchte uns, das Bild, wenn es nicht verkauft wäre, an die Kaiserin zu senden. Wir fanden es dem Anstande gemäß, daß der Verein das Bild in Abwesenheit des Vorstandes Grafen Weissenwolf durch den Vicevorstand selber

überbracht werde. Ich reiste nach Ischl, und zeigte Ihrer Majestät das Bild. Es gefiel ihr so, daß es ihr der Verein überlassen mußte, für welchen Fall ich schon Vollmacht hatte. — Diese Gelegenheit brachte mir einen ausgezeichneten Empfang zuwege. Von der Kaiserin, von ihrer Mutter, von Erzherzog Franz Karl wurde ich auf das Freundlichste aufgenommen und am 1. September zur kaiserlichen Tafel geladen. Die Oberſthofmeisterin Ihrer Majestät, Gräfin Eßterházy, machte mir einen unvergeßlichen Eindruck. Seit dem Tode der Fürstin Anna Schwarzenberg, der Witwe des Feldmarschalls, hat keine Frau so einnehmend auf meinen Geist und mein Herz gewirkt. Alles tiefe Gefühl für Hohes und Schönes, das so lebhaft in mir selber wohnt, sah ich hier ausgedrückt in der Gestalt einfacher weiblicher Würde und vollendeter, beruhigter, geistiger Gestalt. Ich glaube, daß die junge Kaiserin, deren zu innigster Verehrung hinziehende Gestalt der Ausdruck höchster Reinheit ist, bei dieser Frau sich in den besten Händen befindet, und ich bewundere unsern Kaiser; denn man sagt mir, daß er es war, der diese Wahl getroffen, und die Dame, welche lieber zurückgezogen gelebt hätte, zur Annahme dieser Würde beredet habe. Sie hat mich so lieb und gütig und weit über das kleine Verdienst meiner Schriften behandelt, daß ich in Verlegenheit kam, daß ich aber auch eine Art Befriedigung empfand; wenn meine Bücher mit ihren Mängeln, die ich nur zu tief fühle, doch so reine, hohe und begabte Menschen zu rühren vermögen, so muß etwas Edleres und Höheres in ihnen sein, das menschlich und erhebend fortwirkt, und das ist der einzige und höchste Lohn, den ich anspreche; denn Ruhm ist so tief unter diesem Lohne, und so zweifelhaft, daß ich nach ihm nicht geize, ja ihn, je nachdem er von einer Seite kommt, verachte.

Die Mutter der Kaiserin sprach an beiden Tagen länger und sehr freundlich mit mir über meine Schriften. Sonderbar ist es, daß ich gegen die Kaiserin, die doch so gut und lieblich und einfach ist, am schüchternsten war, ich glaube, die vollendetste Jungfräulichkeit, die sich in ihrem Wesen ausspricht, ist es, was so auf mich wirkte. Daß sie alle Herzen ihrer Umgebung gewinnt, werden Sie wohl wissen. Die ganze Art, wie man sich in diesem Kreise benimmt, hat etwas sehr Einfaches, Reines, Edles, was mir außerordentlich gefällt, und was mit Ehrfurcht gegen die Mitglieder erfüllt, denn nicht von einem, sondern von mehreren muß das ausgehen, sonst wäre es nicht da. Möge Gott unserm Kaiser dieses Kleinod des Familienglückes erhalten; es ist das größte äußere Glück des Lebens (das innere gibt der Charakter), ein Glück, das sich nicht einmal ein Kaiser zu geben vermag, der es auch von dem Himmel empfangen muß, wie wir alle, und der, wenn er der rechte Kaiser ist, es auch mehr verdient, als wir alle. Der Kaiser und die Erzherzogin Sophie waren einen Tag früher von Ischl abgereist.

Letzte Woche war ich in Hohenfurth (gestiftet von Peter Wok von Rosenberg) und studierte des Zawesch willen in dortigen Urkunden, muß aber noch einmal hin. Zawesch ist da begraben.

Alles Liebe und Schöne an Sie und Ihre Gattin von mir und meiner Frau. Über Schriftstellerarbeiten nächstens, ich werde eben unterbrochen, und mag den Brief, den ich ohnehin verschieben mußte, nicht noch länger verzögern.

1855.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 2. Jänner 1855.

Unser Lesebuch ist nicht für die Realschulen approbirt worden, weil es dem Lehrplan nicht entspricht. Letzteres ist unwahr oder wahr, je nachdem man den Geist oder den Wortlaut des Lehrplanes ins Auge faßt. Die Begutachtungen, sagt der Erlaß, sagen das einstimmig, obwohl sie dem Lesebuche bedeutende Vorzüge zuerkennen. Auf diesem Wege freilich mußte das Unternehmen scheitern. Es steht über dem Gesichtskreise unserer Professoren, und vorzüglich derer, die bisher für unsere Schulen solche Bücher gemacht haben. Es ist also klar, daß diese, welche Begutachter solcher Dinge in erster Linie sind, das Buch verwerfen müssen. Der Fehler bestand darin, daß ich, der ich den Geschäftsgang kenne, dies nicht vorausgesehen, und die Menschen für vernünftiger gehalten habe, als sie sind, oder daß mir gewissermaßen vorgeschwebt hat, man werde doch das Buch nicht denen zur Begutachtung geben, zu deren Widerlegung es zusammengestellt ist. Wir meinten, wenn Edles, Großes, das in die Herzen der Jugend gesäet werden solle, und sie auf einen schöneren und größeren Lebensweg hinstellt, geboten wird, und dies in einer vollkommenen deutschen Sprache, würde die Sache

für sich reden, daß man mit Freude darnach greifen werde, und daß man einsehen werde, daß alle untergeordneten Rücksichten: Bildung des Styles, Leichtigkeit im Ausdrucke, Kennenlernen der Dichtungsarten ꝛc. mit Ausnahme der Literaturgeschichte (deren Kenntniß für Jünglinge ohnehin unmöglich ist, und deren Forderung in Widerspruch mit sich) ohnehin in dem höheren Zwecke liegen; allein man fordert die niederen Zwecke in einem ausgedehnten Maße, weil man den höheren nicht zu sehen vermochte, obwohl er in der Bittschrift angegeben wurde. Ich habe dieselbe verfaßt. Aprent erklärte sie für sehr gut, und ließ sie abschreiben, ich lege die Abschrift bei, bitte aber um Wiedersendung. Wie ich jetzt den gemeinen Standpunkt vieler Professoren kennen gelernt habe, auch der sehr günstigen Beurtheiler unseres Buches, die Dinge darin sehen, an die wir nie gedacht haben, und für die wir gerade strafbar wären, so zweifle ich, daß von den Begutachtern die Bittschrift verstanden worden ist. Sie setzt eben Kenntniß der Dichtkunst und ihrer Geschichte voraus. Nach dem gegenwärtigen System können andere Lehrer auch in Zukunft nicht kommen. Ich bin zu dem Entschlusse gelangt, kein Buch mehr zu machen, als zu dem als Begutachter das deutsche Volk berufen wird. Hätten Aprent und ich gleich von vorne herein auf die Realschule verzichtet, und lieber das Buch so zusammengestellt, daß es für Erziehung überhaupt zu verwenden wäre, so hätten wir etwas Dankbareres gethan, als Zeit und Mühe auf diese Weise verschwendet. Sehr schmerzlich ist uns die Sache auch Ihretwegen. Das Buch ist nun wenigstens ein halbverfehltes. Es war zu viel für die Schule berechnet, und da diese es nicht nehmen darf, so hat es andererseits für das große Publikum zu wenig. Es handelt sich nun darum, soll der ver-

sprochene Leitfaden gedruckt werden? Ich stimme für nein. Wenn das Buch sich in das Leben einführt und aus dem Leben in die Schule, wie mir neulich ein gebildeter Professor aus Prag sagte (was freilich ein langweiliger Weg ist), so braucht es keinen Leitfaden, und die Lehrer, denen er sehr nöthig wäre, da sie das Buch nun nicht nehmen dürfen, brauchen auch keinen. Ich werde dafür ein Buch über Kunst, und Dichtkunst insbesondere, schreiben und zwar für das große Publikum, in welchem Buche der Leitfaden ohnehin und mehr als dieser stecken soll. Für das in Hinsicht des Leitfadens gegebene Geld betrachten Sie mich als Schuldner, wir rechnen es bei der nächsten Zusammenrechnung ein. Da ich den größten Theil des Irrthums verschuldet habe, so muß ich wohl gegen Aprents Willen auch seinen Theil auf mich nehmen. Mein eifrigstes Streben wird sein, durch ein einträgliches Werk Ihnen das schlecht einträgliche vergessen zu machen. Daß mich die Sache sehr angegriffen hat, können Sie sich denken. Bei der bessern Kenntniß der Leute, die es mit solchen Dingen zu thun hatten, habe ich nach und nach so etwas vermuthet. Um eher aus diesen Banden zu kommen, und mir durch ein kleines Vermögen einen unabhängigen Stand zu gründen, habe ich sehr fleißig geschrieben; aber da heuer ganz besondere Amtsarbeiten ausgebrochen sind, dürfte ich mich überschrieben haben; denn ich war zwei Monate (October und November) sehr leidend an meinen Nerven, und ich habe müssen ein anderes System wählen, nämlich die Amtsgeschäfte kanzleilicher abzuthun, was um so leichter wird, als es ohnehin nichts hilft, wenn ich auch, wie ich bisher that, mein Herzblut in die Schulmeisterei steckte, täglich eine Stunde spazieren zu gehen, und das Dichten in die Morgenstunden zu verlegen. Ich hoffe Sie aber auch sehr zu über-

raschen. Nicht nur steht der Nachsommer auf einer viel breiteren Lebensgrundlage als die Studien, sondern der Zawesch hat noch ein anderes historisch-poetisches Werk zur Begleitung, den Witiko (den ersten Rosenberger), der nothwendig auch erscheinen muß. Für Lebenskenntniß hat mir meine Amtszeit in so weit sehr genützt, daß ich die Maschine des Staates und der Regierung in meiner Stellung viel genauer kennen gelernt habe, als es sonst der Fall gewesen wäre. In Bezug auf historische Forschung habe ich einen kostbaren Menschen, der sich aus Leidenschaft mit Quellenstudien abgibt, hier aufgefunden, Kaiser, eigentlich einen Künstler (Maler), der in Kurzem bekannter sein wird als bisher; dieser hilft mir Materiale herbei fördern, was höchst erleichternd ist, indem er alle Quellen kennt, wo etwas zu suchen ist. Palazki meint, daß Zawesch der Verfasser der Königinhofer Handschrift sei. Wenn diese wichtige Thatsache gewiß wäre, welches Charakterlicht wäre hieraus für Zawesch zu gewinnen! Er dürfte sonach der bedeutendste Mann des Jahrhunderts gewesen sein. Im September habe ich das wundervolle goldene Kreuz gesehen, das er dem Kloster Hohenfurth geschenkt hat. Man zeigte mir die Stelle, wo sein Haupt eingemauert sein soll. Nachzusehen, ob es wahr sei, konnte ich die Mönche nicht bewegen, weil sie die Ruhe der Todten nicht stören wollen. Im Sommer werde ich einen Monat in Hohenfurth und Rosenberg zubringen. Es ist mir in neuer Zeit der Gedanke gekommen, ob nicht der Nachsommer doch vor den Rosenbergern dürfte zu drucken sein. Da Sie ihn so gerne zu lesen wünschen, so habe ich von heute an die Rosenberger bei Seite gelegt, und arbeite ihn völlig aus. Dann, wenn er gefeilt ist, lesen Sie ihn, und sagen dann bezüglich der Drucklegung Ihre Meinung, natürlich

auch in anderer, künstlerischer Hinsicht, da ich einen großen Werth auf sie lege. Die Gestalt des alten Mannes, in die der Nachsommer gelegt ist, soll Ihnen gefallen. Er war ein bedeutender Staatsmann, aber seine Kräfte waren ursprünglich schaffende; er mußte sie unterdrücken, und erst nach seiner Staatslaufbahn machen sie sich in seiner Muße geltend und umblühen den Herbst dieses Menschen, und zeigen, welch' ein Sommer hätte sein können, wenn einer gewesen wäre. Auch sein Herz findet die schönsten Blüthen erst im Herbste seines Lebens, und an diesen Blumen entzünden sich andere, die jung ins Unbestimmte und Regellose gewachsen wären, und die, ohne selber groß zu sein, durch seine Größe, die sich erst wie in einem Nachsommer zeigt, doch groß werden. Aber da plaudere ich über ein Buch, das in dem Augenblicke noch allerlei Dinte auf weißem Papier ist. Glücklich der, der mit Begeisterung Bücher machen möchte, und nichts thun muß, als diese Bücher machen.

Ich wollte Ihnen noch mehr schreiben, unter anderm über einen Brief, den ich an die Obersthofmeisterin Ihrer Majestät der Kaiserin gesendet habe, aber Zeit und Papier ist aus, ich antworte nur noch auf die Frage wegen Gartner (er ist Arzt in Vöcklabruck in Oberösterreich) und sage Ihnen von mir und meiner Gattin den Wunsch zum Jahreswechsel, daß Sie und Ihre Gattin jetzt und für alle Zeit recht, recht glücklich und zufrieden sein mögen. Dies wünschen wir aus der Tiefe unseres Herzens.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 28. Jänner 1855.

Ich habe, um Ihnen eine baldige Gelegenheit zu geben, meinen Namen wieder vor das Publikum zu bringen, mich entschlossen, wenn Sie einverstanden sind, den Nachsommer doch vor dem Zawesch drucken zu lassen. Ich werde Ihnen das Manuscript vorlegen und Ihren Ausspruch erwarten. Seit dem Spätherbst arbeite ich an diesem Werke allein; denn der historische Roman (3 Bände) dürfte 1—1½ Jahre noch verzögert werden, und dann noch einer Feile bedürfen. Leider habe ich an dem andern dreibändigen Romane Witiko (der erste Rosenberger) auch schon gesammelt und gearbeitet, so daß acht Bände in der Fabrik sind. Ich bleibe jedoch jetzt ausschließlich bei dem Nachsommer, den ich jetzt rein schreibe; weshalb Sie auch im Manuscript kein Wort ausgestrichen finden werden. Wenn Sie in dieser Gestalt das Manuscript gelesen haben, werde ich es noch einmal lesen, was höchstens vier Wochen in Anspruch nehmen dürfte. Im Sommer dieses Jahres kann der Druck beginnen. Ich habe dieser Tage einer Dame das Stück erzählt, und sie war außerordentlich darüber entzückt. Das Werk wird zwei Bände, jeden zu circa 20 Studienbogen, enthalten. Ich werde Ihnen die Hälfte des ersten Bandes in Kurzem schicken. Urtheilen Sie aber wenigstens erst nach dem ersten Bande, das Stück hat eine

tiefe Anlage, und sein Kern dürfte nicht gleich anfänglich vorspringen.

Mit meinem Amte bin ich etwas zufriedener, weil ich nach und nach lerne mir die Sachen nicht so zu Herzen zu nehmen, und gleich andern mechanischer zu arbeiten, was mir die Stimmung zu meinen Dichtungen weniger, als es früher der Fall war, verdirbt. Freilich gar kein Amt, aber auch keine andere Sorge haben, und nur dichten, wäre das Beste. Das ist aber der Himmel auf dieser Welt, und den darf kein sündiger irdischer Mensch beanspruchen.

Im Herbst war ich krank. Ich glaube, ich habe es Ihnen nicht geschrieben. Der Arzt sagte, ich hätte meine Nerven überarbeitet, ich glaube es aber nicht; denn das Dichten hat mich bisher eher erfrischt als ermüdet. Jetzt gehe ich täglich eine Stunde spazieren, welchen Befehl des Arztes ich einsah und befolge, wenn ich auch im Übrigen eben kein großer Verehrer unseres jetzigen Arzneiwesens, dafür aber ein sehr großer der Natur und der Mäßigkeit bin.

Sie schreiben uns nichts von Ihrer Gemahlin. Hat sich ihre Gesundheit gebessert? Wir beide wünschen Ihnen und Ihrer Gattin das Allerbeste für dieses neue Jahr und für alle kommenden, deren Gott Ihnen noch recht viele schenken möge.

Ich werde Ihnen zwei sehr liebe Briefe schicken, die ich erhalten habe, aber vor dem Absenden erst beantworten muß.

Was sagen Sie zu meinem Büchlein über Poesie und Kunst? Ich sende Ihnen nächstens als Probe einen Aufsatz, den ich diesem Briefe nur darum nicht beilegen kann, weil er zu Hause im Pulte liegt, dieser Brief aber in meinem Amts-

An Gustav Heckenast.

Linz, am 28. Jänner 1855.

Ich habe, um Ihnen eine baldige Gelegenheit zu geben, meinen Namen wieder vor das Publikum zu bringen, mich entschlossen, wenn Sie einverstanden sind, den Nachsommer doch vor dem Zawesch drucken zu lassen. Ich werde Ihnen das Manuscript vorlegen und Ihren Ausspruch erwarten. Seit dem Spätherbst arbeite ich an diesem Werke allein; denn der historische Roman (3 Bände) dürfte 1—1$^1/_2$ Jahre noch verzögert werden, und dann noch einer Feile bedürfen. Leider habe ich an dem andern dreibändigen Romane Witiko (der erste Rosenberger) auch schon gesammelt und gearbeitet, so daß acht Bände in der Fabrik sind. Ich bleibe jedoch jetzt ausschließlich bei dem Nachsommer, den ich jetzt rein schreibe; weshalb Sie auch im Manuscript kein Wort ausgestrichen finden werden. Wenn Sie in dieser Gestalt das Manuscript gelesen haben, werde ich es noch einmal lesen, was höchstens vier Wochen in Anspruch nehmen dürfte. Im Sommer dieses Jahres kann der Druck beginnen. Ich habe dieser Tage einer Dame das Stück erzählt, und sie war außerordentlich darüber entzückt. Das Werk wird zwei Bände, jeden zu circa 20 Studienbogen, enthalten. Ich werde Ihnen die Hälfte des ersten Bandes in Kurzem schicken. Urtheilen Sie aber wenigstens erst nach dem ersten Bande, das Stück hat eine

tiefe Anlage, und sein Kern dürfte nicht gleich anfänglich vorspringen.

Mit meinem Amte bin ich etwas zufriedener, weil ich nach und nach lerne mir die Sachen nicht so zu Herzen zu nehmen, und gleich andern mechanischer zu arbeiten, was mir die Stimmung zu meinen Dichtungen weniger, als es früher der Fall war, verdirbt. Freilich gar kein Amt, aber auch keine andere Sorge haben, und nur dichten, wäre das Beste. Das ist aber der Himmel auf dieser Welt, und den darf kein sündiger irdischer Mensch beanspruchen.

Im Herbst war ich krank. Ich glaube, ich habe es Ihnen nicht geschrieben. Der Arzt sagte, ich hätte meine Nerven überarbeitet, ich glaube es aber nicht; denn das Dichten hat mich bisher eher erfrischt als ermüdet. Jetzt gehe ich täglich eine Stunde spazieren, welchen Befehl des Arztes ich einsah und befolge, wenn ich auch im Übrigen eben kein großer Verehrer unseres jetzigen Arzneiwesens, dafür aber ein sehr großer der Natur und der Mäßigkeit bin.

Sie schreiben uns nichts von Ihrer Gemahlin. Hat sich ihre Gesundheit gebessert? Wir beide wünschen Ihnen und Ihrer Gattin das Allerbeste für dieses neue Jahr und für alle kommenden, deren Gott Ihnen noch recht viele schenken möge.

Ich werde Ihnen zwei sehr liebe Briefe schicken, die ich erhalten habe, aber vor dem Absenden erst beantworten muß.

Was sagen Sie zu meinem Büchlein über Poesie und Kunst? Ich sende Ihnen nächstens als Probe einen Aufsatz, den ich diesem Briefe nur darum nicht beilegen kann, weil er zu Hause im Pulte liegt, dieser Brief aber in meinem Amts-

ungeduldig sein, und so muß ich schon den unzweckmäßigen Weg einschlagen, Ihnen die Geschichte zerhackt beikommen zu lassen, was ihr, das leidige Manuscriptlesen hinzu gerechnet, nur nachtheilig sein kann. Mit Gottes Hilfe glaube ich, eine Modegeschichte voll leerer oder schlechter Menschen nicht zu liefern. Einige große, tiefgehende Gemüther sollen sich aufthun, und den Leser über sich erheben, wenn er nicht ohnehin größer ist als die Gestalten des Buches; dann wird er wenigstens sein Inneres in einem milden Abglanze außer sich erblicken.

Ich schließe drei Briefe bei, weil Sie die Mittheilung ähnlicher Sachen wünschen, nicht weil ich so eitel bin, nach Ruhm oder dergleichen zu streben. Große Freude aber macht es mir, natürliche und edle Menschen zu befriedigen; denn nur das Reich des Hohen und Wahren zu verbreiten ist mein Streben, und zu wissen, daß doch einiger Nachhalt in meinen Schriften enthalten ist, der solche Menschen in dieses Reich zieht oder darin befestigt, ist mir wohlthuend, so wie auch die Kritiken, die gerade den edlen Theil meiner Schriften angreifen, nur darum schmerzen, weil in ihnen das Unsittliche zu Tage tritt, und es mir widrig ist, nicht daß ein Unsittliches in der Welt ist (das wird immer sein), sondern daß es noch Geltung im Höchsten, was der irdische Mensch hat, in der Kunst beanspruchen will. Wären noch mehrere Menschen wie ich, nur mit größeren dichtenden Kräften, dann würde dieses Gewürm an ihnen sterben, wie die Regenwürmer an der Sonne vertrocknen, und das Wort Grillparzers würde wahr werden, daß aus Österreich die Wiederherstellung deutscher Dichtkunst ausgehen müsse. Leider ist auch ein anderer Spruch dieses Mannes wahr (Fr. v. Binzer hat ihn mir erzählt), daß die Allgemeine Zeitung zu diesem Unwesen

beitrage, da es keinen Mann für Beurtheilung von Literatur hat, und man Gedichte nicht lesen müsse, die sie lobt, und von denen sie zu noch gewisserer Abschreckung Proben beidruckt. Ich las unlängst Sternbergs Ritter von Marienburg. Ich bin wahrhaftig trotz meinem Wehren dümmer und schlechter durch dieses Buch geworden. Man weiß nicht, ist es mehr dumm und hirnverbrannt, oder ist es mehr lasterhaft, was in diesem Buche steht. — Auch in Form und Anlage steht die Roheit noch tief unter der von Eugen Sue. Das Buch hört auf, und ist nicht zu Ende; es erzählt, und rückt nicht fort; es gibt Menschen, die in Anekdoten zerhackt werden, die wieder statt Inhalt Verrücktheit oder Verruchtheit bringen — und diesen Mann nannte neulich die Allgemeine Zeitung den Feinmeister. Sollte Kolb einen derlei Berichterstatter nicht mit dem Besen fortjagen? Ich werde dieser Tage etwas über Wildermuth (ich bitte, lesen Sie die Geschichten von Ottilie Wildermuth) und den Fechter von Ravenna nach Augsburg schicken. Der Fechter, trotz seiner Fehler, ist eines der größten deutschen Werke, und, freuen wir uns, wieder ein österreichisches. In unserem Stamme liegt doch noch ein sehr gesunder Kern.

Ich lege diesem Packe auch ein flüchtiges Ding über Dichtkunst bei, sagen Sie mir, ob es Ihnen gefällt. Daß es als Einleitung zu Weiterem eine andere Form bekommen müßte, versteht sich.

Senden Sie mir das Manuscript sehr bald zurück, weil ich beim Textiren sehr oft nachschlagen muß. Auf Seite 30, zwei letzten Zeilen, werden Sie eine Lücke finden, deren Nichtausgefülltsein mir eben jetzt einfällt.

Ich habe einmal gesagt, Sie könnten im Nothfalle die April-

rate zurück behalten, weil ich 200 fl. im Februar erhielt. Ich bitte, wenn möglich, um Nichtzurückbehaltung. Ich bin ein armer Mann, der im März definitiv wurde, um 300 fl. mehr Gehalt bekam; aber 600 fl. Taxen zahlen muß, die ihm abgezogen werden. Gestern, wenn das Schicksal Einsicht hätte, hätte ich 200,000 fl. gewinnen können (mit 54ziger Loosen) — vielleicht habe ich sie? — — Theurer Freund, das wäre ein Dichten! frei, groß, mit Anschauen der ganzen Welt, ohne der Verdrehung und Verwirrung des Herzens und Geistes durch das gegenwärtige Amt.

Leben Sie recht wohl, genießen Sie die Osterfeiertage fröhlich, und empfangen Sie und Ihre liebe Gemahlin die besten und herzlichsten Grüße von mir und meiner Frau.

An Louise Stifter in Klagenfurt.

Linz, am 21. April 1855.

Es ist schon unverzeihlich, daß ich Ihren lieben Brief so spät beantworte, und gewiß ist schon in Ihrem Herzen eine Stimme gegen mich laut geworden und zwar mit Recht; denn ich hätte, wenn ich auch nichts Ermitteltes hätte schreiben können, doch längst schon schreiben sollen, wie sehr mich Ihr Brief erfreut hat, um Ihnen manchen Zweifel und vielleicht gar manchen Schmerz, der in Ihrem Innern aufstieg, zu ersparen, und mich nicht in die Lage zu setzen, einem edlen Gemüthe in einem ungünstigen

Lichte zu erscheinen; aber oft, und gerade in den zartesten Lagen kettet sich ein Wirrsal aus Unbedeutendheiten zusammen, um zu trüben, was sonst gar schön gewesen wäre. Ich trage zwar die größere Schuld, einen Theil aber doch auch die Umstände. Die Erzählung wird mich, hoffe ich, doch theilweise bei Ihnen rechtfertigen. In meinen Kinderjahren hatte ich einen Vetter in Krumau, welcher bei uns in Oberplan immer der Rath Stifter hieß. Er gab mir manches Kipfel, und wenn ich nicht irre, einigemale einen glänzenden Zwanziger. Wer aber dieser Rath Stifter war, wie er mit den Stiftern in Oberplan, welches vier Wegestunden von Krumau westlich liegt, verwandt war, wußte ich nicht, fragte auch nie, da in der Kindheit um Gründe wenig Kummer herrscht, und der Herr Vetter der Herr Vetter ist, wie der Kirchthurm der Kirchthurm, selbst seine Wohnung vermag ich nun nicht mehr anzugeben. Ich hatte noch einen Vetter und eine Muhme in Krumau, der Vetter (wahrscheinlich) ein Bruder meines Großvaters mütterlicherseits war Fleischer in einer Gasse, die von dem Platze der Stadt östlich führt, und es hieß das Haus Rüpel, die Muhme (gewiß) eine Schwester desselben Großvaters war die Tabakverlegerin Duhma in der Vorstadt Lodron. Ich setze diese Dinge her, weil sie etwa einen Anhaltspunkt abgeben. Von den Jahren 1825—1826 an kam ich längere Zeit nicht mehr nach Krumau und die Verhältnisse entschwanden mehr und mehr meinem Blicke. Ich weiß nur, daß von dem Rath Stifter keine Rede mehr war, und wenn mich meine Ferien nach Oberplan führten, waren es vorzüglich die westlichen Wälder, die mich anzogen, und die ich durchwanderte, so daß Krumau in völligen Hintergrund trat. Jahre vergingen auf diese Weise. Vom Jahre 1830—1835 kam ich gar nicht nach Hause; denn

meine juridischen Studien waren beendet, und ich war in Wien beschäftigt, Geschichte, Staats- und Naturwissenschaften zu betreiben. Im Jahre 1835 war ich auf kurze Zeit in Oberplan. In den Jahren 1844 oder 1845 war ich mit meiner Gattin von Wien aus zum Besuche bei meiner Mutter in Oberplan, weil ich ihr ihre junge Schwiegertochter zeigen wollte, und damals waren wir auch in Krumau. Aber meine Großeltern, welche mit ihren Verwandten in Krumau am nächsten zusammenhingen und am liebsten von ihnen erzählten, waren todt, und wahrscheinlich waren die Verwandten in Krumau auch gestorben. Meine Kindheitsbilder waren von anderen Zeiten und Gefühlen in eine ferne Vergangenheit gerückt, und so war der Tag meines Aufenthaltes in Krumau für verwandtschaftliche Verhältnisse verloren. Als ich mich der Dichtkunst zuwandte, weil mich ein Herzenszug immer zu ihr führte, kam die liebe Jugend- und Kinderzeit wieder in mir zum Vorscheine und erzählte mir rührende, märchenhafte Dinge. Jetzt bedauerte ich, manche Dinge mir nicht gemerkt zu haben, namentlich die Lieder, die Erzählungen und Verwandtschaftssagen der Großmutter väterlicherseits, welche eine lebendige Chronik und Dichtung war, gänzlich, obwohl ich als Kind von ihnen so entzückt war, vergessen zu haben. Nur ein blasses Bild konnte ich von dieser Frau in das Haidedorf bringen, ihre merkwürdige, von den Oberplanern nicht gekannte Gestalt aber in tiefen Zügen zu fassen will mir nicht mehr gelingen. Meine herrliche Mutter, ein unergründlicher See von Liebe, hat den Sonnenschein ihres Herzens über manchen Theil meiner Schriften geworfen, mein edler, nur zu großmüthiger Vater ist noch nicht hervorgetreten, wie tief er auch in mir lebt, wohl auch darum, weil er uns schon, da ich 11 Jahre alt war,

durch einen gewaltsamen Tod entrissen wurde. Ein Flachswagen erschlug ihn zwischen Wels und Lambach in Oberösterreich. Wenn Ihr Großvater, den Sie Stadtanwalt heißen, der Rath Stifter war, dann sind wir verwandt. Ich wußte aber hierüber nichts, und sandte Ihren Brief meiner Mutter, die jener Zeit viel näher stand und gewiß Auskunft geben kann. Um Schreibereien zu ersparen, die doch gewiß niemals das lebendige Wort und Frage und Gegenfrage ersetzen, und um die Mutter wieder zu sehen, kündigte ich zugleich meinen baldigen Besuch in Oberplan an; aber diesen Besuch verzögerten Amtsdinge, Schneemassen, Wetterverhältnisse 2c. und so schrieb ich auch immer nicht an Sie, weil ich endlich etwas Gewisses schreiben wollte, und so gerieth ich in einen Fehler gegen Sie, den ich mit diesen Zeilen, die nun auch nichts Näheres sagen können, weil ich noch immer nicht in Oberplan war, sühnen möchte. Etwa kann ich im Mai den frühlingsgrünenden Hochwald wieder sehen. Dann sende ich Ihnen so viel Ahnenhaftes, als ich auftreiben kann.

Wenn wir nicht verwandt wären, wäre es fast ein Wunder. Die äußeren Verhältnisse machen es glauben, und der innere Zug spricht zu deutlich. Ihr Herz ist das unserer Familie, aus jeder Zeile sprach es mich so an, so empfinden wir, so offen und rein sind unsere Gemüther, so gütig sind wir gegen die Welt; ich gewann Sie aus Ihrem Schreiben so lieb wie eine Tochter (Sie könnten es sein, denn ich bin 48 Jahre alt). Auch der Zug, daß Ihr Herz sich meinen Schriften hingab und dieselben für Sie lebten, zeigt die gleiche Geisteslage, und wenn Sie sagen, daß Sie durch dieselben zum Theil erzogen wurden, so ist diese Wirkung (ähnliche Äußerungen sind mir auch schon von anderen Seiten zugegangen) der schönste Lohn für mich; denn daß mir

edle Herzen zugethan sind, darnach geize ich sehr, Ruhm dagegen ist mir gleichgiltig, und Streben darnach völlig fremd. Ich weiß, wie sehr meine Schriften fehlerhaft sind, wie weit sie hinter meinem Willen bleiben, und darum ist es mir Freude, wenn ich doch durch sie manche Blume in manchem Herzen blühen sehe; denn das Hohe, das Schöne ist es, was sie darstellen möchten. Wenn Ihre Schwester Ihren Vater einen edlen, großherzigen Mann nennt, so hat sie eigentlich auch meinen Vater gemeint, und ich gedenke nie seiner unwürdig zu werden, wie ja meine Brüder und Schwestern es auch nicht sind. Es wäre dieser geistige Zug kaum erklärlich, wenn nicht Bande des Blutes vorhanden wären. Von meinen Bildnissen ist nur eines ähnlich, es war im Jahre 1848 in dem Taschenbuche Iris. Wenn Sie es wünschen, so sende ich es Ihnen zur Vergleichung mit den Zügen Ihres Vaters.

Sind Sie aber trotz allem meine leibliche Muhme nicht, so sind Sie es geistig, und gestatten Sie mir in diesem Falle, Sie und Ihre Schwester Josephine an Muhmenstatt anzunehmen. Meine Gattin war über ihre beiderseitigen Schreiben entzückt, sie sagte, das müssen unschuldige, reine, gutherzige, guterzogene und begabte Mädchen sein. Wir beide lieben Sie beide schon auf Abrechnung wahrscheinlicher Verwandtschaft, und wie wäre es, wenn ein Mühmchen etwa einmal ein wenig zu uns käme, und uns etwa auf einige Wochen, oder wie lange sie will, besuchte? Es dürfte ja von Klagenfurt nicht schwer nach Wien zu kommen sein, und von Wien führt das Dampfboot bis zu den Fenstern meiner Wohnung in Linz.

Lassen Sie mich meine Saumseligkeit nicht entgelten. Zeigen Sie dieses Schreiben Ihrer Schwester Josephine, es gilt auch ihr,

und antwortet mir sehr bald und sehr viel. Ich kann nur den Wunsch aussprechen, erhaltet Euer Herz und Euer Leben so lieb und rein, wie es aus den Briefen spricht, und Ihr habt das schönste innere Glück, dem ein äußeres, wie es auch sei, nichts anzuhaben vermag.

Melden Sie Ihrer verehrten Mutter meine und meiner Gattin Hochachtung und unseren Glückwunsch zu wohlgerathenen Kindern, das höchste Glück, was eine Mutter haben kann. Als wir Brüder einmal (1844 oder 1845) alle auf Verabredung die Mutter besuchten, und alle Geschwister vollzählig um den Abendtisch saßen (wie ich glaube, keines mißrathen), sagte die Mutter, die auf der Ofenbank saß: „Alle Freuden der Welt nehmen ein Ende, nur die Freude einer Mutter an ihren Kindern nie.“

Sie sehen, ich plaudere, als wären Sie schon meine Muhme, seien Sie es vorläufig, bis die Bestätigung kommt, und plaudern Sie auch recht viel zu Ihrem Sie liebenden Vetter.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 21. Juni 1855.

Seit ich neulich in der Allgemeinen Zeitung eine schöne Schilderung jenes Theiles des Böhmerwaldes gelesen habe, in welchem gerade Witiko spielt, bekam ich einen ordentlichen Heißhunger an Witiko zu arbeiten. Erschrecken Sie nicht, ich that es

nicht. Ich sperrte im Gegentheile den Witiko in das Burgverließ, von wo er das Licht des Tages nicht eher erblicken soll, bis der letzte Bogen Nachsommer an Sie abgeht. Lesen Sie in der Außerord. Beilage der Allg. Zeitung Nr. 167 oder 168 den Artikel nach, wenn er Ihnen entgangen sein sollte. Witiko ist der erste Rosenberg, der Erbauer vom Witikohaus im Böhmerwalde (Wittinghausen), welches das Schloß der beiden Schwestern im Hochwalde ist. Die Einwanderung des Jünglings Witiko aus Passau (er war ein Mann des Bischofs von Passau und wurde an den Herzog von Böhmen geliehen), sein Wandern durch den Böhmerwald, seine dortigen Schicksale, besonders auf dem Punkte, wo er dann Witikohaus baute, sein Emporkommen, sein Zusammenhang mit den drei Rosen, dem Zeichen der Witiker (Rosenberger), der Ursprung des Namens Witiko-Au (Wittingau, Stadt in Böhmen) und die Anbahnung des späteren Glanzes der mächtigsten Dynasten, die Böhmen je gehabt, gleichsam der Könige Südböhmens, ist Gegenstand des Buches. Dann folgt Peter Wok der Witiker (Gründer von Hohenfurt), und endlich kommt Zawesch, nach Palacky der größte Mann seines Jahrhunderts (ob wahr, weiß ich nicht, gewiß aber vielleicht der geistreichste), vermuthlich Verfasser der Königinhofer-Handschrift. Wenn ich nur über diesen letzteren Punkt quellengemäße Handhaben gewinnen könnte. Das wäre der glänzendste Zug des Romans, die Entstehung dieser Schrift in das Leben dieses Mannes zu verflechten.

Es dürfte gut sein, da wir uns kaum mehr vor Beginn des Druckes schreiben werden, uns über den Preis des Nachsommers zu verständigen.

In dieser Hinsicht glaube ich nicht unbescheiden zu sein,

wenn ich sage, daß meine Bücher keinen Zeitwerth haben und der Mode unterliegen, sondern daß sie dauern werden, weil sie nicht auf Befriedigung flüchtiger Begierde oder der bloßen Neugierde ausgehen, sondern auf Erfüllung eines schönen Gemüthes. Jetzt haben sie das Publikum, welches ein einfaches, reines Gemüth besitzt, sie helfen sich aber dieses Publikum vermehren. Wenn fernere Schriften in demselben Sinne wirkten, und mit größeren Kräften als ich, so würde dieses Publikum sehr schnell wachsen. Auf dem Gebiete aller Künste ist jetzt ein Umschwung zu ersehen, Reinigung von dem Schlamme jüngster Zeiten, sogar die Politik wirkt in diesem Sinne, und in der Dichtkunst zeigt sich wieder die Sitte. Einzelne, fast krampfhafte Versuche, das Häßliche und Verworfene als Reiz wieder aufzutischen, sind eher Bundesgenossen des Guten als Feinde. Der Fechter von Ravenna, trotz seiner Fehler, ist in dieser Beziehung eine gewonnene Teutoburgerschlacht, und mein Glück wäre es, wenn ich in greisen Tagen noch erlebte, daß ein deutscher Dichter aufstünde, der Göthe's und Schillers Geist vereinte, es wäre dann der größte aller bisherigen Zeiten, und da beide genannte Dichter so erschöpfend die zwei Pole deutschen Volkes darstellen: Objectivität (die sich in allen unsern, oft kindisch gründlichen wissenschaftlichen Arbeiten zeigt) und Idealflug (der in unsern oft edlen, oft phantastischen Anstrebungen sich kund thut), so ist fast mit Nothwendigkeit zu vermuthen, ein Dichter werde einmal beides, also ganz recht urdeutsch sein. Wenn ich dann im hohen Alter ein Werk von diesem Manne lesen könnte, würde ich gerne sterben, sagend: „Bin ich auch tief unter diesem Manne, ein Vorläufer war ich doch.“

An Joseph Axmann.

Linz, am 26. Juli 1855.

Nur die ungeheuere Arbeitslast, welche ich stündlich und wochentlich zu wälzen habe, macht es, daß ich so selten zum Schreiben komme, den liebsten Freunden kann ich nicht schreiben, und darum erhältst auch Du so selten einen Brief von mir. Diese Zeilen haben hauptsächlich den Zweck, Dir zu sagen, daß am Ende dieses Jahres ein Werk in drei Bänden von mir erscheint, zu dem Du noch zwei Vignetten stechen sollst und zwar in der Größe des alten Vogelfreundes, der zum ersten Bande gehört. Heckenast wird eben in Wien sein und vielleicht auch mit Dir gesprochen haben. Geiger soll die Zeichnungen machen — ach Gott, wenn er sie nur bald machte! Ich lege hier an ihn einen Brief bei, sei so gut, ihm denselben sogleich zukommen zu lassen. Ich weiß nicht, ob er noch in der alten Wohnung wohnt, oder ob man ihm einen Brief auf die Akademie adressiren kann. Für alle Deine mir übersendeten Sachen danke ich Dir herzlich. Wenn ich auch, wenn wir bei einander wären, hie und da an Kleinigkeiten nergeln würde — Du weißt ja, wie ich bin, ich suche an einem Kunstwerke wie ein Trüffelhund herum — so nergle ich nicht in diesem Briefe, und sage Dir, daß ich Deine Arbeiten bewundert habe. Es ist mir leid, daß ich nicht in Wien bin, daß wir über diese Dinge reden könnten. Wärme und

Innigkeit zeichnen Deine Arbeiten aus. Ich bin kein so großer Kenner der Technik; aber ich bin kein schlechter der Poesie, und wo in einem plastischen Werke letztere fehlt, gebe ich keinen Heller für die Technik. In der Technik mag Dir mancher gleich sein, an Gefühl des Vortrags nicht so viele. Man dürfte das Urtheil anfeinden, immerhin, ich sage es als meine Überzeugung, so wie ich aus Überzeugung sage, die Stecherzunft hat fast noch mehr Brotneid als die Malerzunft. Der wahre Künstler steht aber über der Zunft. Der Kefermarkter Altar ist bis auf den Fuß fertig. Ob der Fuß (der Altar ist eine Monstranz) auch noch gemacht wird, weiß ich nicht. Vielleicht sende ich Dir eine Photographie, wenn hier einer eine zuwege bringt, daß Du vorläufig einen Begriff bekommst. Wie hoch der Stich käme, wirst Du dann auch beiläufig sagen können. Der Altar ist jetzt unbeschreiblich schön.

Mit dem Wunsche, daß es euch allen recht wohl gehe, und mit vielen Grüßen an Dich, Deine Frau und Deine Angehörigen schließe ich dieses Schreiben.

An Gustav Heckenast.

Jokel Hiesel, am 23. August 1855.

Sie werden aus der Ortsbestimmung dieses Briefes, wenn Sie die letzten Aufsätze Hochstätters über den Böhmerwald in der Allg. Zeitung gelesen haben, sehen, wo ich gegenwärtig mich aufhalte. Ich sitze am südlichen Fuße des Dreisesselberges im Hause

des Herrn Rosenberger, welches Haus in der Volkssprache Jokel Hiesel heißt. — Rosenberger ist ein wohlhabender Mann, der hart an dem Walde ein sehr bequem eingerichtetes Haus mit Feldbau und Handel besitzt, und ausgezeichnetere Reisende in diesem Hause aufnimmt, während das eigentliche, von ihm erbaute und in Pacht gegebene Gasthaus etwas weiter abseits steht, und für die gewöhnlichen Gäste bestimmt ist. Zu den Ausgezeichneten rechnet er auch mich, und ich wohne daher mit Frau und Ziehtochter in zwei sehr hübschen Zimmern, und bin mit guten Bequemlichkeiten, sehr guten und billigen Lebensmitteln und unaussprechlich herrlichem Wasser und unaussprechlich herrlichem Walduft bewirthet. Sie werden nun fragen, wie ich hieher kam. Mein Amt und mein Verleger trägt die Schuld. Schon im vorigen Jahr nach den Prüfungen und nach einer längeren Reihe von Tagen, an denen ich unausgesetzt an dem Schreibtische saß (täglich bis 9½—10 Uhr Abends), ohne einen einzigen Spaziergang zu machen, empfand ich allerlei seltsame Dinge an meinem Körper, denen ich keinen Namen geben konnte, und auf die ich nicht achtete, weil ich von Jugend an einer sehr rüstigen und fast unverwüstlichen Gesundheit genoß. Ich ward reizbar, mürrisch, erschrack, wenn ein Federmesser zu Boden fiel, und, was ganz lächerlich war, fürchtete mich, wenn ich im Wagen saß und auf eine Inspection fuhr. Später kamen Wallungen im Kopfe dazu. Ich fragte endlich einen Arzt, meinen Freund Bergmann, welcher erklärte, meine stets sitzende Lebensweise sei Schuld. Ich lachte ihn aus, und sagte, daß ich das mehr oder weniger immer gethan habe, seit meine großen Jugendwanderungen vorbei seien, und daß es mir nie geschadet habe. Er erwiederte, diesem vielfachen Jugendwandern und meinem abgehärteten Körper verdanke

ich es, daß es nicht viel ärger sei. Nach drei Monaten, in denen ich bei mäßigem Essen Bewegung machte, kalte Waschungen und auflösende Mittel in geringem Grade anwandte, war ich wieder heiter und fröhlich wie früher. Ich hielt nach und nach die Sache für ein vorübergegangenes Unwohlsein, und dachte zuletzt gar nicht einmal mehr daran. In diesem Sommer aber machte ich es mir zum Gesetze, eine gewisse Arbeit täglich zu verrichten, um ja gewiß am 15. October Ihnen den letzten Theil des Manuscriptes übergeben zu können. Es ging recht gut. Ich machte meine Amtssachen und meine Schriftstellerei und letztere auch noch an Tagen, an denen ich zehn Stunden bei Prüfungen zugebracht hatte. Da stellten sich ähnliche Erscheinungen wie im vorigen Jahre ein. Ich trotzte anfangs, und glaubte mit etwas Spazierengehen die Sache zu beschwichtigen. Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen einmal schrieb, daß die Abgabe des letzten Manuscriptes am 15. October schwierig sein dürfte. Ich empfand damals das Übel schon; allein nach wenigen Tagen steigerte es sich so, daß wieder die Nerven angegriffen waren, das Drücken zunahm, Unlust und Unruhe sich einstellte und selbst die Verdauung tt. Bergmann sagte, daß, wenn ich nicht in der That nachhaltig mein Leben ändere, ich wie die meisten Beamten die Bureaukrankheit bekommen würde. Ich ging daher in meine Heimatluft, und da ich fünf Jahre keinen Urlaub nahm, will ich jetzt wenigstens drei Wochen hier zubringen. Der Herr Statthalter, dem ich schrieb, wird es wohl bewilligen. Ich bin seit 19. hier, und wie durch ein Wunder fangen alle üblen Erscheinungen zu verschwinden an. Ich trinke das Wasser, welches hier aus dem ungeheuren Granitlager, aus dem der Böhmerwald besteht, mit einer Klarheit und Durchsichtigkeit kommt, von der sich niemand

eine Vorstellung machen kann, der es nicht gesehen hat, und da der Granit wenig Lösliches hat, so ist das Wasser auch so rein, als wäre es destillirt, und da der Granitpanzer der Sonne undurchdringliche Hindernisse entgegenstellt, so ist das Wasser auch stets gleich frisch. Ich wasche mich mit diesem Wasser, und nachdem ich den Vormittag verschrieben habe, gehe ich am Nachmittage in dem stillen, ungeheuer weiten Thale, oder in dem noch stilleren Walde herum. Ach Gott, könnte das so fortdauern!! Welche Werke dürften da entstehen! Hätte ich hier ein Häuschen, meine Blumen, meine Zeichnungen bei mir, jährlich ein paar Monate bei Freunden in Wien — was wäre das für ein Himmel!! Ich glaube, es wäre ein bescheidener Himmel, oder ist der Wunsch doch so hoch, daß ihn der Himmel, der oberhalb uns ist, immer versagt? Ich werde jetzt, da ich zum zweitenmal gemahnt bin, ein Leben einführen, daß eine dritte Mahnung nicht mehr nöthig ist. Ich werde mir die nöthige Bewegung nie mehr entziehen, und ein heiterer Geist wird dann die Amtsdinge in weit kürzerer Frist abthun, als es ein träger vermochte. Die unabwendbare Folge meines körperlichen Übels ist auch, daß ich bis zum 15. October nicht fertig sein kann. Wie sehr es mich schmerzt, kann ich Ihnen gar nicht ausdrücken. Ich will mich aber bestreben, die Sache weit schöner zu machen, und Ihnen dann anheim geben, wie weit Sie die Bedingungen abändern wollen oder müssen. Die Einleitung ist viel besser, Sie werden sehen, wenn Sie die nächsten Blätter erhalten, daß sie ganz neu geschrieben ist. Ich werde jetzt fleißig Sendungen machen; denn es beginnt hier sehr gut zu gehen. Mein einziger Trost in dieser Sache ist, daß Geiger ohnehin nicht fertig geworden wäre. Bei allen künftigen Werken werde ich schon Sorge tragen, daß sie im

Herbste erscheinen können. Schreiben Sie mir hieher und senden Sie mir auf meine Kosten ein Exemplar des Hochwaldes, hübsch gebunden, für den Herrn Rosenberger, damit ich ihm einige Gedenkworte hinein schreibe. Es kommen in neuerer Zeit sehr viele Besucher hieher. Rosenberger sagt, daß gegen Ende August und Anfangs September fast kein Tag vergeht, an dem nicht eine, oft sogar zwei Gesellschaften kommen, den Dreisesselberg oder den Blöckenstein und den See zu besuchen (die Entfernung beträgt zum Dreisesselberg 1 1/2, zum See 2 1/2 Stunden). Rosenberger hat sich den Hochwald schon mehrmals gekauft, und immer ist er wieder von Freunden entführt worden. Ich sagte neulich zu ihm, ich werde Ihnen schreiben, daß Sie hier einen Stand mit diesen Büchern aufrichten sollen, wie bei Wallfahrtskirchen Bilder mit den Wundern des Heiligen verkauft werden, der in der Kirche verehrt wird. Die bei weitem meisten Besuche kommen von Deutschland herüber. Gestern waren fünf Passauer da und sechs Personen aus Wels. Ich glaube, daß der Arzt doch nicht ganz und gar Recht hat. Ein Moment weiß er nicht, und ahnt er nicht, ich halte es aber für groß, vielleicht für das größte, was auf mein Übel Einfluß hat, den Schmerz, der beständig an mir nagt, daß ich, der ich mich zu höheren Dingen berufen glaube, an ein unersprießliches Amt gekettet bin, und ferner, daß ich, der ich den Umgang gebildeter, edler Menschen genossen habe, an größtentheils unwissende und bis zu einem gewissen Grade rohe Menschen angewiesen bin. Eben geht wieder eine Gesellschaft Männer, Rosenberger mit ihnen, zum See hinauf. Ich möchte heiße Thränen weinen, daß ich nicht mitgehen kann. Es ist gewissermaßen *mein* See, und ich kann ihn nicht sehen. Aber ich will doch während meines jetzigen Aufenthaltes in dieser

Gegend noch hinauf gehen, und einen ganzen Nachmittag an seinem Ufer sitzen. Ich las vorgestern in der Passauer Zeitung, daß in Pilis-Maróth bei Gran ein specifisches Mittel gegen die Cholera gefunden worden sei, nämlich der Saft der Wachholderbeeren. Unter 35 Kranken sei auf dieses Mittel kein einziger gestorben. Mir fiel der Name auf. — Ist denn nicht Ihr Landhaus bei Gran? Und wenn es so ist, wissen Sie von der Sache etwas?

Ich hoffe, daß es mir erlaubt sein wird, den ganzen September hier zubringen zu dürfen. Dann muß ich noch nach Oberplan zu meiner Mutter gehen und dort einige Tage zubringen. Wer weiß, wann, und ob ich sie darnach wieder sehe. — Rosenberger kommt jetzt (ich setzte den Brief Nachmittags fort) vom See zurück, und 18 Personen folgen, von denen ein Theil von Neu-Reichenau in Baiern hinaufgestiegen ist, und über den Jokel Hiesel (man spricht hier Jogl Hiesl) zurückkehrt.

Schreiben Sie mir bald und freundlich, tragen Sie einen Theil meines Geschickes mit, und denken Sie dabei, daß Sie es für einen sehr ergebenen und aufrichtigen Freund thun.

An Gustav Heckenast.

Lakerhäuser, am 30. August 1855.

Ich habe Ihren letzten Brief hieher nachgeschickt erhalten, und er hat mir neuerdings das Herz schwer gemacht. Bei meiner Berechnung war eine Krankheit gar nicht in Anschlag gebracht. Es war mir in der That nicht möglich, seit den ersten zwei Sendungen etwas zu arbeiten. Schon damals war das Übel eigentlich da; aber ich glaubte, es überwinden zu können. Ich habe an den Herrn Statthalter geschrieben, und ihn um einen einmonatlichen Urlaub gebeten. Ich zweifle nicht, daß ich ihn erhalten werde, es wird aber ganz gewiß eine Verlängerung nothwendig werden, und am liebsten wäre es mir, wenn ich bis zum 1. November hier bleiben könnte.

An Geiger hatte ich schon vor Empfang Ihres vorletzten Briefes geschrieben, und habe von ihm eine sehr liebe und schöne Antwort erhalten. Ich will alles thun, was ich kann, und keine größere Freude könnte mir widerfahren, als wenn Sie Ihren Wunsch erreichten, und das Buch doch noch in diesem Jahre versendet werden könnte. Welcher ist denn der letzte Termin der Versendung? — und ist denn der Stich noch möglich, ohne überhudelt zu werden? — Wird nicht der Titel eigens gedruckt? — ich möchte dem Buche eine Widmung, vielleicht eine kleine Vorrede vorsetzen. — Schreiben Sie mir recht bald, ich bitte Sie, ein Brief von Ihnen erfreut mich immer. Ich habe wohl gesagt, daß

Sie die Briefe über Passau adressiren mögen. — Gestern machte ich bereits einen Spaziergang von $^{3}/_{4}$ Stunden in eine Glasfabrik und $^{3}/_{4}$ Stunden zurück. Ich spürte keine üblen Folgen. Mein größtes Gut ist das hiesige Wasser. Herr Rosenberger führte dieser Tage in Person eine Gesellschaft an den See. Ich hatte leider nur das Nachsehen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 13. December 1855.

Um nicht endlich einen ernstlich bösen Brief von Ihnen zu bekommen, muß ich zuvorkommen, und Ihnen schreiben, wie alles steht, obwohl ich diesen Brief erst mit einem Packe Schriften schicken wollte. Es ist ein wahres Glück, daß ich krank geworden bin; denn das Buch wird jetzt viel schöner. Am 18. October bin ich, nachdem ich noch einige Zeit bei meiner Mutter zugebracht habe, wieder in Linz eingetroffen, konnte aber vor zu viel angehäufter Arbeit erst im November zu etwas Ernstlichem an meinen Manuscripten kommen.

Was die Arbeit neuerdings langsamer macht, war eine merkwürdige Erscheinung, welche mir bei diesem Buche zum ersten Male geschieht, es gefällt mir nämlich das Buch in der Correctur, was mir noch nie geschah. Dieses Gefallen hat mir eine solche Liebe zu dem Werke eingeflößt, daß ich noch an keinem mit dieser Wärme gearbeitet habe. Ich kann sechs Stunden dabei sitzen, ohne zu ermüden, und allemal ist es mir unangenehm, daß

die gegebene Zeit vorüber ist, und ich aufstehen muß. Diese Liebe aber und diese Wärme, welche, wie ich meine, sich auch dem Buche mittheilen dürfte, daß es reiner, edler, künstlerisch abgerundeter wird, geht sogleich verloren, sobald ich Theile hinter mir weiß, die nichts taugen. Ich darf Ihnen also nichts senden, was mir selber nicht gefällt. Mit je größerer innerer Befriedigung ich ein Päckchen fortsende, desto schöner wird das Folgende. Ich arbeite es daher aus, so gut ich kann, und das macht, daß manches Blatt zwei- bis dreimal geändert, und neu geschrieben wird. Sie werden bei dem Gesendeten aus der neuen Farbe der Tinte sehen, daß alles neu geschrieben ist. Wenn das, was ich jetzt senden werde, ausgedruckt ist, lesen Sie mir zu Gefallen alles bis dahin Gedruckte, es enthält die sogenannte Exposition, die Darstellung der Grundlage, auf der das Kunstwerk stehen wird. Sagen Sie mir dann, ob es Ihnen den Eindruck macht, daß auf dieses Gestelle ein ruhiges, edles und höheres Werk zu erwarten ist, als der Markt gewöhnlich bringt. Ein fremdes Auge urtheilt sicherer, als das des Verfertigers, und auf das Ihrige habe ich ein Zutrauen. Ich habe es nicht zu allen; denn das darf ich, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, sagen, daß, wenn ich die jetzige Literatur im Allgemeinen (natürlich die Ausnahmen abgerechnet) und leider auch die Menschen im Allgemeinen betrachte, meine Bücher über beiden stehen, in so weit es sich um Sitte, Einfachheit und Ruhe handelt, und daß daher das Urtheil verschieden ausfallen muß, je nachdem der Leser jenen Eigenschaften näher steht, oder ferner. Ich spreche es wieder mit Schmerz aus, was ich schon so oft gesagt habe. Unsere Literatur liegt im Argen, und ein Mann, der mit mir die Einfachheit und das sittliche Bewußtsein gemein hätte, mir aber an Dichter-

begabung weit überlegen wäre, sollte aufstehen, er würde der Erneuerer unserer gesunkenen Kunst sein, und die Ehre des Jahrhunderts retten. Den großen Grillparzer rechne ich noch zu der früheren Zeit. Seit er schweigt, ist der Unfug erst losgegangen. Halm schwankt, und ist zu wenig streng, selbst im Fechter (wenn er der Verfasser ist), obwohl dieser ein Riesenfortschritt ist. Ein neuer, gewaltiger Mensch wird aufstehen, und mit einfachen aber allmächtigen Schlägen den Flitter, die Gespreiztheit und die Selbstsucht, und endlich, ich kann es wohl sagen — die Schlechtigkeit zerschlagen, womit jetzt das Götterbild der Kunst behängt wird. Schiller, so groß er ist, hat durch den falschen Glanz, den er der keuschen Muse geben zu müssen geglaubt hat, viel zu dem nachfolgenden Übel beigetragen, noch immer wird Götzendienst mit Schiller getrieben, und ich fürchte, nicht mit dem großen Schiller, sondern mit dem flitternden. Heine mit der Haltlosigkeit seines Gewissens und dem Prunk seines Talentes hat unendlich geschadet. Dazu kam der einseitige, oberflächliche Liberalismus, der die echte Freiheit eben so schändete, wie die pausbackige Poesie die Kunst, und auf diese Weise kamen die Zustände, die sich im neuesten Leben, in der Kunst und im Staate, namentlich in der sogenannten Revolution so erbärmlich zeigten. In der Kunst erwarte ich noch immer den Mann, von dem ich oben sagte: Er wird kommen, ihm wird sich ein Kreis zuschaaren, und das Leben und alles, was mit ihm zusammenhängt, also auch der Staat wird sich heben. Dann werde ich vielleicht im Grabe die Genugthuung haben, daß gesagt wird, er hat mit seinen anspruchlosen Schriften angedeutet, was eine spätere Zeit und große Menschen mit hinreichender Kraft ausgeführt haben. — Aber ich komme

wieder in die leidigen Klagelieder. — Es wird viel von einem Romane von Freytag aus Berlin geredet „Soll und Haben“. Ich bin leider in der jetzigen ungeheuren Theuerung, und bei einem monatlichen Abzuge von 40 fl. 50 kr. C.M. (bis ich meine Taxen 500 fl. für die definitive Anstellung gezahlt habe) nicht im Stande 10 fl. C.M. für zwei Bände auszugeben. Hier hat niemand das Buch, und so konnte ich es noch nicht lesen. Auch bange ich ein wenig vor der Berliner Poesie. Man rühmt aber dem Buche die größte Einfachheit nach und die schönste Sitte, was mich sehr lockt. Wenn Sie es gelesen haben, schreiben Sie mir ein paar Worte darüber. Ich werde es doch wohl auch einmal zu sehen bekommen.

Eigentlich ärgere ich mich über gar kein Unglück so sehr, als über Schändung der Kunst (die Käufer und Verkäufer hat ja der Heiligste einmal im Zorne mit einem Stricke aus dem Tempel gejagt). Ich gehe hier gar nie (mit seltner Ausnahme) ins Theater, weil sie scheußlich spielen. Mit der Musik ist es so so — besser geht es jetzt mit der bildenden Kunst, wir haben heuer Meisterwerke auf der hiesigen Ausstellung gehabt. Bezüglich Ihrer Cholera-Brochure (Wachholder) bin ich noch nicht im Klaren. Der Fall, daß 135 Cholerakranke in Pilis-Maróth durch Wachholder geheilt wurden, und daß kein einziger gestorben sei, welchen Fall ich in der Passauer und Allg. Zeitung las, steht gar nicht in dem Büchlein. Wissen Sie etwas über diesen Fall?

Ich habe Sie nun lange genug geplagt — doch noch eins, unser Statthalter hat mir jährlich vier Wochen Urlaub zugesagt, darf ich einmal zu Ihnen auf die Weinlese kommen, z. B. heuer, wenn der Nachsommer vom Stapel gelaufen ist? Wie steht es

mit Geigers Wallenstein? Wir haben ein paar Briefe über den Stoff gewechselt, und dann schwieg Geiger davon. Ich habe ein herrliches Bild erwartet.

Leben Sie recht wohl, nächstens sende ich Ihnen wieder ein paar sehr liebe Schreiben, die ich erhalten habe. Ein Exemplar Narrenburg habe ich bekommen, ich danke. Das Mädchen in der Vignette ist herrlich, überhaupt das ganze Bild, ein klein wenig stören mich die Oberfüße des Mannes, die zu sehr herrschen.

Alles Herzliche, Schöne, Erfreuliche und Glückliche zum neuen Jahre für Sie und Ihre liebe Gattin von uns beiden. Mögen Sie beide gesund und heiter noch eine Reihe von Jahren erleben, und mir und meinem guten Weibe, die mich sehr treu gepflegt hat, und meine Unarten ertrug, ein wenig gut bleiben. Weil ich von Krankheit rede, so muß ich Ihnen doch auch berichten, daß ich jetzt sehr gesund bin, daß ich um eine Faust schlanker bin (dies zeigt meine Uniformkuppel) und daß ich bei dem Getränke eines sehr gewässerten Weines und täglichem Spazierengehen von wenigstens einer Stunde von den leidigen Anschoppungen in Zukunft frei zu bleiben hoffe. Habe ich kein Amt mehr, dann gehe ich erst recht spazieren wie in früheren Jahren.

N. S. Habe ich Ihnen geschrieben, daß ich den Schauplatz des Hochwaldes besucht habe?

1856.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 7. Februar 1856.

Das Wichtigste und Schmerzlichste in Ihrem Briefe ist mir und meiner Frau die Nachricht von der Krankheit Ihrer Frau Gemahlin. Wir nehmen den innigsten Antheil, und bitten Sie beide, uns recht bald wieder eine Nachricht zukommen zu lassen. Gebe Gott, daß sie eine vollkommen befriedigende sei.

Die Geiger'schen Bilder*) wollte ich selber nach Wien bringen, ich hegte die Hoffnung, daß mir ein kleiner Aufenthalt in Wien würde möglich werden — aber die Sache wird zu Wasser, da ich eines Theiles schwer abkommen kann, und anderen Theiles die Auslagen scheuen muß. Weshalb ich aber hauptsächlich nach Wien wollte, war, mit Geiger persönlich zu sprechen, weil die Bilder nicht passen. Sie sind an sich sehr schön, ja sogar äußerst lieblich, und ich würde mit Freuden zu diesen Bildern eine Geschichte schreiben; aber nun ist die Geschichte geschrieben, und die Personen in derselben sind ganz andere. Die Frau und ihre Tochter gehören einer sehr reichen Kaufmannsfamilie an, und sind mit Luxus umgeben, wenn auch ihr Anzug stets einfach ist.

---

*) Zum Nachsommer.

Mutter und Tochter haben eine hohe Bildung. Die Personen auf den Bildern gehören den untern Ständen an, bei der Frau ist der Rock von zu derbem Stoffe, der Fuß zu groß. Das Mädchen ist in einem Stübchen, das in der ganzen Erzählung gar nicht existirt. Sie ist ideal schön, und was von alterthümlichen Geräthen da ist, gehört zu den reichsten und vornehmsten. — Was ist nun zu thun? Ich schreibe heute auch an Geiger, und bitte ihn selber um Rath. Ich sende ihm ein paar Blätter Manuscript zu, in welchen Mutter, Tochter und Geräthe beschrieben sind. Das Beste wäre freilich eine persönliche Zusammenkunft und neue Bilder. Wie wäre es, wenn Geiger den ersten Band durchläse, er enthält alles, was Geiger wissen muß, ja vielleicht könnte Geiger eine andere Situation angeben, für die er sich begeisterte; denn ich hoffe, daß ihm das Buch gefallen wird. Er könnte den ersten Band im Drucke lesen; denn in zwölf Tagen sende ich Ihnen das letzte Kapitel. Kurz, ich bitte um sehr baldige Antwort, und ich werde Ihnen Geigers Antwort auch mittheilen. Denken Sie ja nicht, daß ich etwa zu vorschnell urtheile. Ich halte nicht etwa die Bilder für schwach, nein, sondern für ausgezeichnet; nur sind die Personen im Buche entschieden vornehme Leute, sie haben eine Loge im Hoftheater, das Mädchen im Stübchen macht den Eindruck eines armen, aber höchst lieblichen Mädchens. Daß ich Geiger so schreiben werde, daß er nicht beleidigt wird, werden Sie wohl glauben. Ich möchte nur wissen, wie das Mißverständniß entstanden ist. Ich glaube, Geiger genug instruirt zu haben. Ich habe ihm einmal die ganze Geschichte erzählt, und habe ihm über die Situation der zwei Bilder geschrieben. Vielleicht habe ich, der ich in meiner Idee schon befangen war, doch die Ausdrücke nicht so genau

gebraucht. Ich mache mir alle möglichen Vorwürfe, und bedaure bitter, daß die Sache so ist, wie sie ist. Sie können dies schon daraus schließen, daß ich eigens habe nach Wien reisen wollen, um Alles ins Reine zu bringen.

Daß Sie hätten die letzte Sendung im Manuscripte lesen sollen, habe ich nicht gemeint, sondern in den Abzugbögen. Das thun Sie mir wohl auch zu Liebe, nicht wahr?

Ich bin unterbrochen worden, und muß mich daher kürzer fassen, als ich wollte. Mit dem Buche „Soll und Haben“ ist es mir sonderbar ergangen. Es ist eigentlich nicht das, welches ich lesen wollte. Ich fand einmal in der Allg. Zeitung eine Kritik eines Buches, welches sehr einfach und edel sein soll und sehr gelobt wurde. Es spielt zum Theile in Ischl. Ich verwechselte wahrscheinlich die Titel, und habe nun durch Ihre Güte „Soll und Haben“ gelesen, bei welchem ich stets auf die angerühmte Einfachheit wartete. Ich errieth erst ziemlich spät meinen Irrthum. Ich werde Ihnen einmal ausführlicher darüber schreiben. Ihre Kritik ist so ausgezeichnet trefflich, daß sie nach meiner Meinung sogleich sollte gedruckt werden. Wenn Ihnen nun hie und da von meinen Sachen etwas gefällt, so bin ich jetzt doppelt stolz darauf. Ich habe immer viel auf Ihren Geschmack gehalten; aber diese Tiefe des Urtheils (Sie verzeihen mir wohl, daß ich das sage), wie sie in Ihrem letzten Briefe über Freytags Buch vorkommt, hat mich doch überrascht. Freytag geht es in der Poesie, wie den Virtuosen in der Musik. Sie können meistens in der Technik Außerordentliches leisten, ohne daß ihr Spiel Musik ist. Freytag macht Theile äußerst geschickt, ohne daß ein Hauch von Poesie vorhanden ist. — Theile, sagt Jean Paul, kann das Talent auch machen, oft bessere, als das Genie — nur

Sie die Briefe über Passau adressiren mögen. — Gestern machte ich bereits einen Spaziergang von $^3/_4$ Stunden in eine Glasfabrik und $^3/_4$ Stunden zurück. Ich spürte keine üblen Folgen. Mein größtes Gut ist das hiesige Wasser. Herr Rosenberger führte dieser Tage in Person eine Gesellschaft an den See. Ich hatte leider nur das Nachsehen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 13. December 1855.

Um nicht endlich einen ernstlich bösen Brief von Ihnen zu bekommen, muß ich zuvorkommen, und Ihnen schreiben, wie alles steht, obwohl ich diesen Brief erst mit einem Packe Schriften schicken wollte. Es ist ein wahres Glück, daß ich krank geworden bin; denn das Buch wird jetzt viel schöner. Am 18. October bin ich, nachdem ich noch einige Zeit bei meiner Mutter zugebracht habe, wieder in Linz eingetroffen, konnte aber vor zu viel angehäufter Arbeit erst im November zu etwas Ernstlichem an meinen Manuscripten kommen.

Was die Arbeit neuerdings langsamer macht, war eine merkwürdige Erscheinung, welche mir bei diesem Buche zum ersten Male geschieht, es gefällt mir nämlich das Buch in der Correctur, was mir noch nie geschah. Dieses Gefallen hat mir eine solche Liebe zu dem Werke eingeflößt, daß ich noch an keinem mit dieser Wärme gearbeitet habe. Ich kann sechs Stunden dabei sitzen, ohne zu ermüden, und allemal ist es mir unangenehm, daß

die gegebene Zeit vorüber ist, und ich aufstehen muß. Diese Liebe aber und diese Wärme, welche, wie ich meine, sich auch dem Buche mittheilen dürfte, daß es reiner, edler, künstlerisch abgerundeter wird, geht sogleich verloren, sobald ich Theile hinter mir weiß, die nichts taugen. Ich darf Ihnen also nichts senden, was mir selber nicht gefällt. Mit je größerer innerer Befriedigung ich ein Päckchen fortsende, desto schöner wird das Folgende. Ich arbeite es daher aus, so gut ich kann, und das macht, daß manches Blatt zwei- bis dreimal geändert, und neu geschrieben wird. Sie werden bei dem Gesendeten aus der neuen Farbe der Tinte sehen, daß alles neu geschrieben ist. Wenn das, was ich jetzt senden werde, ausgedruckt ist, lesen Sie mir zu Gefallen alles bis dahin Gedruckte, es enthält die sogenannte Exposition, die Darstellung der Grundlage, auf der das Kunstwerk stehen wird. Sagen Sie mir dann, ob es Ihnen den Eindruck macht, daß auf dieses Gestelle ein ruhiges, edles und höheres Werk zu erwarten ist, als der Markt gewöhnlich bringt. Ein fremdes Auge urtheilt sicherer, als das des Verfertigers, und auf das Ihrige habe ich ein Zutrauen. Ich habe es nicht zu allen; denn das darf ich, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, sagen, daß, wenn ich die jetzige Literatur im Allgemeinen (natürlich die Ausnahmen abgerechnet) und leider auch die Menschen im Allgemeinen betrachte, meine Bücher über beiden stehen, in so weit es sich um Sitte, Einfachheit und Ruhe handelt, und daß daher das Urtheil verschieden ausfallen muß, je nachdem der Leser jenen Eigenschaften näher steht, oder ferner. Ich spreche es wieder mit Schmerz aus, was ich schon so oft gesagt habe. Unsere Literatur liegt im Argen, und ein Mann, der mit mir die Einfachheit und das sittliche Bewußtsein gemein hätte, mir aber an Dichter-

begabung weit überlegen wäre, sollte aufstehen, er würde der Erneuerer unserer gesunkenen Kunst sein, und die Ehre des Jahrhunderts retten. Den großen Grillparzer rechne ich noch zu der früheren Zeit. Seit er schweigt, ist der Unfug erst losgegangen. Halm schwankt, und ist zu wenig streng, selbst im Fechter (wenn er der Verfasser ist), obwohl dieser ein Riesenfortschritt ist. Ein neuer, gewaltiger Mensch wird aufstehen, und mit einfachen aber allmächtigen Schlägen den Flitter, die Gespreiztheit und die Selbstsucht, und endlich, ich kann es wohl sagen — die Schlechtigkeit zerschlagen, womit jetzt das Götterbild der Kunst behängt wird. Schiller, so groß er ist, hat durch den falschen Glanz, den er der keuschen Muse geben zu müssen geglaubt hat, viel zu dem nachfolgenden Übel beigetragen, noch immer wird Götzendienst mit Schiller getrieben, und ich fürchte, nicht mit dem großen Schiller, sondern mit dem flitternden. Heine mit der Haltlosigkeit seines Gewissens und dem Prunk seines Talentes hat unendlich geschadet. Dazu kam der einseitige, oberflächliche Liberalismus, der die echte Freiheit eben so schändete, wie die pausbackige Poesie die Kunst, und auf diese Weise kamen die Zustände, die sich im neuesten Leben, in der Kunst und im Staate, namentlich in der sogenannten Revolution so erbärmlich zeigten. In der Kunst erwarte ich noch immer den Mann, von dem ich oben sagte: Er wird kommen, ihm wird sich ein Kreis zuschaaren, und das Leben und alles, was mit ihm zusammenhängt, also auch der Staat wird sich heben. Dann werde ich vielleicht im Grabe die Genugthuung haben, daß gesagt wird, er hat mit seinen anspruchlosen Schriften angedeutet, was eine spätere Zeit und große Menschen mit hinreichender Kraft ausgeführt haben. — Aber ich komme

wieder in die leidigen Klagelieder. — Es wird viel von einem Romane von Freytag aus Berlin geredet „Soll und Haben". Ich bin leider in der jetzigen ungeheuren Theuerung, und bei einem monatlichen Abzuge von 40 fl. 50 kr. C.M. (bis ich meine Taxen 500 fl. für die definitive Anstellung gezahlt habe) nicht im Stande 10 fl. C.M. für zwei Bände auszugeben. Hier hat niemand das Buch, und so konnte ich es noch nicht lesen. Auch bange ich ein wenig vor der Berliner Poesie. Man rühmt aber dem Buche die größte Einfachheit nach und die schönste Sitte, was mich sehr lockt. Wenn Sie es gelesen haben, schreiben Sie mir ein paar Worte darüber. Ich werde es doch wohl auch einmal zu sehen bekommen.

Eigentlich ärgere ich mich über gar kein Unglück so sehr, als über Schändung der Kunst (die Käufer und Verkäufer hat ja der Heiligste einmal im Zorne mit einem Stricke aus dem Tempel gejagt). Ich gehe hier gar nie (mit seltner Ausnahme) ins Theater, weil sie scheußlich spielen. Mit der Musik ist es so so — besser geht es jetzt mit der bildenden Kunst, wir haben heuer Meisterwerke auf der hiesigen Ausstellung gehabt. Bezüglich Ihrer Cholera-Brochure (Wachholder) bin ich noch nicht im Klaren. Der Fall, daß 135 Cholerakranke in Pilis-Maróth durch Wachholder geheilt wurden, und daß kein einziger gestorben sei, welchen Fall ich in der Passauer und Allg. Zeitung las, steht gar nicht in dem Büchlein. Wissen Sie etwas über diesen Fall?

Ich habe Sie nun lange genug geplagt — doch noch eins, unser Statthalter hat mir jährlich vier Wochen Urlaub zugesagt, darf ich einmal zu Ihnen auf die Weinlese kommen, z. B. heuer, wenn der Nachsommer vom Stapel gelaufen ist? Wie steht es

mit Geigers Wallenstein? Wir haben ein paar Briefe über den Stoff gewechselt, und dann schwieg Geiger davon. Ich habe ein herrliches Bild erwartet.

Leben Sie recht wohl, nächstens sende ich Ihnen wieder ein paar sehr liebe Schreiben, die ich erhalten habe. Ein Exemplar Narrenburg habe ich bekommen, ich danke. Das Mädchen in der Vignette ist herrlich, überhaupt das ganze Bild, ein klein wenig stören mich die Oberfüße des Mannes, die zu sehr herrschen.

Alles Herzliche, Schöne, Erfreuliche und Glückliche zum neuen Jahre für Sie und Ihre liebe Gattin von uns beiden. Mögen Sie beide gesund und heiter noch eine Reihe von Jahren erleben, und mir und meinem guten Weibe, die mich sehr treu gepflegt hat, und meine Unarten ertrug, ein wenig gut bleiben. Weil ich von Krankheit rede, so muß ich Ihnen doch auch berichten, daß ich jetzt sehr gesund bin, daß ich um eine Faust schlanker bin (dies zeigt meine Uniformkuppel) und daß ich bei dem Getränke eines sehr gewässerten Weines und täglichem Spazierengehen von wenigstens einer Stunde von den leidigen Anschoppungen in Zukunft frei zu bleiben hoffe. Habe ich kein Amt mehr, dann gehe ich erst recht spazieren wie in früheren Jahren.

N. S. Habe ich Ihnen geschrieben, daß ich den Schauplatz des Hochwaldes besucht habe?

nach immer steigern werde, wie es bei uns der Fall ist. Das Alles ist nun vorüber und auf das Unbestimmteste unterbrochen. Daher überkam uns das größte Mitleid mit Ihnen, und es überkam uns das Mitleid mit der armen jungen Frau, die so bald die Welt und alles, was ihr theuer war, verlassen mußte, obwohl sie so gut und lieb war, und alles fernere Glück verdient hätte. Ich konnte lange der heißen Thränen um Ihren Verlust nicht Herr werden. Ich schreibe Ihnen dies nur darum, damit Sie sehen, daß, wenn Sie auch dasjenige Herz für diese Zeitlichkeit verloren haben, was Ihnen das nächste war, Sie doch nicht ganz und gar verarmt sind, sondern daß Menschen leben, die an Ihnen Antheil nehmen und um Sie trauern. Nehmen Sie die Versicherung, daß ich mit noch mehr Liebe als bisher in Zukunft gegen Sie erfüllt sein werde, um Ihnen auch nur einen kleinen Trost in Ihrem Leiden zu geben, daß ich für die Lebenszeit, die uns noch gegönnt ist, unwandelbar Ihr Freund bleiben werde, und daß, wenn ich einigermaßen Ihren Kummer lindern könnte, ich es gewiß mit der größten Bereitwilligkeit und mit den größten Opfern thun würde. Recht weh' geschieht mir darüber, daß ich Ihre Gattin nicht habe kennen lernen können. So kann sie nun mein neuestes Buch, bei dessen Niederschreiben ich oft an sie gedacht habe, weil Sie mir sagten, daß sie das Einfache und ich darf wohl hinzusetzen das Edle meiner Schriften liebe, nicht mehr lesen, und ich habe ihr mit manchem Warmen, Tiefen und Harmonischen darin Freude zu machen gewünscht. Ich habe diese Tage her, als immer kein Brief von Ihnen kam, viele Unruhe gehabt, und immer Böses geahnt, dennoch traf mich der Schlag gleichsam wie ein unerwartetes Unglück. Denken Sie, theurer Freund, an die Zukunft, an die Wiedervereinigung mit

der zu früh Verlorenen und an die vielen Menschen, die Sie auf dieser Welt noch lieben, und die mit Ihnen betrübt sind. Der Schmerz ist ja auch von Gott gesandt, und so sehr sich oft das Menschenherz dagegen sträubt, so ist er besonders um ein theures Verstorbenes nicht selten der liebste Engel, der uns auf dem einsamen Wege, den man nun ohne den Geliebten gehen muß, begleitet, und der unser Herz dem Großen, Reinen und Erhabenen zugänglicher macht, als es ohne ihn gewesen wäre. Wie wäre es, wenn Sie gegen die schönere Jahreszeit hin ein wenig zu uns herauf kämen, und mit mir ein wenig im Lande herum führen. Sie würden sehen, wie sehr wir Sie lieb haben, und der Ernst unserer großen Wälder oder die Feierlichkeit nnserer Alpen würden Ihnen wohl thun. Schreiben Sie mir, wenn Sie einmal in der Lage sind, sich damit befassen zu können. Vom Geschäftlichen sage ich heute nichts, ich glaube, daß dasselbe die Gefühle, die ich gegen Sie hege, nur herabwürdigen würde. Gott nehme Sie in seinen Schutz, und helfe Ihnen über die Stelle hinüber, die sein unerforschlicher Rathschluß auf Ihre Lebensbahn gelegt hat. Empfangen Sie noch einmal die Versicherung unseres innigsten Mitgefühles und unserer herzlichen Liebe, besonders von Ihrem unveränderlichen Freunde.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 29. Februar 1856.

Hier folgt der Schluß des ersten Bandes des Nachsommers. Möge das Werk so rein, so edel, einfach und innig sein, als es mein Gefühl beim Arbeiten ist. Seit ich alles und jedes bei Seite gelegt habe und mich nur in dieses Werk versenkt habe, wird es mir immer theurer, die Tagesstunden, die ich damit verbringe, sind meine schönsten. Ich hoffe hiemit etwas zu „dichten“, nicht zu „machen“. Die ganze Lage, so wie die Charaktere der Menschen sollen nach meiner Meinung etwas Höheres sein, das den Leser über das gewöhnliche Leben hinaus hebt, und ihm einen Ton gibt, in dem er sich als Mensch reiner und größer empfindet, daher das Buch öfter gelesen werden kann, und immer dieselbe Empfindung erfolgt, ja, wenn man den Zusammenhang bereits weiß, in noch höherem Maße erfolgen soll, weil man durch das Stoffliche nicht mehr beirrt wird — d. h. wenn ich mich nicht selber irre, wenn das, was in mir beim Schreiben des Buches war, auch im Buche ist, was man nicht immer wissen kann. Hätte nur ein Anderer das Buch geschrieben, und ich es blos gelesen, dann wüßte ich es schon. Die Gliederung soll organisch sein, nicht daß Handlungen im Buche neben einander liegen, deren eine einmal die letzte ist. Ich will mich bemühen und besinnen, daß jedes Fremde weg ist, und daß jedes Zugehörige da ist. Der erste Band rundet die

Mutter und Tochter haben eine hohe Bildung. Die Personen auf den Bildern gehören den untern Ständen an, bei der Frau ist der Rock von zu derbem Stoffe, der Fuß zu groß. Das Mädchen ist in einem Stübchen, das in der ganzen Erzählung gar nicht existirt. Sie ist ideal schön, und was von alterthümlichen Geräthen da ist, gehört zu den reichsten und vornehmsten. — Was ist nun zu thun? Ich schreibe heute auch an Geiger, und bitte ihn selber um Rath. Ich sende ihm ein paar Blätter Manuscript zu, in welchen Mutter, Tochter und Geräthe beschrieben sind. Das Beste wäre freilich eine persönliche Zusammenkunft und neue Bilder. Wie wäre es, wenn Geiger den ersten Band durchläse, er enthält alles, was Geiger wissen muß, ja vielleicht könnte Geiger eine andere Situation angeben, für die er sich begeisterte; denn ich hoffe, daß ihm das Buch gefallen wird. Er könnte den ersten Band im Drucke lesen; denn in zwölf Tagen sende ich Ihnen das letzte Kapitel. Kurz, ich bitte um sehr baldige Antwort, und ich werde Ihnen Geigers Antwort auch mittheilen. Denken Sie ja nicht, daß ich etwa zu vorschnell urtheile. Ich halte nicht etwa die Bilder für schwach, nein, sondern für ausgezeichnet; nur sind die Personen im Buche entschieden vornehme Leute, sie haben eine Loge im Hoftheater, das Mädchen im Stübchen macht den Eindruck eines armen, aber höchst lieblichen Mädchens. Daß ich Geiger so schreiben werde, daß er nicht beleidigt wird, werden Sie wohl glauben. Ich möchte nur wissen, wie das Mißverständniß entstanden ist. Ich glaube, Geiger genug instruirt zu haben. Ich habe ihm einmal die ganze Geschichte erzählt, und habe ihm über die Situation der zwei Bilder geschrieben. Vielleicht habe ich, der ich in meiner Idee schon befangen war, doch die Ausdrücke nicht so genau

gebraucht. Ich mache mir alle möglichen Vorwürfe, und bedaure bitter, daß die Sache so ist, wie sie ist. Sie können dies schon daraus schließen, daß ich eigens habe nach Wien reisen wollen, um Alles ins Reine zu bringen.

Daß Sie hätten die letzte Sendung im Manuscripte lesen sollen, habe ich nicht gemeint, sondern in den Abzugbögen. Das thun Sie mir wohl auch zu Liebe, nicht wahr?

Ich bin unterbrochen worden, und muß mich daher kürzer fassen, als ich wollte. Mit dem Buche „Soll und Haben“ ist es mir sonderbar ergangen. Es ist eigentlich nicht das, welches ich lesen wollte. Ich fand einmal in der Allg. Zeitung eine Kritik eines Buches, welches sehr einfach und edel sein soll und sehr gelobt wurde. Es spielt zum Theile in Ischl. Ich verwechselte wahrscheinlich die Titel, und habe nun durch Ihre Güte „Soll und Haben“ gelesen, bei welchem ich stets auf die angerühmte Einfachheit wartete. Ich errieth erst ziemlich spät meinen Irrthum. Ich werde Ihnen einmal ausführlicher darüber schreiben. Ihre Kritik ist so ausgezeichnet trefflich, daß sie nach meiner Meinung sogleich sollte gedruckt werden. Wenn Ihnen nun hie und da von meinen Sachen etwas gefällt, so bin ich jetzt doppelt stolz darauf. Ich habe immer viel auf Ihren Geschmack gehalten; aber diese Tiefe des Urtheils (Sie verzeihen mir wohl, daß ich das sage), wie sie in Ihrem letzten Briefe über Freytags Buch vorkommt, hat mich doch überrascht. Freytag geht es in der Poesie, wie den Virtuosen in der Musik. Sie können meistens in der Technik Außerordentliches leisten, ohne daß ihr Spiel Musik ist. Freytag macht Theile äußerst geschickt, ohne daß ein Hauch von Poesie vorhanden ist. — Theile, sagt Jean Paul, kann das Talent auch machen, oft bessere, als das Genie — nur

er mich dazu ermächtigen möge, Dir zu schreiben, daß Du einstweilen den Stich dieser Bilder beginnst. Gestern kam Heckenasts bejahende Antwort, und heute, obwohl ich gar keine Zeit habe, sende ich Dir die Bilder, und schreibe Dir, daß Du ihren Stich beginnst. Geiger wird den ersten Band des Nachsommers lesen, und noch zwei Bilder zeichnen. Sind diese, oder auch nur eins aus seiner Hand fertig, dann mußt Du urplötzlich an jene Arbeit gehen, und die der jetzigen Bilder später beenden. Es liegen also vier Bestellungen vor. Gott gebe Dir Geduld und heiteren Muth dazu. Von mir und meiner Gattin alles Schöne.

Schreibe mir zwei oder vier Zeilen, wie es Dir geht. Ich werde Dir dann in einem langen Briefe antworten. Jetzt drängt die Post.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 12. Juni 1856.

Sie mögen wohl fragen, warum ich Ihren letzten Brief so lange nicht beantwortet habe. Der Brief ist so tief, so schön, so innig gewesen, daß ich ihn mir besonders unter meine liebsten Schriften gelegt habe, und daß ich ihn mir als Denkmal aufheben werde, so lange ich lebe. Der Mann, der so geschrieben, obwohl ich ihn immer innigst geachtet und geliebt habe, ist mir plötzlich um vieles theurer geworden, da mir in seinen Schriftzügen ein so schönes Herz in dem schönen Schmerz um die verlorene,

geliebte und hochgeachtete Gattin entgegen gekommen war. Ich las das Schreiben meiner Gattin vor, da kein Geheimniß in demselben war, das Sie ihr vorenthalten wollten, und ich konnte oft vor erstickter Stimme nicht weiter lesen, und ihr flossen die Thränen über die Wangen herab. Wir bedauerten Ihren Verlust um so tiefer, je höher uns der Werth der Verlorenen aus Ihren Zeilen entgegen trat. Wir begriffen Ihren Schmerz, da wir selber uns so sehr lieben, und ich darf wohl auch sagen hochachten, daß jedem von uns beiden der Verlust des Andern durch den Tod das Entsetzlichste ist, was uns treffen könnte. Einen andern Verlust als durch den Tod halten wir für nicht möglich. In dem Briefe lag aber auch ein Trost für mich, nämlich der, daß Sie, der Sie so schön und so edel den Schmerz empfinden, eben darum demselben nicht erliegen werden. Bei wem der Schmerz so geistig und so sittlich ist, der wird durch ihn verklärt, und wird ein größerer Mensch — ja der Schmerz selber wird ihm endlich ein Kleinod, das er kaum missen möchte. Wer sich aber lediglich in die sinnliche Wuth um das verlorene Gewohnte verliert, der verliert sich auch selber sehr leicht. Solche Menschen werden im hilflosen Hinverzweifeln endlich entweder stumpfsinnig, oder sie ergeben sich Lastern. Ihr Brief, in welchem das Edle Ihrer verklärten Gattin so rein hervorstrahlte, überzeugte mich, daß das Schöne und Große des Schmerzes Ihre Seele ergriffen hält, nicht das blos Zerstörende und Bohrende, daß Sie also, wie bitter er auch sei, durch ihn gestählt werden würden. Diesen Glauben kann mir niemand nehmen, und dieser Glaube thut mir wohl. Als es zu dem Beantworten Ihres Briefes kam, waren wir beide der Überzeugung, daß eine Zeit vorüber gehen müsse. Es kann nicht anders sein, meine Worte müssen Ihre

Wunde wieder aufreißen, Sie selber sagen dieses; Sie mußten daher, soweit es an uns war, eine Weile geschont werden, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie zürnen, daß eine Antwort so lange ausbleibt. Aber so lange, als es geworden ist, sollte es doch nicht werden.

Ich habe drei an Sie begonnene Briefe vernichtet, und zwar hauptsächlich der am Ende Ihres Schreibens angehängten Frage willen über die Unsterblichkeit der Seele und das Wiedersehen nach dem Tode, deren Behandlung mir jedesmal, wenn sie auch dem Wesen nach immer dieselbe ist, der Form nach mißfiel. Ich achte und liebe Sie zu sehr, um mit Gemeinplätzen zu antworten, und konnte mein Denken nicht einkleiden, ja das Denken wurde durch das Einkleidenwollen erst recht erweckt. Sie fragten, abgesehen von dem Confessionsstandpunkte, blos von dem rein menschlichen, vernünftigen aus, und von diesem her wollte ich auch antworten, und werde heute antworten, in so ferne das, was ich zu sagen weiß, eine Antwort ist. Lassen Sie mich aber vorher noch von der Verklärten reden. Sie haben dieselbe nur auf eine Art verloren, und besitzen dieselbe noch auf eine Art. Ihr Bild, das Sie uns in Ihrem Schreiben so schön vor die Seele geführt haben, lebt noch, Sie besitzen es noch, es hat keine Fehler und Mängel, sondern nur Vorzüge und Tugenden. Dieses Bild, ich sage es Ihnen voraus, werden Sie nie verlieren. Mit allen Zügen der Liebe und Treue, Hingebung der Neigung zum Schönen der Tugend, der Andacht wird es Sie umschweben, und Ihnen ein Trost sein, und Ihre Seele zu sich ziehen. Das ist die süße Macht edler und großer Todten. Sie sind unserem Sinne und unserer Sinnlichkeit im Begehren oder Verfolgen, in Lust oder Unlust entrückt, und stehen mit dem Ernste eines unbekannten Gerichtes und mit der Heiligkeit

eines Unantastbaren und der Gottheit anheim Gefallenen vor uns. Das Bild des todten Vaters kann den Sohn auf der Bahn des Rechten erhalten, das Bild der todten Gattin den Mann mit Ehrfurcht erfüllen und ihn erheben. Wer in der Gattin nur seine eigene Lust besaß, nicht sie, bei dem ist es freilich anders, der hat kein Bild der Verstorbenen, und kann nichts Besseres thun, als sich sehr bald eine neue Gattin anzuschaffen. — Selbst dann, wenn der Schmerz milder wird, wenn er sogar, so gewagt die Behauptung scheinen mag, süß wird, wie man sagt, ein schmerzliches Vergnügen, selbst, wenn ein Wesen andern Geschlechtes ihn an Ihnen ehrt, ihn liebt, ihn theilen will, und mit Ihnen unter dieser Bedingung Ihre Lebensbahn mitgehen will, selbst dann wird noch das Bild der Verklärten bleiben, und Ihre neue Gefährtin wird dieses Bild lieben, sonst ist sie nicht die rechte. Diese Begleitung eines edlen Todten, der uns durch Fehler und Irrthümer nicht mehr verändert werden kann, ist für den auf Erden noch wandelnden Lebenden, der dem Wirrsale, dem Geschicke und eigenen Fehlern ausgesetzt ist, ein glänzender Halt und ein besänftigender Trost, ihm Stärke und Erleichterung zu geben. Dies ist der Sinn der höchsten Heiligkeit der über alle Zeit dauernden Ehe, dies ist der Sinn der Ahnen in der allein geistigen Bedeutung. Was Sie nun immer thun, was Sie lieben, was Sie von sich weisen, worüber Sie Freude, worüber Sie Kummer empfinden: theilen Sie es mit der geliebten Todten. Sagen Sie sich, was würde Risa denken, was würde sie fühlen, wie würde sie sprechen. Wenden Sie sich in Ihren Betrachtungen höherer Dinge, in Ihrem Aufblicke zu Gott, in Ihrer Liebe alles Schönen, selbst im Genusse häuslicher Umgebung, der Zimmer, der Blumen und Früchte Ihres Landhauses an sie, und

Sie haben einen unsichtbaren, von seichten Leuten zwar thöricht gescholtenen, aber deßungeachtet wirklichen Umgang mit Ihrer Gattin, von dem blos die Sinne des Gesichtes und Gehöres ausgeschlossen sind, aber nicht das Herz, zu dem sie immer spricht, und mit völliger Bestimmtheit spricht, Sie haben einen Umgang, der zwar, besonders anfangs, wo sich das Gemüth gegen den körperlichen Verlust so ungestüm wehrt, schmerzlich ist, den ich aber nicht missen und um keinen Preis mit schnellem und wohlthuendem Vergessen vertauschen möchte, einen Umgang, dessen Schmerz milder, dessen Glück aber immer dauernder wird, wie ein Nachsommer, in welchem die Gewitter und die Hitze aufgehört haben, aber eine milde Wärme und zarte Durchsichtigkeit alle Gegenstände rein und ruhig vor uns hinstellt, abgeklärt und vorbereitet, daß einmal der nahe Winter sie in seine Hülle aufnehme, was für uns den Tod und das Weggehen von dieser Erde bedeuten mag. So haben Sie Ihre Risa noch, und so habe ich selbst sie jetzt, seit sie mir durch Ihre Briefe bekannt geworden ist, und ich habe sie noch geistiger, da ich sie nie körperlich gesehen habe. Ich werde sie nie vergessen, und werde bei jeder Zeile, die mir von einem edleren Gefühle eingegeben ist, an sie denken, und mir vorstellen, ob und wie sie ihr gefallen würde. Ich denke, daß die Kunst eine schönere und läuternde Begleitung kaum haben könne. Nehmen Sie mich in diesen Umgangsbund auf, und gönnen Sie mir zuweilen, wenn es Ihren Schmerz nicht zu sehr weckt, ein Wort von der Todten oder die Erzählung ihres Lebens, ihrer Handlungen oder einige Zeilen ihrer Hand.

Wie es sein wird, wenn wir die Grenze dieses Lebens betreten haben, wenn sein letzter Athemzug vorbei ist — wer kann es sagen? Daß Alles, was göttlich ist, nicht untergehen kann, ist

gewiß: geht doch nicht einmal ein Sandkorn verloren, nicht einmal ein Wassertropfen, wir wissen es und wir sehen es, daß beides nicht Nichts werden könne, sondern daß es nur die Gestalt wechselt, was wir ja auch thun, nur langsamer und nicht so sichtlich, wie es bei einem Wassertropfen oft der Fall ist, der als Dunst in die flüssige Luft geht. Das Sterben ist wie das Geborenwerden für uns die erste auffällige Veränderung. Bei der Geburt sehen wir plötzlich den neuen Menschen, wir glauben ihn in dem Augenblicke entstanden, weil er für unser Auge da ist; aber der Beginn seiner Entstehung liegt anderswo, und ist so unscheinbar und klein, daß ihn kein menschliches Werkzeug der Wissenschaft entdecken kann. Könnte es mit dem Sterben nicht auch so sein? Nur ein Augenblick des Sterbens ist für uns sichtbar, das Aufhören des Athems. Stirbt der Mensch nicht unausgesetzt Jahre lang vor seinem Tode, ja seit seiner Geburt? — und lebt er nicht noch nach dem Aufhören des Athmens wer weiß wie lange? Dies gilt sogar von dem allmäligen Übergange des bloßen Stoffes. — Was in uns denkt, fühlt, liebt, haßt, Gott anbetet, ins Jenseits übergreift, ist sogar ein ganz und gar Unwandelbares, und kann nur mehr oder minder von Einflüssen gehemmt oder gefördert werden. Es ist, wir können sein Nichtsein nicht denken, und heißen es in höchster Fülle Gott. Wie dasselbe ohne menschlichen Körper ist, können wir nicht fassen, weil wir nur durch den Körper fassen, wie der, welcher von der Seite eines Berges steht, nie, so lange er sich dort befindet, sehen kann, was hinter dem Rücken des Berges ist; aber was auch sein möge hinter jener Grenze, die unsere Augen schließt: es ist das Beste, Herrlichste und Weiseste, dessen dürfen wir gewiß sein, das lehrt das Stück Leben, welches wir Diesseits

nennen, hinreichend, unsere Vernunft kann es nicht anders vorstellen, und Gott wäre nicht Gott, wenn es anders wäre. — Diesen Gedanken habe ich, seit ich männlicher geworden bin, diesen Gedanken habe ich sogar nicht blos für das Jenseits, sondern für alle Vorkommnisse dieser Welt, und er ist der Inhalt meines Gebetes: „Herr, was von dir kommt, ist gut, ich bete es an, wenn es mich auch schmerzt.“ Nehmen Sie, theurer Freund, die Sache so: und wenn Sie auch mit Ihrer Risa im Jenseits anders in Verbindung kommen sollten, als es die Sinne und der Körper im Diesseits als am schönsten eigensinnig vormalen, so ist jenes jenseitige Wiedersehen gewiß nicht schlechter als der diesseitige Besitz, sondern es muß besser sein, wie ja auch in der rechten irdischen Ehe jeder folgende Augenblick ein innigerer, geistigerer ist, und wir nicht mehr in jene kindischen Anfänge zurückkehren können, in denen wir uns geneckt haben, und kleine Blicke die keimende Neigung zu entdecken im Stande waren. Lassen Sie den eben ausgesprochenen Gedanken, den die Christen Gottergebung nennen, den die Alten Stoa oder wie immer nannten — da ist er, seit das menschliche Geschlecht da ist — Platz in Ihrem Herzen fassen, lassen Sie seinen Inhalt immer tiefer wirken und klarer werden: dann haben Sie eine Stütze für das ganze Leben, ja für die Ewigkeit, und es gibt nichts, was über sie hinaus ragte; denn der Gedanke ruht auf Gott, und über Gott ist nichts.

Mögen diese Zeilen Ihrem Herzen etwas sein, ich fürchte, sie werden Ihnen wieder Schmerz machen, aber ich hoffe auch, daß sie Sie etwas aufrichten können. Ihr Besuch wird uns das Freudigste seit Jahren sein. Wenn er aber nach der ersten Hälfte des August, oder wenn er vor 1. Juli sein könnte,

wäre es mir der Prüfungen wegen am gelegensten. Von Geschäften heute nichts, als nur meinen heißesten Dank für Ihre Großmuth, mein Herz kann sie kaum näher an Sie binden; aber meinen Eifer wird sie beleben, meinen Werken einen Schwung geben, und etwa lebt ihr Wirken und dessen Folgen noch, wenn manches hin ist, was jetzt kindisch angestaunt wird. Ich werde Ihre Handlung nie vergessen, und werde sie zu vergelten suchen, wie ich kann.

Ich lege einen Brief bei, den ich aus einem hiesigen Gasthofe von einem Fremden empfing. Ich brachte einen Tag mit ihm und seinem Bruder zu, und da diese Leute eigens von ihrer Reise wieder nach Linz kamen, noch einen. Mir ist der Brief darum von Werth, weil der Schreiber (ein Mann von 30 Jahren) ein in der griechischen Literatur im höchsten Grade gebildeter Mensch ist, welcher in Mathematik, Naturwissenschaften und in der Kunst äußerst bewandert ist, so daß ich ihn bewunderte (er war in Rom und Italien überhaupt). Es liegt also hier nicht blos eine Gefühlshuldigung vor, sondern eine wissenschaftlich-künstlerische. Er gab der künstlerischen Form meiner späteren Arbeiten den entschiedensten Vorzug, und sagte, daß die bunten Steine antik seien, namentlich seien sie mit Xenophontischer Klarheit und Einfachheit geschrieben. Da es nun in der That so ist, daß meine Kunstbildung auf der griechischen Kunst hauptsächlich ruht, so war mir dieses Urtheil eben so auffallend, als es mich freute. Seit Jahren war es mir nicht so gegönnt, über meinen Liebling Homer und Äschylos so zu plaudern, wie in diesen zwei Tagen. Oft kommt mir der süße Gedanke: vielleicht dauern meine Schriften doch fort in größeren und edleren Menschen.

Schreiben Sie mir bald; aber nicht, wenn es Ihnen Schmerz machen sollte. — Alles Liebe und Herzliche von mir und meiner Amalie.

N. S. Könnten Sie mir wohl eine Copie dieses meines Briefes senden? ich will ihn nicht länger zurückhalten. Als ich ihn meiner Gattin las, wünschte sie eine Copie. Möge Gott geben, daß nicht sie oder ich diese Copie bald als Trost brauchen. Ihr unwandelbarer Freund.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 20. October 1856.

Ihre Zeilen haben uns beide sehr erfreut, theils der Gewißheit willen, daß Ihre Gesundheit nicht weiter gelitten hat, theils der so lieben, freundlichen Worte willen, die sie enthielten. Kann der Antheil, den wir an Ihnen nehmen, auch entfernt nicht Ihren Verlust ersetzen, so ist dieser Antheil doch, wie wir sehen, in Ihren Augen nicht werthlos, und gibt Ihrem Herzen eine wohlthuende Empfindung. Wenn wahre, aufrichtige Freundschaft Ihrem Herzen ein Trost ist, so kann ich mit tiefster Beruhigung sagen, Sie haben die unsrige im vollsten Umfange. Sie sind uns nicht mehr ein fremder Mensch, Sie sind einer der Unsrigen. Diese große Liebe ist auf die Hochachtung gegründet, die wir wohl immer für Sie hegten, die aber in neuerer Zeit, als Sie mit

Ihrer Risa vermählt waren, durch manche Äußerung Ihrer Briefe vermehrt wurde, und zu der sich noch der Antheil gesellte, den wir an Ihrem schmerzlichen Verluste nahmen. Ihren hohen Sinn in Aufnahme und Beurtheilung von Kunstwerken, besonders der Poesie, so wie Ihre höhere Anschauung der Lebensverhältnisse habe ich erst in neuester Zeit kennen gelernt, und da sich unsere Meinungen begegnen, so ist dieses Band zu den andern noch hinzu gekommen, und hat Alles noch fester geknüpft. Ich sehe diese Freundschaft als einen Schatz an, der mir Zeitlebens theuer sein wird. Richten Sie es für den künftigen Sommer so ein, daß Sie länger mit uns sein können. Ich werde Rosenberger schreiben, daß er mir den Seitenflügel bereit halte, damit ich etwa sechs Wochen bei ihm bleiben kann. Dann werde ich Ihnen die Zeit anzeigen, und Sie müssen sehr, sehr lange bei uns sein. Sie werden erst dann sehen, wie lieb Sie uns haben werden. Wenn ich einmal ganz frei bin, dann beherbergen Sie uns wohl auch ein paar Wochen in Maróth — dann kommen Sie einmal gar in unser Häuschen — und so werden wir fortfahren, so lange wir leben. Für die Aufmerksamkeit an Rosenberger danke ich Ihnen recht herzlich. In dieser Familie wird einem wirklich ganz wohl. Sie werden begreifen, daß ich da die Sommer in einem eigenen Häuschen mit Garten, Forellenteich, Cactushaus nebst Schriftstellerei und Malerei recht gut hinbringen könnte, besonders wohlthuend wäre die Abgeschiedenheit von Manchem, das man verachten muß.

Nun noch Geschäftliches. Daß Sie zu wenige Aushängebogen erhalten haben, rührt blos daher, daß die Correctur bei mir ins Stocken kam. Ich verbesserte dabei noch den Text, was Breitkopf und Härtel ärgern wird; aber es ist unsäglich

gut. Nur Ihnen getraue ich mir zu sagen, was ich jetzt sage: ich glaube, daß das gegenwärtige Buch eine Tiefe haben soll, die in neuer Zeit nur von Göthe übertroffen ist. Wenn dieser Satz unter die Literaten käme, sie steinigten mich. Ich kann mich auch irren; aber die letzten Correcturbogen haben mich selber, wie ernste Ruhe und Tiefe ergriffen, was mir noch bei keiner Correctur geschah. Wir müssen nun sehen. Sie zerstücken Ihr Urtheil zu sehr, weil ich überzeugt bin, daß Sie jeden Aushängebogen lesen, und daher zu keiner Übersicht gelangen. Nach fünf Jahren werde ich selber das Buch beurtheilen können. Die Stockung mit der Correctur hat zwei Gründe. Erstens hat mir der Minister die Inspektion der hiesigen Oberrealschule abgenommen, ohne einen Grund anzugeben. Es waren Zerwürfnisse zwischen Direktion und Lehrkörper, und wahrscheinlich glaubt er, daß ich hiebei etwas verschuldet habe. Mein Ehrgefühl ist durch dieses Verfahren sehr tief verletzt worden. Eine Anfrage an die hiesige Statthalterei ist nicht ergangen; hier habe ich die vollste Anerkennung gefunden. An Gehalt verliere ich nichts, an Arbeit habe ich die Hälfte weniger. Das zweite ist: am 27. September ist meine wie ein eigenes Kind geliebte Muhme Louise Stifter, 22 Jahre alt, in Triest bei ihrem Bruder Wilhelm gestorben. Ich werde Ihnen die erschütternden Briefe später schicken. Mehrere Tage war jede Arbeit unmöglich. Manuscript hatte die Druckerei, es ist auch neues nachgeschickt; aber die Correctur mußte warten. Wenn Sie mein von Schmerz übermanntes Herz gesehen hätten, würden Sie es begreifen. Für das Buch wird aber kein Nachtheil daraus erwachsen. Ich bin nun desto mehr bestärkt, mit 10 Dienstjahren meinen Abschied zu fordern, und bis dahin auf dem Felde der

Dichtkunst (meiner einzig lebensberuhigenden Freundin) zu arbeiten, was ich nur vermag. Ich bedauerte schmerzlich, daß ich nicht sogleich meine Entlassung einreichen konnte. — Aber wer weiß, wie gut es die Vorsehung gemeint hat. Die Störung war mir äußerst unangenehm; aber mein Gemüth hat sich empor gearbeitet, und unter der Hand des Abschreibens gewinnt das Buch durch die ernstere Stimmung an Ernst und Tiefe.

Schreiben Sie mir ja die Zeit, wann Sie nach Wien kommen, ich werde augenblicklich an Grillparzer schreiben, denn es ist aus obigen Gründen bisher nicht geschrieben.

Leben Sie recht wohl, schreiben Sie mir bald wieder einige Zeilen, sie thun mir jetzt auch noth. Wir grüßen Sie tausendmal und herzlich, und auch von dem „jungen Fräulein des Hauses", das sich durch Ihren Gruß sehr geehrt fühlte, folgt alles Ehrerbietige.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 4. November 1856.

Nur ein paar Worte des Dankes für Ihren sehr lieben Brief. Wenn schon bei dem Leben Ihrer geliebten Risa Ihr Herz sich mehr zu mir gewendet hat, als in früheren Zeiten, was ich gewiß dem Einflusse dieses herrlichen Weibes auf Ihr ganzes Wesen verdanke, so hat der Schmerz über den Verlust dieses guten Engels, den ich, ohne ihn persönlich zu kennen, so verehrt

habe, Sie noch näher an mich geführt, da ich diesen Schmerz geehrt und vom Grunde der Seele getheilt habe, was nicht alle Menschen, oft nicht die nächsten Verwandten, zu thun vermögen, sobald ihnen der Maßstab fehlt, das Gefühl zu ermessen. Ich hatte ihn aber in der Liebe zu meinem eigenen Weibe, dessen Freundschaft mir Alles ist, und dessen Verlust ich mir gar nicht zu denken vermag, und in der Freundschaft zu Ihnen. Dieses Mitgefühl hat Sie uns theuer gemacht, schöne Handlungen von Ihnen und ein höheres Denken über das Leben, das ich immer mehr an Ihnen wahrnahm, haben das Band noch mehr befestigt, und meine Abgeschlossenheit von innigerem Leben, die rohe Thatsächlichkeit der Welt, der ich mich nicht verschließen kann, das Amt, das mich zuweilen Menschen nahe bringt, die ich verachten muß, und deren Umgang ich sonst nicht suchen würde, so wie eine ernstere Sammlung meines Geistes, die mit den Jahren kommt, haben mir Ihre Freundschaft noch wohlthätiger gemacht, als es wohl sonst der Fall gewesen sein würde. Der Schmerz um meine verlorne Muhme (dieselbe, die mir von Klagenfurt den ersten Brief gesandt) läßt mir jedes Ihrer Worte wie Balsam in mein Herz gehen. Ich danke Ihnen sehr, sehr dafür. Auch das danke ich Ihnen, daß Ihre Liebe und Achtung mich für so manche Rohheit entschädigt, die von Menschen kommt, die eben keine Einsicht in ihr Thun haben, und die eigentlich in dieser Hinsicht unzurechnungsfähig sein sollten. Und endlich danke ich Ihnen die Stimmung, die mich wieder mit Liebe und Begeisterung zu meinen Arbeiten führt; denn welche Kraft sollte nicht erlahmen, wenn so viel Erbärmliches in der Welt zum Vorschein kommt, und das Herrliche fern und unerreichbar steht, so daß zuletzt der Unmuth rufen möchte: „Wozu das Streben, ich kümmere mich um gar nichts mehr.“ Haben Sie

den Briefwechsel Göthe's und Schillers gelesen? Wenn nicht, thun Sie es. Wie haben sich diese zwei Männer gegenseitig gehalten und gefördert, wie waren sie sich Säulen gegen die Gemeinheit der zahlreichen Kläffer gegen sie, deren Namen jetzt niemand mehr kennt. Sie und ich, wir sind keine Schiller und Göthe; aber halten und fördern können wir uns auch. Ihr Wort gilt mir für meine Werke etwas, und die Wirkung auf ähnliche Gemüther wäre der Probstein der Giltigkeit. Gegensatz von andern Seiten muß sein; denn wo wäre denn der Dichter, wenn die ganze Welt ihm folgen könnte.

Ich habe wieder ein paar Bogen corrigirt. Mich erfaßt das Werk in der Correctur, was mir noch nie geschehen ist. Ich bin äußerst begierig auf Ihre Meinung. Daß ich meine Schriften nicht überschätze, wissen Sie, das ewige Ausbessern daran rührt ja vom Bewußtsein der Mangelhaftigkeit; aber ich lese jetzt Göthe's und Schillers Briefe, sehe die tiefe Natur dieser zwei Menschen vor mir, und meine Correcturbogen, deren Inhalt mir beinahe neu ist, stimmen mich doch nicht herab. Wenn Sie nur nicht die üble Gewohnheit hätten, die Aushängebogen zu lesen (gewiß thun Sie es), damit Sie das Werk rein, ursprünglich und mit Sammlung genießen und mir Vorzüge und Mängel sagen könnten. Hätte ich doch einen solchen Kritiker wie Göthe und Schiller an sich hatten! An unserer Zeitungskritik (Lob und Tadel) habe ich noch gar nichts gelernt.

Heute schreibe ich an Axmann und Geiger.

Machen Sie nur, daß Sie wenigstens 14 Tage im künftigen Sommer bei uns sein können. Wir wollen uns bei Rosenberger ein recht liebliches Nest bauen. Empfangen Sie meine und meiner

Frau wärmste, innigste und herzlichste Grüße. Ihr treuer Freund.

P. S. Leben Sie wohl, alles Liebe und Gute. Wenn ich frei bin, dann lebe ich einmal eine geraume Zeit in Ihrer Nähe. Sie haben mir auch Auszüge aus Ida's Briefen versprochen. Senden Sie sie, Sie geben diese Worte in keine unwürdigen Hände.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 22. December 1856.

Ich kam gestern von einer 13tägigen Abwesenheit nach Linz zurück. Ich brachte diese Tage in Steyer zu. Ich fand Ihre Zuschriften nebst der Geiger'schen Zeichnung, und antworte heute, so weit es die sehr gemessene Zeit zuläßt. Von Steyer ging der Schluß des zweiten Bandes an Breitkopf und Härtel ab. Die Verzögerung lag in einer sehr schweren Verstimmung, deren ich nicht Herr werden konnte, und die mich nicht Herr über das Buch werden lassen wollte. Ich habe den Schluß des zweiten Bandes dreimal geändert und dreimal verworfen, und das Manuscript, welches nach Leipzig ging, hat noch theilweise Correcturen genug. Ich wußte zudem, daß die Zeichnungen nicht gestochen sind, weil ich Axmann um Zusendung der Probeabdrücke bat und um Meldung, wann der Stich überhaupt beginne, und keine Meldung erhielt, auch nicht, daß der Stich

wirklich begann. Die Ursachen meiner Verstimmung, oder besser meines Schmerzes, waren folgende: Der am 27. September erfolgte Tod meiner Muhme Louise Stifter (derselben, die von Klagenfurt schrieb, und deren Brief ich Ihnen mittheilte), wir erhielten mehrere Briefe, und liebten das Mädchen wie eine Tochter (wir wollten sie zu uns nehmen), eine Photographie, die sie im 20. Jahre ihres Alters darstellt, zeigt ein so edles, schönes und herrliches Mädchen, wie ich nie gesehen habe, ich hatte eine Art Verzweiflung, daß so Schönes untergehen mußte, als ich nach ihrem Tode die Photographie erhielt. Ich werde Ihnen einmal die Auszüge ihrer Briefe, die mir ihre Schwester Josephine schickte, zeigen, so wie die Briefe Josephinens, die auch herrlich sind. Ich fürchte nur, daß sie jetzt noch einen zu tiefen Eindruck auf Sie machen, da der Gegenstand Sie an Ihren Verlust erinnern dürfte, und die Darstellung wirklich erschütternd ist. Im Frühlinge wird Josephine, die weniger stark, aber eben so gefühlvoll wie Louise ist, zu uns auf Besuch kommen. Im October war meine Mutter dem Tode nahe. Wir fuhren von Linz nach Oberplan, und sie nahm für dieses Leben von uns Abschied. Sie wurde wieder besser und ist bereits außer Bett. Dafür erkrankte obbesagte Josephine lebensgefährlich aus Gram um ihre Schwester (sie ist nur zwei Jahre älter, und die Mädchen liebten sich mit Schwärmerei), — gestern fand ich wieder den ersten Brief von ihrer Hand, vom 12. d. M., der anzeigt, daß sie in Reconvalescenz ist. Zu diesen Seelenschmerzen kam die Kränkung von Wien. Fünf Jahre habe ich ohne Entgelt für die Realschule nach besten Kräften gesorgt (mein nächster Chef, unser Statthalter, hat es sehr warm anerkannt), und im sechsten wird mir die Inspektion abgenommen. Weniger die persönliche Kränkung,

viel mehr der Gedanke, daß man so schnell und so leichthin in der wichtigen Sache des Unterrichtes verfährt, ist tief in meine Seele gedrungen. Ich nehme es vielleicht zu ernst, wer weiß, ob nicht solche Dinge sehr häufig im Staatsleben vorkommen, und von ihm unzertrennlich sind. Es hat bei mir den Entschluß des Austrittes und eines möglichst großen Fleißes in der Dichtkunst bis dahin nun vollkommen gereift und unwiderruflich gemacht. Alle diese Dinge trübten mir Geist und Herz. Jetzt habe ich mich wieder über das Wasser gehoben, Ihre mir so unschätzbaren Briefe, in denen sich eine solche Liebe für uns ausspricht, und das Herz meines vortrefflichen Weibes, das unerschütterlich an mir hängt, haben das Meiste dazu beigetragen. Ich bitte Sie, fahren Sie in Ihrer Gesinnung gegen uns so fort, und es wird mir hiedurch, was Stimmung anbelangt, der Rathgeber ersetzt. Ich hoffe, daß nun von meiner Seite keine Verzögerung mehr eintritt. Aus Göthe's und Schillers Briefwechsel werden Sie sehen, daß diesen Männern auch solches begegnete. Es ist wohl in der Natur des Lebens.

Geigers Zeichnung*) hat mich ganz glücklich gemacht. Sie hat meine höchsten Erwartungen übertroffen. Ich war den ganzen Abend gestern in einer Art Entzücken. Ganz so ist die Dichtung. Ich hätte mit meiner besten Phantasie ein getreueres Abbild nicht angeben können. Diese herrliche Geistigkeit, Kraft und jungfräuliche Vornehmheit, verbunden mit dem Antiken, was die Gestalt ausspricht, nebst dem Gefühle, das die Stellung errathen läßt, ist in der Dichtung; aber sie ist *mehr* als meine Dichtung, und kann sie nur heben. Das Bild ist so schön, daß es

*) Natalie, zum dritten Bande des Nachsommers

zu dem Edelsten gehört, was dieser geniale Mann hervorgebracht hat. In mir ist der Gedanke entstanden, Geiger (wenn die Sache nicht zu kostspielig ist) zu bitten, daß er mir nach und nach zu jedem meiner Werke ein Bildchen mache, das ich in meinen alten Tagen (wenn mir Gott solche beschert) betrachten kann. Bis jetzt wären es deren drei: zu den Studien, den bunten Steinen, dem Nachsommer. Wenn ich tadeln dürfte, so könnte der Busen ein klein wenig zu hoch sein, vielleicht dürfte statt der äußersten Linie nur die nächste zu nehmen sein, und der Kopf könnte einen Gedanken kleiner sein, etwa wäre an den Haaren etwas wegzunehmen. Ich werde Axmann in dieser Hinsicht schreiben. An Geiger schreibe ich noch heute, um ihm meinen höchsten Dank, und meine höchste Bewunderung auszusprechen, er hat mich weit, weit übertroffen, und das Bild muß im Buche eine außerordentliche Wirkung machen. Nur jetzt kommt ein anderes Übel nach. Das erste Bild paßt nicht. Als ich einmal Geiger von dem alten Manne sprach, sagte er: „da paßt ja mein Bild nicht", ich meinte, es werde schon gehen; aber gegen den unsäglich hohen Adel Nataliens ist der Vogelfreund nun nicht, was er im Buche ist. Er soll der Mann sein, der in hohen Ämtern gestanden ist, Orden hat, noch Einfluß besitzt, sich in seine Einsamkeit zurückzog, dort Alles um sich erhebt und bildet, der weise ist, durch den Natalie das wurde, was sie ist, den sie verehrt, der weit über ihr ist, und an dem der junge Wandersmann sich bildet. Wie wenn nun der alte Mann in einer solchen Fülle seiner Geistesgröße und Würde, so wie seiner weisen Zurückgezogenheit sich darstellte, daß man begriffe, daß an ihm sich Natalie erzogen hat, und das Gewöhnliche verschmäht — wäre das nicht herrlich? Zudem muß das Format in allen drei

Bänden gleich sein. Das der alten Frau ist doch wie Nataliens? Ist es denn nicht möglich, daß Geiger den zweiten Band auch liest (in 14 Tagen sollte er's wohl schon können), und daß er den alten Baron noch einmal macht, und ihn dem zweiten und dritten Bilde anpaßt. Ich schreibe ihm jedenfalls darüber. Der Vogelfreund ist darum nicht verloren; denn da er ebenfalls herrlich ist, nur nicht zu dem gegenwärtigen Buche passend (Sie erinnern sich, daß er zur Iris 1848 oder 1849 ein alter Hofmeister sein sollte), könnte eine sehr schöne Dichtung zu ihm gemacht werden, weshalb der alte Herr zum Nachsommer eine andere Stellung als die des Vogelfütterers haben müßte. Ich meine, das Unternehmen gewänne sehr und wäre aus einem Gusse. Ich habe beide Bilder mehreren Personen gezeigt, und alle stimmten mir bei, daß sie nicht passen. Auch die Behandlungsart ist verschieden. Der Vogelfreund ist keine Bleistiftzeichnung, und sollte, um zu Natalien zu stimmen, eine sein. Die größeren Kosten sollten wohl ein größerer Ertrag für ein herrlicher stimmendes Werk decken. Schreiben Sie mir doch Ihre Ansicht, und wenn Sie mit mir einstimmen, so lassen Sie es Geiger gleich wissen; denn ich schreibe ihm meine Gedanken in dieser Beziehung. Dieses Bild wird dem dritten Bande sehr zu statten kommen; denn ich werde die letzte Hand hiedurch mit einer viel höheren Begeisterung anlegen, als ich es sonst gekonnt hätte. Ich bin auf die alte Frau so neugierig, daß ich es gar nicht sagen kann. Axmann muß sie mir, wenn er Natalien vornimmt, auf zwei Tage schicken. O, wie schade, daß ich nicht in Wien bin! — Eine Bitte: darf der Linzer Kunstverein, dessen Vicevorstand ich bin, die Hoffnung hegen, daß Sie Geigers Taufe des heiligen Stephan

ihm künftigen Sommer für einen Monat zur Ausstellung leihen? Über Göthe und Schiller ein anderes Mal. Zum Schlusse meinen herzlichsten Dank für den Wein. — Er ist so trefflich, daß ich keinen andern mehr will. Zedlitz, dem ich einen gab, läßt um den Preis fragen, er will ihn auf seinen Tisch kommen lassen. Schreiben Sie gütigst den Preis. — Ich werde selber, wenn er ausgeht, einen, wenn auch nicht zum täglichen Trinken (dazu ist er für einen armen Poeten fast zu gut), doch zu gelegentlicher Erfreuung kommen lassen. Ist er auch in Gebinden zu haben? die Flaschen vertheuern den Transport. Der rothe ist sehr verführerisch und macht einem dann warm. Wir danken Ihnen beide auf das Herzlichste für Ihre Güte. Lassen Sie uns Ihnen so verbunden sein wie bisher, ich betrachte das als einen wahren Stern meines Lebens. Gewiß werden wir zu Ihnen kommen und eine Weile bleiben. Wie freue ich mich auf den Sommer! Sie werden die Eichendorf bei uns finden, die auch den „schwarzen" See besuchen will. Zu Ihren Unternehmungen wünschen wir alles beste Glück und Gedeihen.

An P. J. Geiger.

Linz, am 24. December 1856.

Heckenast hat mir eines der Bilder zum Ansehen geschickt, welche Sie zum Nachsommer gezeichnet haben, nämlich Natalie; das andere ist bei Axmann im Stich. Ich kann nicht umhin, Ihre Zeit mit diesen Zeilen zu unterbrechen, um Ihnen meinen Dank und meine Bewunderung auszudrücken. Diese Bleifederzeichnung ist nach meiner Meinung eines Ihrer größten Werke. In seiner Einfachheit die Wirkung nur auf die einzige Gestalt sammelnd, bringt es dieselbe auf eine Höhe, die mein Staunen erregte. Alles Vornehme, Starke, Geistige, Tiefe, Reine und Einfache, was ich in meine Natalie legen wollte, liegt in der Ihrigen wirklich. Diese Gestalt in dem kleinen Raume macht den Eindruck eines großen historischen Gemäldes der tiefsten Weihe. Ich kenne wenige Kunstwerke, die diesem Bildchen gleichen, und nur Sie selber können sich übertreffen. Ich kann Ihnen mit Worten gar nicht sagen, wie mich diese Arbeit entzückt hat. Ich kam am vergangenen Sonntage von einer Amtsreise am Mittage zurück, und habe den ganzen Nachmittag mit Anschauen dieses auf meinem Tische vorgefundenen Bildes zugebracht. Sie haben meinen Text weit, weit übertroffen. Ich zeigte das Bild einigen Freunden, und dieselben waren wie ich entzückt. Es hält die Probe aller herrlichen Werke: die Schönheit

steigert sich mit dem Genusse. Nehmen Sie meinen wärmsten Dank nicht dafür, daß Sie gerade zu einem meiner Bücher ein so herrliches Bild geschaffen, sondern dafür, daß Sie ein so großer, unerreichter Künstler überhaupt sind. Halten Sie das für keine Übertreibung. Ich studire eben in diesem Winter Ihre Zeichnungen zu den Memorabilien, und komme zu dem Ergebniß, daß Ihnen in geschichtlicher Composition jetzt niemand gleich ist. Kaulbachs symbolisirende Art wirkt auf mich erkältend, es ist Verstand in seinen Compositionen, aber nicht das warme, wirkliche Leben. Zudem sind sie nicht einmal ohne Auslegung verständlich. Das liegt weit ab von dem Wege der Kunst, da sie uns das Zauberbild des Lebens in Verklärung bringen soll, nicht aber irgend eine Philosophie, Randglossen oder dergleichen. Daher ist Kaulbach nur dort Meister, wo Symbolisiren geboten ist, z. B. in seinen Zeichnungen zu Reinecke Fuchs. Könnte ich nur wieder bald das Glück haben, öfter mit Ihnen zusammen zu kommen, und Ihre Arbeiten zu sehen. Ich habe Heckenast gebeten, uns Ihre Taufe des heiligen Stephan für künftigen Frühling auf einen Monat in die hiesige Kunstausstellung zu geben. Sind Sie nicht dagegen? Sie kommen in keine unwürdige Gesellschaft, wir haben alljährlich Bilder aus München, Düsseldorf, Antwerpen ꝛc. Wir hatten schon die schönsten Achenbach ꝛc. hier. Nun folgt aber auch ein Vorwurf: Warum setzen Sie sich nicht hin, und malen Historienbilder? Der größte Erfolg müßte Ihnen zu Theil werden. Malen Sie doch ein historisches Bild und schicken Sie es nach Linz. Das arme Linz dürfte Ihnen ein Bild aus unserer Geschichte mit Freuden abkaufen. Der hiesige Kunstverein (man möge ihn als einen Provinzialverein verachten, wie man will) nimmt Aufschwung und sein

Gebahren ist ein redliches, nur der Kunst zugewendetes. Ich genieße die Ehre Vorstandstellvertreter zu sein. Unter sein Wirken gehört auch die Anlage einer Landesbildersammlung. Wir haben bereits einen Mövius aus Düsseldorf um 1500 fl. angekauft, ein Bild, das Steinfelds höchste Bewunderung erregte. Die Stände werden von nun an zur Landesbildersammlung 1000 fl. jährlich beitragen. Die Stadt wird auch etwas thun. Ist das für unser kleines Nest nicht aller Ehre werth?

Äußerst neugierig bin ich nun auf die Mutter Nataliens. Axmann muß sie mir, sobald er sie entbehren kann, senden. Nun auch eine Frage, die ich schon lange auf dem Herzen habe. Was würde ein nicht zu großes Staffeleibild in Öl, einen Gegenstand etwa wie Natalie darstellend, kosten? Ich möchte von Ihrer Hand zu jedem meiner Werke ein Bild besitzen in Öl, oder Bleifeder mit Aquarell vermischt, oder Bleifeder allein. Am liebsten in Öl. Von jetzt ab wären drei solcher Bilder: eines zu den Studien, eines zu den bunten Steinen, eines zu dem Nachsommer. Beantworten Sie mir gütigst diese Frage. Dann habe ich noch ein Anliegen. Die Zeichnung zum ersten Bande des Nachsommers, der Vogelfreund, ist, wie Sie sich erinnern, zu einer Iriserzählung gemacht worden, in welcher der Vogelfreund ein alter Hofmeister war. Die Zeichnung entzückte uns alle. Aber nun ist der alte Mann ein sehr vornehmer Herr, der auf seinem Landsitze seltsam gekleidet ist, und immer barhaupt geht. Seine Bildung ist so hoch, daß Natalie und der junge Wanderer, so wie die alte Frau und Eustach &c. sich an ihm bilden. Er hat Einfluß auf seine ganze Umgebung und ist einmal in hohen Staatswürden gestanden. Als ich Ihnen dies einmal bei St. Anna sagte, erwiederten Sie: „Dann paßt ja das Bild nicht.“ Ich

sagte damals: „Ich werde schon machen, daß es paßt.“ Und nun paßt es doch nicht, besonders gegen Natalie. Er ist im Bilde ein herrlicher Mann, aber ein ganz anderer. Ich mache zu ihm eine eigene Erzählung, und bleibe bei dem alten Hofmeister; aber zu Natalie wäre ein im Formate und in der Behandlung (der Vogelfreund ist theilweise Aquarell) gleiches Stück zu wünschen, damit im Buche Alles aus einem Gusse wäre. Mein ursprünglicher Entwurf liegt so weit von meinem jetzigen Werke ab, daß das Bild, das damals trefflich paßte, es jetzt nicht mehr thut. Jahre liegen dazwischen. Auch die Größenverhältnisse der Figur sind ganz andere im Vogelfreunde und in der Natalie. Für dasselbe Werk aber müßten sie doch gleich sein. Wollten Sie wohl auch im Style Nataliens einen alten Herrn entwerfen? Ich habe Heckenast von der Sache geschrieben und zweifle nicht, daß er eingeht. Er wird Ihnen in diesem Falle den zweiten Band zum Lesen geben, und Sie würden Natalie zugestellt bekommen, um sich in der Größe und Behandlungsart darnach zu halten. Thun Sie es doch, und bringen Sie uns einen alten Herrn, der so ist, daß er der Erzieher Nataliens sein kann. Mein ist die Schuld aller Verwirrung, lösen Sie sie ein wenig. Zu dem Vogelfreunde und den zwei andern mir so lieb gewordenen Figuren wird ein Text kommen, der den so schönen Zeichnungen nicht so weit nachstehen soll. Natalie wird mich beim dritten Bande begeistern.

Mit größter Freude habe ich gehört, daß Sie für Heckenast lebensgroße Bilder von Göthe, Schiller und Shakespeare malen. Ich bin sehr begierig auf Ihre Auffassung und Ausführung, und sage wieder: O wäre ich nur in Wien!! Daß die Fresken abbestellt sind, betrübt mich sehr. Ich habe mit größter Freude

die Nachricht aufgenommen, daß Sie die Fresken malen sollen. Wenn ich auch ferne von Ihnen bin, so folgt Ihnen doch meine Seele auf jeder Ihrer Lebensäußerungen, die zu meiner Kenntniß gelangt. Hätte ich nur einmal das Glück zu hören: Geiger hat eins, zwei, drei, vier, fünf große historische Bilder gemalt. Die Welt kennt Sie zu wenig, und ich fürchte, Sie selber kennen sich auch zu wenig. Nehmen Sie den Freimuth eines Mannes nicht übel, der Sie so hochachtet, und dessen Wunsch es ist, den verehrten Mann auch allseitig verehrt zu sehen, wie er es thut.

Leben Sie recht wohl, erfreuen Sie mich mit einer Antwort, und seien Sie tausendmal gegrüßt.

N. S. In meinen alten Tagen würden Ihre Bilder zu meinen Werken mein Entzücken und das Zurückleben in meine Jugend sein, wenn Gott mir überhaupt alte Tage zu erreichen erlaubt.

An Joseph Axmann.

Linz, Sylvesterabend 1856.

Hier sende ich Geigers Zeichnung zurück. Selten hat mich ein Werk so ergriffen, als diese einfache Bleifederzeichnung. Es ist eine solche Innerlichkeit und Geistigkeit in dieser Figur, daß sie mich jedesmal in Freude versetzt, so oft ich sie betrachte, und das that ich diese Woche her sehr oft. Mit diesem Bilde ist mein Buch wahrhaft verherrlicht. Nun (ich nenne Dich mit Deinem Spitznamen), alter Matrose, thue auch Du das Deinige. Wenn Du mir nicht all' das Zarte, Weiche, Kräftige ꝛc. dieser Zeich-

nung gerade so gibst, so schlage ich mit Keulen auf Deine Hände. An diesem Bilde kannst Du Dir ein groß Stück Ruhm ausarbeiten. Meinst Du nicht, daß der Busen ein klein wenig zu mildern wäre? Wenn der ausspringende Winkel der Linien nur um ein Kleines nach einwärts gedrückt würde, dürfte das Vorragen des Busens gemindert sein. Ich weiß nicht, ob ich recht habe. Ehe durch meine Anmaßung in dem Bilde etwas verdorben würde, bleibe es, wie es ist. Kannst Du mir bei Gelegenheit Probedrücke senden? Die ältliche Frau, von der Du mir einen Probedruck geschickt hast, ist Dir ganz vorzüglich gelungen. Sie machte mir einen Eindruck, welcher noch klarer ist, als der der Zeichnung, die ich freilich nicht vergleichen konnte. Es wäre sehr gut, wenn zu den Probedrücken auch die Zeichnung gesendet werden könnte. Wäre es bei den jetzigen Bildern nicht möglich, da bei der Abwesenheit des einen doch immer an den anderen fortgearbeitet werden könnte. Und ein allseitiges Urtheil thut jeder Sache gut. Vier, sechs, acht Augen sehen verschiedenartiger als zwei, und der beste Künstler kann auch vom Laien gewinnen. Heckenast ist einverstanden, daß auch zu dem ersten Bande ein anderes Bild kommt als der Vogelfreund, der zu einem anderen Buche aufbewahrt wird, weil er zu den zwei letzten Bildern in der Form und Behandlung nicht steht. Er ist der Figur nach in einem größeren Maßstabe, was bei einem und demselben Werke übel aussieht; dann ist er nicht Bleifederzeichnung, sondern zum Theil Aquarell, und endlich trage ich eine Schuld; damals sagte ich Geiger einen anderen Stoff, als der jetzige geworden ist. In dem beiliegenden Briefe an Geiger, um dessen freundschaftliche Bestellung ich Dich ersuche, ist schon Alles enthalten. Gib Geiger auch die Natalie, damit er sich im Formate genau zu richten weiß. Heckenast wird

ihm den zweiten Band übergeben, und er wird dann schon ein Bild machen, welches gescheider ist, als wir uns jetzt alle vorstellen können. Wirst Du nicht auch Göthe, Schiller und Shakespeare stechen, die Geiger für Heckenast als lebensgroße historische Portraits malt? Ich werde es Heckenast nahe legen. Das wäre ein Göttermahl für Dich? und Gelegenheit und Auszeichnung. Fahre mit einem Dampfboot gegen den Frühling zu uns, bleibe eine Weile bei uns. Der Aufenthalt hier kostet nichts, und ein Zimmer zum Arbeiten sollst Du nach Wahl haben. Ein nicht schlechtes Essen und ein gutes Glas Wein soll ein Matrosenherz erfreuen. Wir könnten Manches berathen, besprechen. Es stehen wieder drei Bilder aus dem frühesten Mittelalter bevor.

Lebe recht wohl, lasse etwas hören und empfange unsere herzlichen Wünsche für Dich und die Deinigen zum Jahreswechsel und zu noch recht vielen glücklichen Jahreswechseln, bis es endlich zu viel wird und ein Wechsel nicht mehr möglich ist.

An Deine Gattin und Dich von mir und meiner Frau die herzlichsten Grüße.

NB. Wenn ich nur recht bald die andere Vignette sehen könnte. Meine Neugierde ist sehr groß. Könntest Du nicht einige Tage an Natalien arbeiten, und sie Geiger auf später versprechen, da er ohnehin zur Lesung des zweiten Bandes verurtheilt ist. Mittlerweile wanderte die alte Frau hieher und zurück.

1857.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 2. Februar 1857.

Für Ihr letztes Schreiben danke ich Ihnen herzlich. Nichts auf der Welt steht mir jetzt in meiner trockenen Abgeschiedenheit, in der Getrenntheit von dem Umgange mit meinen Freunden in Wien und in der Noth, daß mich mein Amt mit so unerquicklichen Persönlichkeiten zusammen bringt, höher, als die Liebe meiner Gattin und Ihre Freundschaft. Dieselbe hat sich in Ihrem Schreiben so ausgesprochen, daß ich auf das Tiefste gerührt war. Ich danke Ihnen für all' das Liebe und Gute, was der Brief enthielt. Bleiben Sie mir so lieb und gut, wie die Verbindung mit Ihrer verklärten Gattin, und deren Sie schmerzlich treffender Verlust Sie mir gemacht hat, und ich werfe dann recht gerne so manche Rohheit des Lebens, die an mich heran tritt, lachend von mir. Im Gefühle dieses schönen Bandes werde ich viel freier, leichter und fröhlicher schaffen können, und wenn mir auch ein Rathgeber, wie ihn Göthe und Schiller an ihren wechselseitigen Personen hatten, fehlt, so gilt mir Ihr Urtheil doch sehr viel, und ich bitte Sie darum, wenn es auch noch so tadelnd sein sollte, und das Bewußtsein Ihrer Liebe ist mir schon ein Lohn der Arbeit. Möge mir Gott nur noch auf einige Jahre Kraft

und Gesundheit schenken, daß ich das wieder herein bringen kann, was ich durch die Annahme dieses Amtes, was ich gewiß aus größter Vaterlandsliebe that, sündlich verschleudert habe. Ich danke Ihnen für die Erfüllung der in meinem letzten Briefe gemachten Bitten, besonders für Gestattung einer Zeichnung zum ersten Bande des Nachsommers und für das Versprechen der Taufe des heiligen Stephan. Ob Geiger das Bild hier ausstellen läßt, wird sich entscheiden. An Breitkopf und Härtel habe ich $1/_5$ des dritten Bandes gesendet. Im Laufe des März wird wohl schon alles dort sein. Von Geiger habe ich einen herrlichen Brief erhalten. Sein Urtheil über den ersten Band hat mir sehr große Freude gemacht. Er spricht fast das aus, was ich in das Buch legen wollte. Er wird mir ein Ölbild aus meinen Werken malen. Ich begreife nicht, wie ich zu dieser Güte komme. Die alte Frau sammt einem Probedruck habe ich hier, und werde Axmann Verbesserungen mit dem Messer einradiren. Die Feinheiten der Zeichnung gehen im Stiche verloren. Ob das so sein muß, weiß ich nicht. In der ältern Kupferstecherkunst ist doch viel mehr Vortrag und Tiefe. — Das Bild ist wunderschön, doch geistiger ist Natalie, was mir auch sehr lieb ist. Wenn ich in Wien wäre, hätte ich wohl auf Axmann einigen Einfluß. Im Frühlinge kommt meine Muhme Josephine zu uns, die Schwester der mir so theuren Louise. Auch Josephine ist ein herrliches Wesen, und nach der Photographie, die man mir von ihr und Louisen schickte, sind beide auch bildschön. Sie werden bei Rosenberger eine liebe Gesellschaft finden, die Baronin Eichendorf (Schwester des Dichters), Josephine und uns. Ich freue mich wie ein Kind auf jene Zeit. Mit nächstem Briefe sende ich Ihnen Josephinens und Louisens Briefe. Sie werden staunen über die Schönheit dieser

Herzen. Mich macht es fast stolz, daß in unserer Familie diese Innigkeit und Tiefe liegt. Mein Vater war ein außergewöhnlicher Mann, so auch der Großvater Augustin.

Sie haben keine Vorstellung, wie sehr ich mich nach dem Juni 1860 sehne; denn in jenem Monate kann ich austreten, dann bleiben wir wohl einen ganzen Herbst bei Ihnen in Maróth. Lassen Sie ja nichts dazwischen kommen, daß Sie im künftigen August oder September eine geraume Weile bei uns bleiben können. Unlängst war ich in Passau, und morgen werde ich in dem Zimmer in Neufelden schlafen, wo wir mit einander eine Nacht zubrachten. Ich reise in diesem Winter viel im Schlitten herum. Meiner Gattin mußte ich das Wort geben, nicht in der Finsterniß zu fahren. Ich bin daher immer um 5 Uhr an Ort und Stelle. Da wird ein Zimmer geheizt, und ich gebe Befehl, mich bis 9 Uhr nicht zu stören. Da steht der Tisch beim Ofen, und ich schreibe Poesien. Das ist unendlich lieblich. Der Schluß des zweiten Bandes wurde in Steyer gefeilt, ich bin begierig, ob er Sie rührt. Die Stellung Nataliens in Geigers Bild ist in das Buch (dritter Band) gebracht worden. Morgen wird an dem alten Herrn und Mathilden gebohrt werden.

Da es spät wird und noch zu packen ist, muß ich schließen. — — Tausend Grüße von mir und meiner Gattin. Leben Sie wohl. Möge das neue Blatt, dessen die Allgemeine sehr gut erwähnt hat, gedeihen, und Alles gelingen, was Sie für Geist und Körper beginnen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 23. Februar 1857.

Weil ich gar so viel zu thun habe, so schreibe ich nur einige Zeilen. Zu vielem andern, was ich gern mit Ihnen bereden möchte, wird sich wohl später eine Zeit finden.

Ich bin sehr, sehr fleißig, um nur nach drei Jahren von meinem Amte los zu kommen. Nicht die Arbeit an sich ist mir lästig; aber das Arbeiten mit so beschränkten Mitarbeitern ist fast erdrückend. Witiko und Zawesch sollen bis Juni 1860 fertig sein, und werden es, weil ich mir nicht mehr so viel Kraft zu Anderem entreiße, für das mir zuletzt doch niemand Dank sagt, und wofür ich, wenn ich nach meinen Ideen vorgehe, doch nur vergeblich mich abmühe. Wenn mir diese Jahre doch nicht ein Maß von Erfahrung gebracht hätten, so müßte ich verzweifeln, sie gewissermaßen verworfen zu haben. Den Grund kennen wir ohnehin. Wenn nicht manches liebe und gute Wort aus Fernen zu mir käme, so wäre es noch öder. Mich widert alles Gemeine so an, daß ich ihm aus dem Wege gehen muß, und wo ich es nicht kann, mich unglücklich fühle. Freundlichkeit und Güte besiegt und stärkt mich aber auch immer, darum kann ich Ihnen auch nicht genug sagen, wie lieb mir Ihre Freundschaft ist, wie hoch ich sie halte, und wie wohl es mir ist, daß Sie der sind, der Sie sind. Hier habe ich nur Bekannte, in Wien hatte ich Freunde,

bin aber mit ihnen außer Verbindung gekommen. Das erste und unerschöpflichste Herz für mich werde ich wohl bald verlieren, das meiner Mutter. Dann habe ich das meiner vortrefflichen Gattin, und Ihres. Vielleicht wird sich doch Julie auch entwickeln, erstaunlich flüchtig ist sie noch. Meine Klagenfurter Verwandten kenne ich noch zu wenig. Die Perle ist dahin, ich traure noch immer, Sie mögen es kindisch schelten, um eine nie Gesehene, aber es ist so. Wie habe ich mich mit thörichten Plänen getragen, ihr einmal einen trefflichen, herrlichen Gatten zuzuführen! Josephine liebt uns sehr, wir sie wieder, sie erscheint rein, edel, gebildet, weich, gefühlvoll. Wir werden sehen, wie die persönliche Bekanntschaft wirken wird. Habe ich Ihnen geschrieben, daß ich, wenn das Joch weg ist, sammt Gattin gleich ein paar Wochen in Maróth sein werde. Darf ich? Sie müssen aber recht oft von Pest heraus kommen. Sie haben mir einmal versprochen, mir Manches von Risa's Briefen zu übersetzen. Thun Sie es doch, d. h. wenn Ihre Zeit es zuläßt; denn ungarisch lerne ich wohl nicht mehr, und die Verstorbene ist uns so lieb geworden, daß wir gerne recht viel von ihr wissen möchten. Wenn von Zeit zu Zeit ein klein Weilchen dazu verwendet wird, findet sich zuletzt viel zusammen. Jedoch wie Sie wollen, und wie es Ihre Stimmung erlaubt.

Noch eine lächerliche Bitte. Besuchen Sie doch in Leipzig die Cacteensammlung des Herrn Ferdinand Senke, sie soll außerordentlich sein, und erzählen Sie mir dann etwas davon. Sie sehen aber auch Anderes bei ihm; er soll 50,000 Camelien haben &c. &c. — Sie sehen, ich nehme das Recht der Freundschaft stark in Anspruch; denn ich will zu Gunsten meiner Narrheit durch Ihre Augen sehen. Das wird freilich schlecht gehen, und

wenn ich Sie um dies und das und jenes fragen werde, werden Sie es nicht gesehen haben. Lassen Sie nur Senke fleißig reden, und merken Sie sich Manches. Senke kennt mich unter dem Namen Schallers Freund, und hat uns im Juli 1856 Pflanzen geschickt. Sollten Sie Förster, der bei Wöller ein Cacteenbuch herausgegeben hat, zufällig sehen, so fragen Sie ihn, ob denn die Ergänzungen nicht bald kommen oder gar ein neues Buch. Ich finde seit 1846 sehr viele Lücken, und es wäre doch ein Elend, wenn ich zuletzt auch über Cacteen schreiben müßte. Senke können Sie sagen, wenn Sie sich das merken können, daß Cereus Dumortieri und Echinopsis Reichenbachiana bei mir diesen Winter eingegangen sind. (Er hat sie unter andern im Juli 1856 geschickt.) Ich werde seine und Müllers Sammlung] doch wohl auch einmal sehen können, da ich Leipzig schon lange zu den Orten zähle, die ich sehen muß, wenn die Zeit kommt.

Leben Sie recht wohl, thun Sie mir die Freude noch einmal zu schreiben, ehe Sie nach Leipzig gehen; dort haben Sie dann ohnehin nicht Zeit.

An Joseph Axmann.

Linz, am 17. März 1857.

Ungeheuer dringende Geschäfte verzögerten meine Antwort so sehr. Ich habe Deine beiden Sendungen erhalten. Erlaube mir, daß ich meine Meinung sage, und erwäge dann, ob sie gegründet ist oder nicht, und ob Du etwas ändern willst oder nicht.

Zuerst von Natalie (Mädchen). Dieser Stich ist einer der vortrefflichsten, die je aus Deiner Hand hervorgegangen sind. Statt die Hand des alten Matrosen zu prügeln, wenn er das Original nicht trifft, muß ich sie jetzt in Ehrfurcht küssen, weil er es so getroffen hat. Geiger hat nie ein schöneres Mädchen schöner und geistiger gezeichnet, und Axmann hat nie ein schöneres schöner und geistiger gestochen; von den Vortrefflichkeiten muß ich hier schweigen, da dieser Brief nur den Zweck hat, Fehler auszugraben und auszuklügeln, damit sie, wenn sie wirklich solche sind, verbessert werden; nur des Busens, den Du herrlich gemacht hast, muß ich flüchtig erwähnen. Über die Gelungenheit des Ganzen einmal mündlich. Nun folgen die Fehler und Verbrechen. Nataliens rechter Arm ist zu gekrümmt im Stich, zu wenig in der Zeichnung. Wäre es nicht, ohne den Arm zu dünn zu machen, ein klein, klein wenig zu mildern? Sonst habe ich an der Figur nichts zu tadeln, vielleicht die Schatten

des Kleides etwas klarer, namentlich an der Spitze des Mieders. Beisachen. Im Schatten des großen Kastens etwas zu tief gegangen, daher tritt seine Zeichnung etwas unklarer hervor. Schatten unter der Tischplatte zwischen Tisch und Kleid ein wenig mildern, daß die Tischplatte klarer vom Hintergrunde abgehe. Stockerl ist etwas zu rauh, seine Füße fast unkenntlich. Das Verbesserungsbedürftigste scheint der Teppich. Im Stiche ist er kein alterthümliches, feines, aber starkes Gewebe, sondern ein moderner, grober, rauhhaariger, fast an Kotzen streifender Teppich. Der Charakter ist völlig geändert worden. Die Ursache glaube ich darin zu finden, daß Du den Grund mit zu starken Strichen behandelt hast, was nicht im Charakter der Zeichnung liegt, und daß Du die Blätter und Blumen zu unbestimmt gehalten hast, was das Rauhe, Haarige und Kotzige gab, während die Zeichnung sie ganz klar, rein und scharf prägt. Den Arm, Teppich und Stockerl, theuerer Matrose, mußt Du ändern, sonst brichst Du mir das Herz, und thust Dir im Ruhme Eintrag. Ich sage: Axmann, Axmann, Axmann! Du könntest der erste Kupferstecher sein, wenn Du es selber absolut wolltest. Vom hohen Schreine, dessen reizende Zufälligkeiten und Lichterchen im Stiche durch zu ununterbrochen geführte Linien mehr schwer gemacht wurden, und von der klassischen Klarheit der Streifen im Kleide, die im Stiche rauher und breiter sind, rede ich nicht, und sage nur, der Stich ist im Ganzen herrlich. Verdirb nur nichts daran.

Die alte Frau (Mathilde) ist nach meiner Meinung bedeutend hinter Natalien zurück, im Ganzen unklarer, mit rauheren und stärkeren Linien und zu sehr untertuscht, wodurch das Trübe und die Flecken entstehen. Das Angesicht hebt sich im Stiche zu

wenig von dem Stoffe des Kleides auf dem Busen ab, was es bei Geiger viel mehr thut; eben so dürften die Haare weicher sein. Die rechte Hand ist ein bischen geschwollen, was wohl auch im Originale ist. Das Umhängtuch sollte mit feineren Linien vorgetragen sein, daß es sich besonders oben gegen das Kleid als ein weicherer Stoff abhebe. Wenn die Ränder der Faltenschatten am Kleide weniger rauh wären, so würde das Kleid der Klarheit des Originals näher kommen. In den Gesträuchen sind die verschiedenen Übergänge und Lichttheile ausgelassen, wodurch die Körperlichkeit Verlust leidet, und das Hintere mehr eine Fläche wird. Besonders gilt dies von der Schwärze hinter der Stuhllehne, die ganz gewiß durch Lichter und Übergänge zu unterbrechen ist, tiefer an der Stuhllehne muß das Gebüsch vorstehen, das obere muß weiter zurück sein, eben so der Baumstamm, der nicht die Schwärze haben darf, wie das Gesträuch am rechten Stuhlfuße. Zwischen der Figur und dem Rosenstock ist das Gesträuch ein Fleck, eben so der Rosenstock auf der Erde, der bedeutend zu durchbrochen ist. Die hinteren Rosen sind zu gleichartig als Schneeballen charakterisirt, wodurch sie mehr vorwärts gehen, sie sollten gefälliger sein. Der Knauf des Tischchenfußes ist ein Fleck, soll Lichter bekommen. Der Sesselstoff ist weniger Sammt als im Original und nähert sich besonders an der Lehne eher dem Steinmoose. Das Bild ist gegen Natalie selbst in der Zeichnung ein wenig zu breit, Du hast es ein bischen breiter gehalten als die Zeichnung. In Anbetracht, daß es in ein Buch muß, ist dies ein Übelstand, und ich bitte Dich herzlich, schleife ein wenig weg. Habe ich hier ein Sündenregister aufgeführt, so ist das nur meine Meinung, und soll nur der Arbeit zum Besten dienen. Das Treffliche des Bildes erkenne ich recht gut, die

Plastik, die Kraft, die Tüchtigkeit der Behandlung, obgleich ich auch unverholen sagen muß, daß im Ganzen Natalie besser ist. Ich habe diese Stiche mit allen früheren verglichen, und sie den meisten vorgezogen. Nur der Haideknabe bleibt nach meiner Meinung noch immer das Meisterstück an Klarheit des Stichels und an Auseinandertreten der verschiedenen Stoffe. Was Du nur als richtig anerkennen kannst, und was Du ändern willst, wirst Du besser wissen als ich. Die Abdrücke behalte ich da, die Zeichnungen sende ich. Wenn Du mir von beiden Bildchen einige Abdrücke vor der Schrift geben könntest, würde es mich sehr freuen. Die Druckerschwärze in Natalie kommt mir auch besser vor. Ich habe keinen sehnlicheren Wunsch, als daß wir wieder einmal in derselben Stadt leben und in der Kunst recht wacker fortarbeiten könnten. Es stehen wieder drei Stiche bevor zu drei Bänden. Im Sommer, wenn Schiller oder ein Anderer zum Stiche fertig ist, mußt Du zu einer Berathung herauf kommen. Diese historischen Portraits können Dich unsterblich machen.

Lebe wohl, von mir und meiner Gattin an Dich, Deine Gattin und Deine Angehörigen das Herzlichste und Schönste.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 22. März 1857.

Ihr Schreiben, welches mich ungemein erfreut hat, kann ich nur kurz beantworten, da ich so gut wie gar keine Zeit habe. Zudem muß ich nur lauter Geschäftliches berühren. Nur so viel, daß es mir wie ein Glück vorkommt, das ich gar nicht zu hoffen wage, einmal Italien zu sehen, und vorzugsweise die ewige Stadt Rom. Daß mir Ihre Gesellschaft hiebei die liebste wäre — ja wirklich die liebste Gesellschaft, werden Sie nicht glauben; aber es ist so. Wenn das Glück ganz hold wäre, so hätte ich den Plan, nicht etwa Rom blos zu besuchen, sondern, wie es 1846 meine Absicht war, die nur durch die beginnenden italienischen Unruhen vereitelt wurde, zwei bis drei Jahre dort zu wohnen. Dann kommen Sie und bleiben eine gute Weile bei mir. Auf diese Weise würde Italien fruchtbarer, als durch eine bloße Reise, obgleich auch letztere schon ein Labsal sein müßte. Die Feder zu Bemerkungen dürfte aber dann kaum aus der Hand zu legen sein. Indessen bin ich hier gefesselt, und die goldenen Körner der Stunden rinnen unaufhaltsam dahin, und rollen nur in Staub und unfruchtbaren Sand.

Bitten Sie doch die Breitkopf und Härtel in meinem Namen um Güte und Geduld, daß ich in den Correcturbogen nicht blos die Druckcorrecturen vornehme, sondern auch andere, vorzüglich

in der letzten Zeit. Wäre ich nicht in dem störenden Amte — ich könnte sagen gehirnzerstörenden — so geschähe es nicht; aber so sind die Stunden zu wechselvoll, und ich erkenne oft erst das Bessere, wenn das Schlechtere schon gedruckt vor mir steht. Die Correctur dieses Werkes ist mir jetzt das Angenehmste daran. Wenn Breitkopf und Härtel sehr böse sind, werde ich mich mäßigen, so viel ich nur kann. Den Schluß von II habe ich völlig verwirthschaftet. Hier folgt er jetzt unversehrt (von meiner Seite) zurück. Solches wird wohl nicht wieder vorkommen. Es ist ohnehin eine Höllenarbeit, wenn man neuen Text macht, und ihn auszählen muß, daß er in den ausgeräumten Raum paßt. Wenn der Titel noch nicht gedruckt ist, so möchte ich statt des Beisatzes „eine Erzählung aus unsern Tagen“ blos den Beisatz „eine Erzählung“ haben; denn sie spielt doch nicht in unseren Tagen, sondern um 30 und mehr Jahre zurück. Auch erscheint mir der Beisatz manierirt. Die Zeit muß der Leser finden. Am Ende sucht er, durch den Beisatz verführt, Dampfbahnen und Fabriken in dem Buche.

Ich hoffe, daß die Reise des Mannes und der weitere Blick in diesem Werke ist, nebst der Ruhe, der Heiterkeit und der Innigkeit der Kunst, welche breite Theile des menschlichen Lebens umfaßt. So schwebt es mir vor. Ist es so, ist es nicht? In der Form habe ich die Einfachheit der Antike vor mir gehabt. Viele, besonders moderne Leser, werden verblüfft sein, denn es sind die heutigen Redekünste gar nicht vorhanden, ich muß gestehen, daß ich sie verachte, wie einen guten Theil der heutigen gespreizten, aber leeren Musik. Sie haben sich durch das Lesen der Aushängebogen um alles Urtheil über mein Buch gebracht, und Ihr Urtheil wäre mir Viel. Meine Bitte wegen Senke war

ja nicht so ernstlich gemeint. Sie können mir ja doch nichts berichten, weil Sie mit dem Gegenstande weniger vertraut sind. Ich komme wohl selber einmal nach Leipzig, heuer könnte ich nicht, weil ich im Frühlinge Josephine von Klagenfurt holen, und im Herbste sechs Wochen bei Freund Rosenberger sein will. Da geht wohl eine dritte Reise nicht. Sie können mir aber doch einen wesentlichen Gefallen in Leipzig thun. Förster, der Verfasser eines unübertrefflichen Cacteenwerkes, Kunstgärtner (wahrscheinlich in Leipzig wohnend, bei Wöller erschien das Buch), sagt, daß Haideerde die beste für Cacteen sei; Pezzoni, mein Wiener Cactusfreund, sagt, daß in und um Leipzig die erste Haideerde der Welt sei. Nun kömmt die Bitte: Suchen Sie mir etwa so viel, als in zehn gewöhnliche Blumentöpfe geht, frisch und ungebraucht zu bekommen; Förster würde wohl Quellen wissen, etwa auch Senke, wenn er will, und senden Sie mir dieselbe in einem Kistchen oder Fäßchen. Die Erde und die Kiste müssen Sie bezahlen, den Transport zahle ich. So thun Sie etwas für meine Freude, ich nehme mich dann bei dem nächsten Buche recht zusammen. Möge Ihnen Gott in dem Kreise Ihrer Verwandten recht viele Freude schenken, und so viele Liebe, als Sie würdig sind, und als Ihnen in dem Maße, wie sie abgeschnitten wurde, wohl in der nächsten Zeit nicht wird erstattet werden können. Auf Risa's Bild freuen wir uns ungemein. Verpacken Sie nur Alles gut und sammt Rahmen, das ist für das Bild bei weitem weniger gefährlich. Nach meiner Erlösung von hier werden wir wohl öfter zusammen kommen und manche Zeit mit einander verleben können. Wenn man älter wird, und wenn man solche Menschen kennen lernt, wie ich hier, dann erhält die Freundschaft einen hohen unschätzbaren Werth.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 22. April 1857.

Ich muß Ihnen schreiben, wenn es auch nur wegen Zeitmangel einige Zeilen sind. Ihr Stillschweigen ist mir schon ängstlich, ich bin an Ihre Liebe schon so gewöhnt, daß, wenn eine Weile kein Zeichen erscheint, ich mich Besorgnissen hingebe, daß Sie etwa krank sein können oder dergleichen. Daß Sie schon wieder in Pest sind, schloß ich daraus, weil ich vor zwei Tagen unter Kreuzband den Senkeschen Cactus-Catalog erhielt mit dem Postzeichen Pest und Wien. Heute wurde mir von Prag aus die am 15. d. M. von dort aus geschehene Absendung der Haideerde bekannt gegeben. Ich erwarte sie also in diesen Tagen. Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihre Güte. Die Erholungszeit, die mir von meinem Amte und meiner Schriftstellerei bleibt, bringe ich bei meineu Cacteen zu, die mir täglich mehr Freude machen. Öffentliche Orte oder Gesellschaften besuche ich nicht. Zu den Schmerzen und zu den Übeln, welche mir die letzte Zeit brachte, gesellte sich etwas Neues. Meines Bruders Anton in Linz einziges Kind, ein Knäblein von drei Jahren, höchst liebenswürdig und so verständig, wie ich nie ein Kind gesehen habe, ist plötzlich gestorben. Der Bruder ist wie wahnsinnig, und die Schwägerin weint fast immer. Ich, selbst sehr ergriffen, suchte ihn zu trösten, so gut es ging. Das Ärgste ist vorüber.

Möge Ihnen der Frühling mit seinen herrlichen Tagen solche Freude geben, wie er mir wohlthätig in's Herz strahlt. Wenn der Nachsommer fertig ist, hole ich mir mit der Frau unsere Josephine von Klagenfurt.

Leben Sie recht wohl, tausend Schönes von Ihrem aufrichtig ergebenen Freunde.

N. S. Habe ich Ihnen von dem herzlichen Gruße geschrieben, welchen mir Justinus Kerner gesendet hat?

An Gustav Heckenast.

Linz, am 24. Mai 1857.

Obwohl Sie vor den großen Festlichkeiten, die jetzt in Ofen und Pest vor sich gehen, kaum Zeit haben werden, an mich zu denken, so muß ich doch einige Zeilen an Sie richten, daß Sie wissen, daß ich lebe und Ihrer denke. Auch wird ja jetzt wohl der größte Theil der Festlichkeiten vorüber sein. Ihr Schreiben über Ihren Aufenthalt in Dresden, Leipzig und Berlin hat mir große Theilnahme erweckt. Besonders sind seit Jahren schon die Dresdner Kunstwerke ein Gegenstand, der meine stille Sehnsucht nährt. Gott wird vielleicht auch diesen Wunsch einmal erhören. Es wäre wohl nicht gar so schwer, Dresden zu besuchen; allein ich liebe meine Gattin so sehr, daß mir das Anblicken so großer Kunstwerke, die sie auch im hohen Grade liebt, ohne ihr eher Trauer als Freude erregen würde. Ich warte also, bis ein günstiges Geschick uns Beiden zugleich diese Freude bereitet. Eine

kleine Arbeit, die sich, wenn mich die wenig edle Stellung, in die man mich gebracht hat, nicht mehr bindet, leicht finden wird, schafft reichlich die Mittel, die drei Städte zu besuchen; denn eine ohne die beiden andern sieht man bei der Leichtigkeit der jetzigen Verkehrsmittel doch nicht gerne. Indessen freue ich mich schon außerordentlich auf meine jetzige kleine Reise; denn seit fünf Jahren bin ich kaum irgendwo gewesen, nicht einmal in Wien. Es thut mir bitter noth, daß ich wieder andere Menschen und neue Landschaften sehe. Ich werde von hier mit dem Wagen, den wir zum Rosenberger hatten, nach Graz fahren. Die Reise ist für die Frau und mich, und wahrscheinlich geht auch Julie mit, billiger als über Wien mit Dampfschiff und Eisenbahn, da ich für den Wagen weiter nichts zu entrichten habe, als täglich 6 fl. und die Mauthen. Ich habe Graz noch nicht gesehen. Von dort will ich über Marburg nach Klagenfurt fahren. Ich freue mich auf den Kreis meiner dortigen Verwandten, die sich brieflich schon als so edle und gebildete Menschen angekündigt haben. Von Klagenfurt aus hätte ich ein Gelüsten, das mich kaum ruhen läßt, — nicht etwa das Meer zu sehen; denn wäre man einmal in Triest, so lockte das nahe Venedig wieder; das muß ich auch auf ein andermal lassen — nein, sondern den Großglockner zu besuchen, den ich seit meinen jungen Studententagen nicht gesehen habe, und den ich jetzt wohl mit anderen Augen anschauen würde. Von Klagenfurt hieher wird das etwa ein Umweg von höchstens zwei Tagen sein. Ich möchte noch einmal meine Augen in die schönen Eisfelder des Pasterzegletschers versenken, und die schöne weiße Nadel des Glockners von Heiligenblut aus erblicken.

Was Sie von Senke's Cacteenanstalt schrieben, hat mich sehr in Anspruch genommen, die Pflege dieser merkwürdigen Gewächse

hat für mich in meiner Einsamkeit etwas Reizendes und Seelenerfüllendes, da mir das Gedeihen und wundervolle Blühen dieser Gewächse den Umgang mit Menschen ersetzt. Ich bin hier verödeter, als wenn ich bei Rosenberger ein Häuschen mit Garten und Glashaus besäße; denn dorthin kommen im Sommer oft Menschen von Auszeichnung, und im Winter besuchte ich München, Wien, Nürnberg, oder sonst eine Stadt, in der es von wissenschaftlichen und Kunstdingen weniger leer wäre als hier. Ich bestrebe mich, hier der Kunst und der Wissenschaft Eingang zu verschaffen. Es gelingt bei der völligen Brache, die früher hier bestand — im Vereine mit einigen Männern über Erwarten; aber sollten Sie es glauben, wer Hindernisse legt? Die hiesigen Stände wollten jährlich 1000 fl. Beitrag zur Errichtung einer kleinen gewählten Landesbildersammlung geben, die Stadt hätte auch gegeben, Private hätten ihre Schätze zeitweilig in die Anstalt geliehen, aber das Ministerium des Innern strich die 1000 fl., und die Stände dürfen sie nicht geben; für Forstdinge, Viehausstellung rc. sind Summen von ziemlichem Umfange bewilligt. Zu solchen Dingen strebt unsere Zeit ohnedem hin, es thut noth, Höheres zu wecken, dem G e i st e Schwung zu geben; denn dieser hält die Staaten und dieser hält die Menschheit, sonst vergeht sie in eine gefütterte Heerde, die, wie das alte Rom, dem ersten kräftigen Barbaren anheimfällt, der sie einzufangen unternimmt. Ich hoffe, daß dieser Vorfall nur vereinzelte Referentenweisheit ist, und daß es doch gelingt, was wir unternommen, wenn der Minister selber Kenntniß davon erhält. Dafür hat das Unterrichtsministerium der Stadt Linz vorgeworfen, daß die dortigen Kunstzustände sehr traurig sind. Doch ich muß von diesen Gegenständen abbrechen.

Einen freundschaftlichen Vorwurf muß ich Ihnen machen. Haben Sie Ihr Frühlingsversprechen vergessen? Ihre geliebte, verewigte Risa im Bilde, und die Taufe Stephans. Senden Sie aber die Bilder jetzt nicht, sondern erst nach dem 15. Juni, sie wären nur in meinem leeren Hause. Ich freue mich so außerordentlich darauf. Was Sie mir von Geiger schrieben, hat mir fast ein Freudenfieber zugezogen, ich bin so gespannt, was dieser nach meiner Ansicht größte Künstler unserer Zeit für mich malt, und es erfüllt mich buchstäblich mit Entzücken, daß ich von seiner Hand etwas besitzen soll, das täglich vor meinen Blicken ist. Ich habe ihm geschrieben und hoffe, daß der alte Herr bald gezeichnet ist. Ich habe ein Katarrhalfieber gehabt, was mir zu Allem Unlust erregte, ich hoffe aber doch bis zu Ende dieses Monats mit dem Manuscripte des Nachsommers fertig zu sein. Was Sie mir über den Schluß des II. Bandes schrieben, hat mich tief gerührt, es sagt das, was ich in das Buch und seine Menschen legen wollte. Es sollte etwas Größeres und Höheres sein, als das unerquickliche Volk des Tages. Sehr begierig bin ich auf Ihr Urtheil, wenn Sie einmal das Ganze überschauen; denn die zwei jungen Leute sind weitaus nicht die Hauptsache, sind eine heitere Ausschmückung des Werkes, sein Ernst und sein Schwerpunkt muß irgendwo anders liegen. Seltsam ist die Wahrnehmung, die ich Ihnen schon geschrieben zu haben glaube, daß bei diesem Buche allein mir die Correcturbogen nicht langweilig sind.

Ich hätte noch Vieles zu schreiben, aber aus Mangel an Zeit muß ich schließen. Wir wollen mündlich im Sommer Unendliches besprechen. Meine Gattin grüßt Sie tausendmal, bleiben Sie uns gut, wir legen den höchsten Werth auf Ihre Freundschaft und Liebe, die ein Schmuck unseres Alters wird, so wie

ich immer mehr, da die Jahre fließen und das Alter hereindämmert, den Werth der Güte, Aufrichtigkeit und Angeschlossenheit meiner Gattin erkenne, und dem äußern Flitter abhold bin.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 2. Juni 1857.

Sie ziehen sich ja zu unserem Leidwesen sehr von uns zurück. Wir haben Sie innigst gebeten, uns sehr, sehr oft zu schreiben (vorausgesetzt, wenn Ihnen dieses Schreiben angenehm ist), Ihre Briefe machen uns die größte Freude, Sie haben erlaubt, daß nicht jeder Brief von Ihnen beantwortet werden muß, da leider meine Zeit so gemessen ist, und dennoch schreiben Sie nicht, bis nicht ich wieder geantwortet habe. Meinen Sie denn, uns lästig zu sein, wenn öfter Briefe kommen? Wüßten Sie, wie wir uns gleich zusammensetzen, wenn ein Brief von Ihnen ankömmt, und ihn mit Rührung durchlesen — und manchmal auch durchziffern; denn einzelne Worte kann unsere theure Freundin sehr hieroglyphisch schreiben — wüßten Sie dieses, Sie schrieben öfter: Sie sind doch nicht Schulrath, Conservator, Museumsausschuß, Vizevorstand des Kunstvereins und Dichter (doch das Letzte könnten Sie wohl heimlich sein) und haben also mehr Zeit als ich. Warum schreiben Sie also nicht? Ich vermuthe aus Zartgefühl, um uns nicht lästig zu sein, oder, erlauben Sie mir es, verehrte und geliebte Freundin, zu sagen, Sie glauben sich

in Ihrer zur Düsterheit geneigten Weltanschauung von uns mehr bei Seite gesetzt als früher, und ziehen sich daher zurück. Wenn das wäre, so würden wir tief gekränkt sein. Unsere Gefühle für Sie sind immer gleich geblieben — doch nein, bei näherem Umgange sind sie an Liebe und Achtung immer gewachsen. Es hat sich in unsern Gesprächen für Sie der trauliche Name Louise eingefunden, als ob wir verwandt wären, und wie unzählige Male sagt meine Frau: „Warum schreibst Du Louisen nicht, es ist doch ganz abscheulich!“ Wie oft sage ich: „Louise ist das edelste, schönste, wärmste Herz, welches ich kenne,“ freilich füge ich nicht selten hinzu: „Schade, daß ihr ihre zuweilen kränkliche Körperbeschaffenheit einen trüben Flor vor die schöne Welt hängt, daß sie dieselbe nicht so genießen kann, wie sie fähig wäre, und daß sie nicht so glücklich ist, wie sie es verdiente!“ „Und warum schreiben Sie denn doch nicht?“ werden Sie antworten. Liebe, hochgeehrte Louise, ich kann es durchaus nicht. Ich habe Ihnen das ja auseinander gesetzt, und es ist immer ärger geworden. Vom ersten Morgenstrahle bis 11 oder 11½ Nachts bin ich nothgedrungen beschäftigt, und ist ein freier Augenblick, so bin ich so abgespannt, daß ich das Tiefe, Warme und Liebe, was ich geliebten Personen schreiben möchte, nicht schreiben kann. Selbst meiner Mutter, die mir nebst meiner Gattin das Theuerste auf der Welt ist, kann ich nicht genug schreiben. Dem, was mir das Holdeste des Lebens ist, der Dichtkunst, die mir zugleich die Mittel geben könnte, unabhängig von den Fesseln, die mich jetzt drücken, zu leben, kann ich nicht nach Bedarf mich hingeben. An meinem dreibändigen Werke schreibe ich nun schon in's vierte Jahr. Ich könnte nun bald im Ernste sagen, was Sie mir andichteten, und wovon Sie glaubten, ich verschweige es

immer nur: „Louise, ich bin unglücklich! „Einige wenige Zeilen könnte ich wohl öfter an Sie schreiben; aber das erscheint mir wie ein Frevel an unserer Freundschaft, und ich vermöchte es gar nicht. Ich muß mein volles Herz gegen Sie öffnen, oder ganz schweigen. In drei Jahren, wenn der Himmel seinen Segen gibt, bin ich frei, ich werde meine kleine Pension begehren und mich in die Einsamkeit zurückziehen, und der Dichtkunst leben, wenn ich ihre Gunst durch den Verrath, den ich an ihr aus mißverstandener Menschenliebe begangen habe, nicht verscherzt habe.

Wir werden im September bei Rosenberger, am Fuße des Dreisesselberges, eine Zeit wohnen. Sie haben den Wunsch blicken lassen, dort bei uns sein zu wollen. Das macht uns im höchsten Grade glücklich. Wir freuen uns darauf, und jenes herrliche Wasser, die reine Luft und der Harzgeruch der Hochwälder soll Ihnen sehr wohl gedeihen. Wir (mit Ausnahme der Frau, welche nicht leicht weit gehen kann) wollen weit und breit herumgehen. Meine Ziehtochter und mein Verleger Gustav Heckenast, der uns auch dort besuchen wird, werden uns begleiten, und wenn Sie durch mehrere Stunden herumgehen können, werde ich Sie an alle Punkte der zwei Schwestern im Hochwalde begleiten, vorzüglich zum See und zu den drei Sesseln, von denen aus man die Alpenkette von Tirol bis zum Ötscher erblickt, und den Inn, die Isar und die Donau sehen kann. Ich will suchen, alle meine Fehler abzulegen, um Ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen. Sie dürfen täglich einmal sagen, daß die Welt ein Jammerthal sei, ich werde Sie nicht bekämpfen und es geduldig glauben, nur dürfen Sie es, wenn Sie es Vormittags gesagt haben, nicht Nachmittag wieder sagen, und haben Sie es Vormittag nicht gesagt, so steht Ihnen diese Genugthuung auf Nachmittag bevor.

Meine Gattin wird Ihnen keinen Verdruß machen; an dieser haben Sie eine Schwester der besten Art erworben, die mich stets Ihretwillen strafredet. Was sonst Unangenehmes kömmt, schlechtes Wetter und dergleichen, das tragen wir in gemeinsamer Geduld, und spielen um einen Kreuzer das Wettreiten mit bleiernen Rossen auf einer Tafel, auf der man zum großen Schreck oft auf den letzten Reiter warten muß, oft Strafe zahlen, oft ganz aus der Reitbahn austreten ꝛc... Im Herbste 1855 hat uns das Spiel vielen Spaß gemacht, und die Frauen in eine wahre Aufregung versetzt. Am nächsten Samstag treten wir eine Reise nach Klagenfurt an, um meine Muhme Josephine Stifter zu holen, welche ihre herrliche, über Alles geliebte, 22jährige Schwester Louise an der Gehirnentzündung verlor, und den Winter nur überdauerte, weil ihr der Stab der Hoffnung blieb, im Frühlinge zu uns kommen zu können. Diese Reise ist die erste, die wir seit vier Jahren wieder über Oberösterreich hinaus antreten können — aber nein, Rosenberger liegt ja auch schon 100 Klafter weit in Baiern. Wenn unser Bischen Geld hinreicht, so gehen wir von Klagenfurt nach Triest. Ich habe das Meer noch nicht gesehen und möchte es so gerne, so gerne sehen. Welcher Eindruck auf mein Gemüth, welcher Schatz neuer Gedanken! Kann es nicht sein, so fahren wir mit Jos (so heißen wir sie) durch unsere Berge wieder an unsere Donau zurück, und ich kann statt der Kauffahrer und Kriegsschiffe die Donauschlepper ansehen. Heute ist Dienstag, am Montage darauf sind wir in Graz — wäre es ein unbescheidener Wunsch, wenn wir dort eine Freudenblume anträfen, einen Brief von Ihnen, in welchem stände, daß Sie mir nicht zürnen. Meiner Gattin dürfen Sie aber, selbst wenn Sie auf mich böse sind, nicht zürnen, diese treibt ohnehin immer genug, daß ich an

Sie schreiben soll. Senden Sie ihr, wenn nicht mir, einen Brief nach Graz poste restante. Ich werde, sobald ich beim Elephanten absteige, auf die Post gehen und fragen. Auch eine Kanzelrede dürfen Sie mir halten, nur schreiben Sie aus der Katzenburg, und schreiben Sie recht, recht viel, wie es Ihnen geht, was Sie thun, was der Garten macht rc. . . Wer weiß, was in drei Jahren geschieht. Wer weiß, ob ich nicht in der Katzenburg, wenn ich frei bin, gegen Bezahlung ehrlicher Miethe, in einem Winter die Nausikaa schreibe, ein Trauerspiel, auf das ich aus bin. Nach dem Nachsommer erscheinen zwei Werke, jedes zu drei Bände, Wittiko und Zawesch (aus der Familie der Rosenberge; sie werden mir die Brücke aus dem Amte bauen). Nach diesen historischen Romanen soll Nausikaa kommen. In Homers Odysseus können Sie den Stoff lesen. Was unser äußeres Befinden anbelangt, so ist es mit Ausnahme mancher nicht bedenklicher Anstände gut. Der Geist zwar geht hier ziemlich leer aus. Die meiste Freude macht mir noch der Kunstverein, in welchem ich sehr thätig bin und sein muß, damit doch diese Taube mit dem Ölzweige in meine Wasserwüste hereinfliege. Wir hoffen, daß Sie recht heiter und recht thätig in Haus und Garten leben, und daß Sie uns doch öfter als bisher ein Blättchen schicken. Das Buch Ihres herrlichen Bruders zur neuen Literaturgeschichte hat mir außerordentliche Freude gemacht, wenn ich auch über Manches mit ihm streiten möchte, falls wir beisammen wären. Ich mag Unrecht haben, aber in der Kunst erscheint mir der katholische Standpunkt doch nur einer, ich glaube, die Kunst soll das Leben der gesammten Menschheit fassen, vielleicht heißt er das katholisch; dann habe ich von katholisch nicht den rechten Begriff. — Doch darüber mündlich. Was ich an Büchern von

Ihnen habe, nehmen Sie sich mit, wenn Sie kommen. Leben Sie recht wohl, melden Sie uns Erfreuliches und empfangen Sie die herzlichsten, innigsten Grüße unwandelbarer Freundschaft und Liebe von mir und meiner Gattin.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 20. Juli 1857.

Ich bin anfangs Juli von meiner Reise zurückgekehrt, und Ihre Bilder sind bei mir angekommen. Ich weiß nicht, wovon ich zuerst reden soll. Geiger's Skizze zu dem Freskobilde ist so schön, daß ich zur höchsten Bewunderung hingerissen wurde. Wie weit ist dieses Bild von jenen Compositionen entfernt, in denen die Gestalten Puppen sind, welche bei einer Feierlichkeit oder dergleichen sich darstellen müssen, Arme, Füße und ein Haupt haben, in denen vielleicht nicht einmal eine Verzeichnung vorkommt, und deren Zusammenstellung irgend einem Privatgedanken oder Witz des Künstlers dienen muß. Hier ist Alles Gegenständlichkeit, die Sache ist ihrer selbst willen da, sie ist so sehr sie selber, daß man darauf vergißt, daß Jemand ist, der das Ding gemacht hat. Jede Person ist die, die sie ist, durch und durch, sie ist eigenthümlich und bedeutungsvoll, daß wir uns kaum von ihr trennen können, alle sind dem Ernste der Handlung hingegeben, jede nach ihrer Art, und in den Betreffenden ist auch der Ausdruck des vollendeten Magyarenthums. Und zu allem dem

liegt eine solche Würde, Hoheit und Ruhe in den Gestaltungen, daß man sich erhoben fühlt, ohne daß der Künstler nöthig gehabt hätte, zu einer lächerlichen Idealität zu greifen, die uns nur mehr oder weniger Mitleid einflößt. Die Farben sind herrlich vertheilt, daß die Decke einen wundervollen Anblick gewährt haben würde. Geiger hat die Aufgabe historisch gefaßt, nicht religiös allein, wie es wohl der Bestimmung gemäß war. Manche werden Schwärmerei, Modeausdruck, Farbenreiz, Gefühlsamkeit, Überschwenglichkeit, Patriotismus und ich weiß nicht was malen, dieses Bild kann jetzt Niemand machen, als Geiger, in jeder Linie liegt das Zeugniß des Genius. — Wie wohl thut das gegen die Leerheit, Correctheit, Anordnung, Farbengebung, Ausführung der Menge Derer, die da zeichnen können. Ich muß gestehen, daß ich einen Schmerz darüber empfinde, daß Umstände es gefügt haben, daß dieses Bild nicht wirklich ausgeführt wird. Ich kenne das Hinderniß natürlich nicht, aber wie berechtigt es auch sei, mein Schmerz ist nichtsdestoweniger da. Wie würde die Nachwelt, die sich, so weit die jetzigen Zeichen sich deuten lassen, einem größeren Kunstverständniß entgegen bewegt, als es unsere Mitwelt besitzt, gestaunt haben, daß wir einen Mann besaßen, der von Tendenzsucht, Prinzipreiterei, Gefühlseinseitigkeit, welche Dinge unsere Kunst- und Kennerwelt so bewegen, so frei ist, wie der Schöpfer dieses Bildes, und nur rein und keusch der Gegenständlichkeit der Dinge hingegeben ist. Wie viel ich jetzt Gegner haben mag, wenn ich diese Worte sage, die Nachwelt wird sie begreifen und wird mir beistimmen, wenn ich sage, daß, wie bewundernswerth Kaulbach und Cornelius theilweise sein können, ihre Einseitigkeit und Willkür tief unter der reinen, unbeirrten Künstlernatur Geiger's stehen. Das ist ein Mann, den der Geist

der Kunst geweiht hat, der einsam in unserer Zeit steht, und von dem nur schmerzhaft zu bedauern ist, daß er nicht alles Getriebe um ihn herum verachtend selbstständig Schöpfungen hervorbringt, die ihn unsterblich machen und Geschlechter nach Geschlechtern beglücken würden. Halten Sie diese Skizze in Ehren. Sie besitzen daran nicht nur ein Meisterwerk an sich, sondern auch ein werthvolles Stück zur Kunstgeschichte; denn Geiger's Name wird noch einmal groß werden, wenn er auch gar nichts gezeichnet hätte, als die Blätter zu den Memorabilien und zur ungarischen Geschichte; und wenn er in seiner Bescheidenheit jetzt auch selber zu wenig thut, diesen Namen zu der hohen Ehre zu bringen, die ihm gebührt. Ich werde ihm auch über dieses Bild schreiben. Ich habe nicht untersucht, ob im Einzelnen nicht Fehler sind, Verzeichnungen und dergleichen (wahrscheinlich ist derlei da; gerade dem Genie, das in Massen arbeitet, begegnet so etwas), aber wenn sie auch da sind, so würde Geiger durch Besprechung mit Freunden oder durch Betrachtung des Werkes sie gewiß verbessert haben. Ich weiß nicht, warum mich dieses Bild in seiner Einfachheit und Tiefe immer an die Nibelungen erinnert.

Was die zwei andern Bilder anbelangt, welche Sie mir gesendet haben, so habe ich mit tiefer Wehmuth die Züge Ihrer theuren verstorbenen Nisa betrachtet. Diese Frau war mir wohl schon im Leben als Ihre Gemahlin bedeutend, und als das edle Wesen, welches Ihnen nach einer schmerzlichen und traurigen Vergangenheit ein so tiefes Glück gewährte; noch inniger verehrte ich sie aber nach ihrem Tode, weil ich da durch Sie erst recht über ihren Werth aufgeklärt wurde, und ihr gewissermaßen Dank zollte, weil sie dem Manne Alles war, den ich schon so lange als Freund liebte und durch sie noch mehr lieben lernte. Ich fühle

oft recht bittere Reue, daß ich nicht bei ihren Lebzeiten einmal nach Maróth gekommen bin, um sie kennen zu lernen. Aber so ist es immer. So lange Jemand lebt, denken wir, er lebe ewig; und wenn er todt ist, so reuet uns jede Kleinigkeit, die wir ihm entgegengesetzt, und jede Gelegenheit, die wir versäumt hatten, ihn zu sehen oder ihm etwas Liebes zu thun. Wir traten Alle vor das Bild und betrachteten es. Sie sagten mir einmal, Risa sei hübsch, aber nicht schön gewesen. Ich finde in dem Bilde bei Weitem mehr als blos hübsch. Nach meinem Gefühle gehört dieses Angesicht zu denen, welchen man beim ersten Anblicke gut sein muß, in deren reinen Zügen die Reinheit wohnt, und die uns mit ihrem klaren Ausdrucke fesseln. Über bloße Schönheit der Bauverhältnisse eines Angesichtes bin ich ein schlechter Urtheiler, weil ich immer die Seele einmische, und diese schön oder nicht schön finde und darnach urtheile. Risa zeigt in dem Bilde, welches sehr gut gemalt ist, wenn es auch der Genialität Geigers nicht Stand hält, eine innige Güte, ein tiefes Gefühl und ein treues Herz. Es ist mir so begreiflich, daß sie Ihnen so viel war, und ich komme immer wieder darauf zurück, daß es mir sehr, sehr leid thut, daß ich sie nicht persönlich habe kennen gelernt. Meine Frau glaubte das Armband an dem Arme der gemalten Risa zu erkennen, das Sie ihr als Angedenken an die Verstorbene gebracht haben, und es traten ihr Thränen in die Augen. Kann man denn nicht von einem lieben Bilde eine Photographie nehmen? Wenn es geht, so sind Sie gewiß so gütig zu erlauben, daß ich von Risa's Bild eine Photographie nehmen lasse und mir dieselbe in unser schöneres Zimmer aufhänge. Ihr eigenes Bild ist als Photographie sehr gut, nur etwas zu wollig und in die Breite gezogen. Im Ganzen bin ich den Photographieen Feind, sie müssen

außer Verhältniß sein, weil jede Sammellinse nur treue Bilder gibt, wenn der Gegenstand nicht in der Raumtiefe, sondern in einer Ebene ist, die parallel der Linsenbreite ist, und weil jeder Mensch in dem Augenblicke, als er von der Linse gefangen wird, starr sein muß, also nicht der ist, der er ist, woher meistens der Mangel an Leben in den Photographieen rührt. Ich werde mir Ihr Bild ehrend aufbewahren, und Ihnen das meinige senden; denn meine Gattin plagt mich schon über ein Jahr, mich photographiren zu lassen. Meine Gattin, die überhaupt meine Abneigung gegen Photographieen nicht theilt, findet Ihr Bild vortrefflich, und ist sehr erfreut darüber, daß wir es haben. Sie versucht schon manche Rahmen, die wir haben, ob es in einen passe. Ich aber werde einen eigenen dazu bestellen. Wir danken Ihnen herzlich für dieses theure Geschenk.

Nun auch etwas von meiner Reise. Wir sind am 6. Juni von Linz abgereist. Wir gingen über Kremsmünster, Spital am Pyhrn, Rottenmann, Leoben, Bruck, Graz, Marburg, Klagenfurt, Laibach, Adelsberg, Triest, Monfalcone, Udine, Pontafel, Villach, Klagenfurt, Friesach, über den Rottenmanner-Tauren, Spital, Kremsmünster, Linz. Wir blieben 29 Tage aus. Mein Sehnen seit vielen Jahren ist in Erfüllung gegangen: ich habe das Meer gesehen. Ich kann Ihnen mit Worten nicht beschreiben, wie groß die Empfindung war, welche ich hatte. Alle Dinge, welche ich bisher von der Erde gesehen hatte, Alpen, Wälder, Ebenen, Gletscher ꝛc. . . . versinken zu Kleinlichkeiten gegen die Erhabenheit des Meeres. Ich wußte nicht, wie mir geschah. Ich hatte eine so tiefe Empfindung, wie ich sie nie in meinem Leben gegenüber von Naturdingen gehabt hatte. Zwei Stunden des frühen Morgens am 20. Juni blieb ich auf einem Hügel bei

Optschina sitzen, und ich sah nur das tief unter meinen Füßen liegende Meer. Wie groß ist Gott, wie herrlich ist seine Welt! Ich werde Ihnen mündlich sehr viel sagen, das Papier ist zu jeder Mittheilung zu klein. Auch die nächsten Tage oft stundenlang fort am Strande des Meeres stehend, konnte ich nicht satt werden, dasselbe zu betrachten. Ich hatte nicht geahnt, daß das Meer so lieblich sein könne. Jeden Tag, jede Stunde war es anders, und immer herrlich. In Farben wie lichter Smaragd, wie leuchtender Azur, wie tiefes Ultramarin, ja wie ein Panzer mit lauter Silberschuppen spielte es vor mir, je nachdem die Sonne es streifte, eine mit Wolken gestickte oder ganz reine Kuppel über ihm stand, je nachdem der Himmel am Morgen in tiefer Bläue ruhte, oder am Nachmittage in fast weißer Hitze glühte. Am 21. Nachmittags sah ich ein Gewitter im Westen aus dem Meere emporsteigen. Die Wolken standen senkrecht wie schwindelnd hohe Berge an seinem fernen Rande. Wie in jeder andern Lage glaubte ich auch wieder, in dieser sei das Meer am schönsten. Ich wohnte im Hotel de la ville gerade auf die Rhede hinaus. Bei 300 Schiffe lagen vor mir. Gegen 8 Uhr begann das Blitzen, welches sich spiegelte, daß Himmel und Meer ein einziges Feuer waren und die Unzahl der Schiffe einen Augenblick im Leeren hing. Dabei war athemlose Stille. Um 11 Uhr kam der Sturm und das Gewitter war über unsern Häuptern. Leider konnte ich der Finsterniß halber das Schäumen des Meeres nicht sehen, sondern nur hören. Ebenso hörten wir das Rufen der Schiffleute in den Tauen, das zeitweilige Läuten von Schiffglocken, das Rasseln der Ketten der herabgelassenen Nothanker und mitunter einen Kanonenschuß. Es sollen drei Schiffe von ihren Ketten gerissen, aber von Dampfern wieder eingebracht

worden sein. Von Unglücken auf der weiteren See verlautete nichts. Am nächsten Tage war das Meer bewegt. Die schönen, röthlich schimmernden Steinküsten von Muggia, Capodistria, Pirano, dann der grauliche, öde Karst hoben sich reizend von der dunkelblauen, gedehnten, beweglichen Fläche, und die zahlreichen Segel zogen um so leuchtender, von gelegentlichen Strahlen getroffen, über ihre dunkle Unterlage. Wolken breiteten wandelnde Schatten über das Schauspiel. Gegen Nachmittag beruhigten sich Himmel und Wasser. Kaum minder als das „ewige Meer" (wie Homer sagt) ergriff mich das Treiben der Menschen und das Betrachten eines Volkes, das so merkwürdig ist, und eine so große Geschichte hinter sich hat. Ich habe nur ein Stückchen Italien gesehen, und dieses mir bisher fremd gebliebene Betrachten eines so ganz andern Volkes, als des deutschen, hat mich ganz neu und mächtig erregt. Die untern Klassen wirkten eigenthümlich auf mich ein, ich widmete ihnen große Aufmerksamkeit und sprach mit ihnen in meinem ins Närrische verknitterten Italienisch, so daß ich jetzt Manches begreife, was mir bisher unerklärlich war. Die italienische Musik ist mir klar, und hat ihre Berechtigung und ihren Ursprung im Volke, wie sehr wir sie bei uns tadeln müssen, wo sie aus ihrem Zusammenhange gerissen ist. In Triest, noch mehr aber in Udine, welche Stadt größer als Linz und mit herrlichen, aber verkommenden Häusern, Kirchen und Palästen angefüllt ist, gefiel mir im Theater die italienische Oper weit besser, als ich je geahnt hätte. In Wien war sie mir widrig. So müßte ja auch eine Palme, mitten auf dem Glacis in Wien stehend, unerträglich sein. Das Volk im Ganzen erschien mir äußerst naiv und liebenswürdig. Was einen Frack an hatte, sprach mich weniger an, und es war mir, als

müsse ich ihm mißtrauen. Auf der Ebene von Udine ist ein prächtiger Menschenschlag, besonders herrliche junge Männer wie antike Gestalten. Dazu die goldenen Weizenfelder, begrenzt von Alleen von Pappeln, Maulbeeren, Feigen, übersponnen mit dem grünen Gitter der aus den Halmen hervorragenden Rebenstämme, die sich ihre Gehänge zusenden, ausgesäte Landhäuser und Ortschaften, Alles geschmeichelt von einem milden Klima und im Norden in großen Bogen die Tiroler-, Kärnthner- und Krainer-Alpen, duftig, von der Sonne beleuchtet, und manches Haupt mit Schnee bedeckt.

Lieber, theurer Freund! Bei diesem kleinen Vorgeschmacke war es mir oft, als müßten mir heiße Thränen hervorbrechen, daß ich so alt geworden bin, und das nicht gesehen habe. Ich weiß jetzt mit Gewißheit, daß ich einen Monat werde in Venedig leben, daß ich Florenz, Rom und Neapel sehen werde, ja, daß ich etwa Jahre in Rom bleiben werde. Göthe ist erst durch Italien ein großer Dichter geworden; wäre ich vor 20—25 Jahren zum ersten Male und dann öfter nach Italien gekommen, so wäre auch aus mir etwas geworden. Das Herz möchte einem brechen bei Betrachtung gewisser Unmöglichkeiten. Venedig sah ich nicht, weil ich dort der Bauwerke, Gemälde und des Volkslebens wegen längere Zeit sein muß, und sie jetzt, so wie das Geld, nicht hatte. Sehr leid thut es mir, daß ich nur eine Stunde von Aquileja entfernt war, und es nicht wußte und auf der Karte nicht beachtete; denn es müssen ja dort herrliche Trümmer und andere Spuren sein, da Aquileja so lange das Haupt der römischen Welt und im frühen Mittelalter noch berühmt war. Wenn wir wieder zusammen kommen, werde ich Ihnen recht viel sagen. Ich bin durch das Meer und durch die Eindrücke eines

fremden Volkes noch einmal so reich geworden, als ich es bisher war. Aber gerade dieser Anfang zeigte mir, wie arm ich noch bin. Fremde Landschaften und Menschen erweitern den Blick und machen die Kunst großartiger und allgemeiner. Selbst den Nachsommer, so deutsch er ist, hätte ich anders gemacht, wenn ich ihn nach dieser Reise geschrieben hätte. Auch meine Gattin schwamm in einem Entzücken, das ich früher nie an ihr gekannt hatte. Da wir in der Gegend von Duino das Meer verließen, war der Eindruck fast niederschlagend, und die Gegend des Karst sah uns an wie Fließpapier. Und doch ist die Öde des Karst auch merkwürdig, und sein Bild haftet in meiner Seele. Josephine und Julie waren mit uns. Die Klagenfurter Verwandten sind uns sehr lieb geworden, und Josephine, die jetzt bei uns ist, ist höchst edel, rein und gut. Ich hoffe, daß meine Gattin, der ich wenig Zeit widmen kann, jetzt nicht mehr so einsam sein wird. Über eine Woche nach meiner Rückkehr war ich wie trunken, und konnte nichts Dichterisches arbeiten. Stets schwebten mir Göthe's Worte vor, die er in der VII. der römischen Elegien so reizend sagt, da er Nord und Süd gegen einander stellt. Wie müßte es schön sein, ein Werk auf einer solchen, aber großen und langsamen Reise zu dichten. Jetzt werde ich den Schluß vom III. des Nachsommers schnell fördern. Hat Geiger das Bildchen gemacht? Ich möchte es gerne mit dem ersten Probedruck zugleich sehen; ich werde es sehr schnell wieder zurücksenden. Für Nausikaa war mir der Rand Italiens sehr günstig. Meine nordischen Landsleute, die Rosenberger, werden hoffentlich auch dadurch nicht verlieren. Ach Gott! wenn ich nur viel jünger wäre, und viel größere dichterische Kraft hätte!

Aber die Reise hat bedeutend mehr gekostet, als ich dachte.

Ich bin auch länger ausgeblieben, als ich vor hatte. An Ort und Stelle sah ich erst die Nothwendigkeit ein, nichts zu übereilen, weil die Frucht verloren gewesen wäre, und dann eben darum das Unzulängliche viel zu viel gekostet hätte.

Ich hoffe jedoch in drei Jahren die zwei Romane der Rosenberger und zwei Bände vermischter Schriften nebst Nausikaa zu vollenden, um wieder ins Geleise zu kommen, und dem aussaugenden Geflechte dieses widerwärtigen Amtes entrinnen zu können.

Meine Gattin läßt Ihnen sehr viel Liebes sagen, wir sprachen so oft auf der Reise von Ihnen, und sprechen jetzt, da die Bilder da sind, täglich von Ihnen. Bezüglich Ihrer Wiedervermählung, die Ihnen angerathen wird, sage ich Ihnen, der Ihr wahrhaftig innigster Freund ist, und der auf Ihr innerstes und nicht auf Ihr äußeres Wesen sieht: „Thun Sie es nicht, wenn nicht Ihre Seele Ihnen deutlich sagt, daß Sie glücklich sein werden, wie Sie es mit Risa waren, und wenn Sie nicht klar sehen, daß man Ihr Selbst, nicht aber etwa die Versorgung liebt." Vielleicht schreibe ich Ihnen im nächsten Briefe mehr darüber. In dem gegenwärtigen herrsche ein anderer jetzt sich geltend machender Stoff vor. Daß ich Ihnen Familienglück, wie ich es in hohem Grade genieße, vom Grunde des Herzens wünsche, glauben Sie gewiß, es ist zuletzt doch nebst der Kunst das Höchste dieser Erde. Das Papier ist aus, darum seien Sie tausendmal gegrüßt von Ihrem aufrichtigen Freunde.

An M. Tenger.*)

Linz, am 12. August 1857.

Ihr Drama hatte ich schon am Donnerstage (6. ds. Mts.) um 9 Uhr Morgens ausgelesen. Nebst einigen ziemlich großen Ungeschicklichkeiten in äußeren Dingen ist eine solche Tiefe, Dichterkraft und Seelenfülle in der Arbeit, daß sie mich in meinem ganzen Wesen auf das Stärkste ergriffen hat. Unter allen mir bisher eingesendeten Dingen (und ihrer sind ziemlich viele) ist Ihre Arbeit nach meiner Meinung die beste in dichterischer Anlage und Seelentiefe; aber vielen steht sie in äußerer Gestaltung nach. Es ist (Sie nehmen meine Worte wohl nicht übel) bewunderungswürdig, mit welcher Unbeholfenheit Sie oft über die gewöhnlichsten Dinge nicht hinüber kommen, und mit welcher Leichtigkeit und welchem Schwunge Sie die tiefsten behandeln, wie es kaum der erste Dichter besser könnte. Da sind ganze Strecken tadellos, herrlich, dann kommt wieder etwas, das so eckig ist, daß es fast ganz den Weg unterbricht und versperrt.

*) Die Briefe vom 12. August 1857, 3. Februar und 2. März 1858 besprechen ein Stifter zur Beurtheilung vorgelegtes Werk. Obgleich, da es nicht in die Öffentlichkeit gelangt ist, bei dem Leser die hier vorausgesetzte Bekanntschaft mit demselben nicht vorhanden sein kann, so enthalten sie doch eine solche Fülle ganz allgemein giltiger ästhetischer Bemerkungen, und sind in ihrer Treuherzigkeit und Freimüthigkeit so charakteristisch daß der Herausgeber geglaubt hat, sie der Sammlung nicht entziehen zu dürfen.

Dies ist eben Sache des Handwerkes, welches nur bei größerer Begabung gewonnen sein muß. Das Stück, in dieser jetzigen Ge- gen [illegible] verbessern, muß eine große Änderung [illegible] daß einer [illegible] in das theatergerechte Hände kommen, um geordnet zu werden: denn sonst geht der herrliche Duft, der eben seine Schönheit ist, verloren, und das Ding wird [illegible] [illegible] und [illegible]. Wenn Sie nur wüßten, sie würde durch meinen Gesprächen, in denen wir das Stück durchnahmen, eine Änderung leicht zu ergeben sein. Das Stück, welches in seinen Theilen das [illegible], nicht künstlerisch gestaltet worden, sollte die zweite Gestalt bekommen, sonst wäre um seine herrliche Seele ewig schade, daß sie in ungefügem und [illegible] Gewande erschiene. Nun ist die Frage, was soll ich thun? Schreiben dür- fen Sie die Sache nicht übertragen, denn es ist zu [illegible]. Soll ich etwas thun, so müßte ich das Buch gegen 14 Tage nicht ansehen: denn der Reiz des Stoffes, der noch immer in mir wirkt, muß ein wenig in den Hintergrund getreten sein. Dann muß ich es wieder lesen, oder noch besser mit einem Freunde [illegible] lesen, er würde über den Verfasser nichts erfahren, und endlich müßte an die Gestaltung gegangen werden. Eine Menge der Nebendinge um Klara, die zu ihrer Erfüllung und Begründung da sind, lassen sich kürzer und doch wirksamer geben, wodurch die Zerstreuung der Gestaltung vermieden und das Werk, welches sonst viel zu lange wäre, ausführbar wird. Schreiben Sie mir im Allgemeinen, was ich thun soll: für dieses Werk thue ich Alles gerne, ins Einzelne können wir dann nur durch mehrere Briefe eingehen. Ich muß schließen, weil die Zeit drängt. Die besten Empfehlungen und die gewiß innigsten Wünsche zur Genesung Ihrer Mutter.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 19. August 1857.

Ich kann nun nicht mehr länger warten, da ich von Ihnen gar nichts höre. Es ergreift mich die Angst, daß sie krank seien, und ich bitte Sie, mich nur in zwei Zeilen zu beruhigen, wenn Sie zu mehr nicht Zeit haben sollten. Ich weiß auch nicht, wie es mit Geigers Vignette steht. Ich habe ihm nach Empfang der Taufe Stephans geschrieben, habe mich über das Bild ausgesprochen, habe seine Erlaubniß zur Ausstellung desselben angesucht, habe bezüglich der Vignette gefragt, und habe noch immer keine Antwort. Sollte er verreist sein? Ich werde dieser Tage bei Axmann anfragen. An Breitkopf sandte ich dieser Tage Correctur und einen Brief, worin ich anzeigte, daß nun der Rest rasch kommen werde. Ich habe, nachdem sich meine Reiseaufregung ein wenig gelegt hatte, die Feile an den Schluß des Manuscripts des Nachsommers gelegt, um nicht im Drucke so viel corrigiren zu müssen, was nur alles verzögert. Leider mußte ich es mit mehreren Bogen thun, die, trotzdem daß ich das Manuscript sehr zu feilen suchte, durch den Einfluß des Amtes und der hiesigen Versumpfung matt und leer waren. Nach meiner Reise war ich ein frischer und geklärter Mensch, es ging wie Schuppen von meinen Blicken, und in einem Schlage sprang es in die Augen, was an jenen Platz gehörte. Sie bekommen nun in Kürze vier gedruckte Bogen. Ist das aus, so erhält Breitkopf

in zwei Lieferungen den Schluß des Manuscriptes, in dessen Abdruck, hoffe ich, nur geringe Correcturen nothwendig sein werden. Verzeihen Sie die viele Umänderung in den einigen Correcturbogen, sie waren so bitterlich noth, und die Verbesserung so wesentlich, daß ich mir nicht anders helfen konnte. Wenn dadurch eine Vertheuerung des Satzes entsteht, so müßte ich in letzter Reihe sie tragen, da ich sie veranlaßte; aber ich konnte die Entstellung des Buches nicht leiden. Daher gehe ich jetzt desto stärker in den Rest des Manuscripts, um für die Zukunft den Umweg zu vermeiden.

Ein anderer widriger Umstand ist eingetreten. Hofrath Kreil ist auf Urlaub, Statthaltereirath Moor ebenfalls, die Statthaltereiräthe Baron Haan und Hauer sind Krankheits halber auf Erholung aus, so daß unsere Statthalterei verwaist ist. Ich getraue mich daher im Augenblicke um die Erlaubniß eines Landaufenthaltes nicht anzusuchen, da ich im Juni 29 Tage auf Urlaub war. Unser Rosenberger-Projekt, welches ich auf 20.—25. August beginnend angesetzt hatte, muß sich daher verschieben gegen die Hälfte September. Ist Ihnen das nicht sehr ungelegen? Das sind die leidigen Amtsfesseln. Ich will ein paar Amtsausflüge machen, und die Ergebnisse dem Statthalter vorlegen; dann ist eine Pause leichter möglich, besonders wenn ich mir die Acten zu Rosenberger nachschicken lasse. Schreiben Sie mir über Ihre Zeit zu diesem Aufenthalte etwas. Ich freue mich so sehr auf die Gespräche mit Ihnen, daß ich über diese Sachlage sehr mürrisch bin. Über angenehme Besuche, und über ein mir eingesendetes, in Gestalt sehr ungeschicktes, in Inhalt herrliches Drama mündlich, da es mir sehr an Zeit mangelt.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 23. August 1857.

So eben erhalte ich Ihren Brief vom 15. d. M. und beantworte ihn auf der Stelle. Sie müssen mittlerweile ein Schreiben von mir erhalten haben, in welchem schon ein wesentlicher Theil dessen steht, was Sie über den Nachsommer wissen müssen.

Was die Übersetzung der Studien anbelangt, so ist mir nur die Rückwirkung auf das deutsche urtheillose Publikum erwünscht, ich selber werde mich aber, glaube ich, seltsam im Französischen ausnehmen. Was die Ermächtigung anbelangt, bin ich vorerst über den gegenwärtigen Zustand des literarischen Eigenthums sehr unbewandert. Gebührt mir nicht wenigstens ein kleines Honorar? Ich werde auf Grund der bestehenden Verträge die Ermächtigung einsenden. — Was haben doch französische Schriftsteller für Einkünfte, z. B. der elende Sue — und was wir!

Wissen Sie etwas von meinem zükünftigen Übersetzer de Prez? und kennen Sie die Buchhandlung Schnee? Es ist doch einem Dichter nicht gleichgiltig, in einem andern Gewande zu erscheinen, als in dem, das er eigentlich dem Verleger zur Verbreitung verkauft hat. — Ich bitte, schreiben Sie mir hierüber ein paar Zeilen, und auch darüber, was Ihnen über die Staatsverträge bekannt ist.

Leben Sie recht wohl, und seien Sie über den Nachsommer ganz ruhig.

An P. J. Geiger.

Linz, am 29. August 1857.

Heute bekam ich von Heckenast Ihr Bild zum ersten Bande des Nachsommers. Wie bin ich Ihnen neuerdings für Ihre Meisterhand verpflichtet! Ehe ich aber meinen Dank ausspreche, muß ich etwas Anderes, was ich auf dem Herzen habe, fragen. Ist Ihnen nicht auf der Akademie gegen Ende Juli ein Brie von mir zugestellt worden, welchen ich auf dem Privatwege schickte, um den Überbringer mit Ihnen bekannt zu machen? Ich fürchte die Unpünktlichkeit oder ein anderes Hinderniß von Seite des Überbringers; denn der Brief enthielt eine sehr innige Bitte, deren Erfüllung, wenn sie zugesagt wird, etwas dringend war, nämlich zu erlauben, daß ich Ihre Freskoskizze „die Taufe Stephans“ in unserm Vereine ausstellen dürfe, mit der Bemerkung, daß wir auf Ihre Schrift unter dem Bilde, welche seine Bestimmung ausspricht, ein weißes Papier legen würden, um allen weiteren Fragen vorzubeugen. Ich habe bis heute keine Antwort erhalten. Das Bild ist in meinen Händen. Heckenast hat es mir im Juli zum Ansehen geschickt. Nie in meinem Leben hat mich ein Freskogemälde so ergriffen. Ich habe an Heckenast sogleich eine Kritik dieses Bildes geschickt, ich werde ihn bitten, sie Ihnen mitzutheilen. Die Arbeit ist so groß, daß jetzt keiner lebt, der das kann. Als Staffeleibild in Öl ausgeführt, würde

dieses Bild Ihren Namen unsterblich machen. Dieser Ernst, diese Würde, diese tiefe Erfüllung jeder Figur mit der Allgemeinheit der Handlung und doch diese Besonderheit jeder einzelnen Gestalt; jede ist, was sie ist, und jede ist etwas höchst Bedeutungsvolles bis zur letzten hinab. Dann die Anordnung der Farben, der Linien — alles ist der Stempel des höchsten Meisters. Ich habe in jenem Briefe an Sie den tiefsten Dank für die Empfindungen ausgesprochen, die Sie mir durch dieses Bild gegeben haben. Wäre ich nur bei Ihnen, und könnte von dem Bilde mit Ihnen reden! Thun Sie mir die Freude, und erlauben Sie, daß diese Skizze ausgestellt werde. Alle meine hiesigen Freunde, welche es bei mir gesehen haben, sind eine Stimme des Entzückens, und überall spricht sich der gleiche Schmerz aus, daß dieses Bild nicht ausgeführt worden ist. Darf ich wohl um den Grund fragen? Und haben Sie dafür in Ofen ein anderes ausgeführt? Die Handlung ist weniger von der religiösen als geschichtlichen Seite gefaßt, und in Ansehung des Ortes, wohin das Bild gehört, und in Ansehung der Wirkung, die sie that, mit Recht. Ich ging in tausend Vermuthungen ein, und keine hielt mir Stich. Es müßten denn Zwecke mit dem Gemälde verbunden sein, die, wie berechtigt sie auch sind, doch außer der Objektivität der Kunst liegen. Darüber zu urtheilen bin ich nicht kompetent genug. Ich sage nur immer das Eine wieder: Theuerer Freund — ich setze den höchsten Stolz und die höchste Freude darein, daß Sie mich Freund nennen — theuerer Freund! nehmen Sie die Palette und malen Sie große Geschichtsbilder, Sie übertreffen alle jetzt lebenden Meister, und Sie werden in Geschichtsauffassung Rubens übertreffen. Das Entzücken jedes höheren Herzens, und der Nachruhm, so lang ein Theilchen

Ihrer Bilder bleibt, und darüber hinaus in der Überlieferung der Geschlechter ist Ihr Antheil. Ihre Zeichnungen zu den Memorabilien sind die schönsten geschichtlichen Compositionen, die ich kenne. — — Aber ich komme von meinem Zwecke ab, Ihnen für das gemachte Bildchen zu danken, ich vergesse Sie selber Ihrethalber. Wie plastisch, wie rund, wie körperlich diese Gestalt wieder ist, besonders der Kopf, darf ich Ihnen wohl nicht sagen, das alles wissen Sie. In den Kleidern Ihrer Gestalten steckt immer ein Mensch, bei den andern leider eine Puppe oder oft gar nichts. Mein alter Herr war einmal Diplomat, und ich bilde mir ein, das in dem Angesichte zu finden. Lachen Sie mich immerhin aus. Ganz herrlich ist die Hand, welche den Krug hält, und auch der Arm, der zu dieser Hand gehört. Trefflich ist der andere Arm, der mit seiner Hand gleichfalls herrlich ist. Ich danke Ihnen von tiefstem Herzen, daß Sie Ihre so kostbare Zeit wieder für meine unbedeutenden Schreibereien angewendet haben. Sogar das Beiwerk ist so trefflich, daß es für sich eine Meisterarbeit ist. Dessenungeachtet muß ich bezüglich dieses Bildchens eine Bitte stellen, welche ein Äußeres betrifft. Heckenast scheint vergessen zu haben, um was ich ihn bat, Ihnen den zweiten Band zu geben, oder Sie haben auf etwas vergessen, was an sich eine Kleinigkeit ist, in Bezug auf das Buch aber zu Widersprüchen führt. Im Buche ist es wiederholt betont und hervorgehoben, daß der alte Herr nie eine Kappe oder sonst eine Kopfbedeckung trug, wenn er auf dem Lande war, sondern nur „die Fülle seiner schönen weißen Haare“ gegen Sonne und Regen als Bedeckung hatte. Selbst als er einmal im höchsten Staatskleide in der Stadt fuhr, hatte er den Staatshut neben sich auf dem Wagensitze liegen. Ferner war er auf dem Lande nie elegant gekleidet.

Er vertiefte sich in den Genuß der Natur und der Kunstwerke, die er gesammelt hatte. Wiederholt wird in dem Werke gesagt, daß er ungewöhnlich, aber sehr bequem gekleidet ist. Daher wäre meine Bitte, daß Sie folgende Abänderungen genehmigten: 1. Die Kappe weg, und die so schönen weißen Haare, die unter der Kappe heraus sehen, über das ganze Hinterhaupt. 2. Beim Rocke den Einschnitt im Kragen > weg, damit er unmoderner werde. 3. Den Rock unter der Brust auf beiden Seiten etwas weiter, daß er weniger schön und elegant sei. 4. Den Rock etwas länger, daß er ebenfalls unmoderner werde, und 5. die Beinkleider weniger gespannt und etwas schlotteriger. — Sie werden gewiß erkennen, daß hiemit nicht etwa Ausstellungen in dem Bilde gemacht werden, das Bild ist untadelig; sondern es ist nur des Zusammenhanges des Bildes und Textes willen. Besonders schreiend wäre der Widerspruch mit der Kappe. Zu der großen Unbescheidenheit meiner Bitte kommt nun noch eine, *die Sie aber erfüllen müssen*, wenn Sie glauben, die Verehrung, die ich gegen Sie hege, mit irgend etwas lohnen zu können: nämlich daß *Sie selber* die Veränderungen vornehmen, ich ließe durchaus nicht irgend jemand Hand an eines Ihrer Werke legen — und weiter geht die innigste Bitte, daß es Ihnen gefällig sei, es *gleich* zu thun. Heckenast hätte sehr empfindliche Verluste, wenn die Bücher nicht zu Ende September fertig wären. Axmann wird in vier Wochen fertig sein, und dann kann das Brochiren des ersten Bandes auch sogleich beginnen, und die Bücher können versendet werden. Ich bitte recht schön, thun Sie mir den Gefallen. Axmann wird Ihnen diesen Brief und das Bild bringen. In ein paar Stunden dürfte wohl alles vollendet ein, besonders da in die Kappe mit Weiß gearbeitet werden

kann. Wenn Ihre Zeit zu bedrängt wäre, so dürfte auch die Wegnahme der Kappe allein genügen. Verzeihen Sie mir, daß ich Sie so quäle, allein quälen Sie mich auch einmal, ich wollte, Sie thäten es sehr, daß ich einmal mit einem außerordentlichen Dienste zeigen könnte, wie dankbar ich bin. Ja, heute bin ich im Bitten drinnen, so daß die Bitten wie die Kugeln eines Rosenkranzes an einer Schnur hängen. Ich werde Ihnen nächstens einen Menschen von 14 Jahren, der ein Stipendium bekommen soll, um in die Akademie zu gehen, empfehlen. Er hat ein ungewöhnliches Zeichnungstalent. Und weil die Bitten in Einem fort gehen, so will ich die letzte zufügen: darf ich leise, leise anklopfen, wie es mit den Bildern in Öl steht, die Sie mir zusagten. Nur meine Sehnsucht mag meine Mahnung entschuldigen, und das Glück, das mir ein Gemälde von Ihnen bereitet, mag wieder meine Sehnsucht entschuldigen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 31. August 1857.

Heute muß ich Sie um Rath fragen. Der Fürst der Finsterniß hat es gefügt, daß im zweiten Bande des Nachsommers Seite 404, zweite Zeile von unten, steht: „sah mich mit den hellen braunen Augen an ..“ (Natalie). Nun hat sie aber braune Haare und schwarze Augen. Im ganzen Werke wird unaufhörlich von ihren schwarzen oder dunklen Augen geredet, und in der

Bundesscene stehen helle braune. Das habe ich in Steyr niedergeschrieben, und bei uns zu Hause sagt man Steyrerstückl statt Hirschauerstückl. In keiner Correctur habe ich es bemerkt, gestern sah ich etwas nach, und fand es. Ich mußte hierauf (es war schon 10 Uhr Abends) die halbe Nacht verwenden, um in dem ganzen Werke nachzusehen, ob der Teufel diesen Witz nicht auch auf einer anderen Stelle wiederholt hat. Glücklich that er es nicht. Die ganze Generation hat braune Haare und schwarze Augen: der Bruder, die Mutter, die Großmutter, diese Erscheinung wird oft beredet, und sie zieht sich wie ein Faden durch die Geschichte. Auf ein Nichtbeachten des Lesers kann gar nicht gerechnet werden, auslachen wird er uns — — — und gerade in der Bundesscene!! Was ist zu thun? Es sind drei Wege: 1. Wenn die Auflage noch nicht gedruckt ist, statt hellen braunen das Wort dunkeln hinein setzen (aber sie wird schon gedruckt sein). 2. Hinterher in den noch ungedruckten Bogen setzen: Nataliens Augen seien auch manchmal in einem braunen Schimmer gesehen worden (aber da es vor S. 404 II nie steht, so ist beim Lesen der üble Eindruck da, und die spätere Ausrede hilft uns nichts mehr und schadet Natalien, die dann bald schwarze, bald braune Augen hat). 3. Einen Zettel vor den Titel in II kleben und sagen: In Seite 404, 2. Zeile von unten, ist statt hellen braunen das Wort dunkeln zu lesen. Wenn 1 nicht mehr möglich ist, so wird wohl 3 eintreten müssen. Ich bitte, rathen Sie. Etwa wissen Sie einen anderen Ausweg. Ich führe während des Schreibens eines Buches Vormerkung über alle Merkmale, diese Vormerkung liegt immer vor mir, und da steht auch schwarze Augen. Ich muß besessen gewesen sein.

Nach Leipzig habe ich drei Manuscript-Sendungen in vergangener Woche gemacht. In dieser folgt der Rest und zwar morgen zwei Blätter, am 3. zwei Blätter, und 5. zwei Blätter. An mir ist nun keine Verzögerung mehr.

Leben Sie recht wohl, tausend Grüße. Kommen Sie ja im October ein wenig.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 12. September 1857.

Heute um 12 Uhr habe ich das letzte Wort des Nachsommers niedergeschrieben. Das war ein Stück Arbeit. Sie haben mir eine solche Angst gemacht, daß ich manchen Tag eilf Stunden beim Schreibtisch gesessen bin. Und das höllische stenographische Ding. Wenn in meinem Concept etwas zwei Zoll lang war, gab es in der Schrift $1\frac{1}{2}$ geschlagene Zeilen. Der dritte Band ist so stark, wo nicht stärker, als der erste, und ich glaube, es gibt Zeugniß für die organische Anlage des Werkes, daß ich nicht enden konnte, bis es eben aus war. Wie wenn jemand einen Thurm baut, der verjüngt in eine Spitze ausläuft — er kann nicht eher enden, als bis die Spitze da ist.

Ich bin neugierig, ob Sie dem Werke die Frische nach der Reise anmerken. Beim Abschreiben habe ich wieder geändert. Weil das heute Vollendete erst nach dem Postschlusse fertig wurde, und bis morgen bei mir liegen muß, so habe ich es mir

vor der Nase zugesiegelt, daß ich es nicht wieder ändere. Haben Sie Geiger mein Urtheil mitgetheilt (über den Stephan)? Wenn nicht, thun Sie es doch, es wird ihn gewiß freuen, und er ist uns jetzt auch gefällig gewesen. Axmann schreibt mir, daß Geigers Sklavenmarkt unbeschreiblich schön sein soll. Ich quäle mich ab, daß ich das nicht sehen kann. Für den Ausweg bezüglich meines Fehlers mit den braunen Augen danke ich Ihnen tausendmal. Gerade in der Grottenscene steht der Bock, wo er am störendsten ist. So möge denn das Buch seines Weges gehen.

Tausendfältige Grüße von uns allen. Daß Sie ja im October kommen. Jetzt thue ich acht Tage nichts, als grüne Bäume anschauen.

An Gustav Heckenast.

Wien, am 29. September 1857.

Ihr Schreiben, das ich gestern erhielt, hat mir wirklichen Kummer gemacht, und hat mich um einen Arbeitstag gebracht, da ich heute Vormittag drei Briefe schreiben muß: an Sie, an Geiger und an Axmann. Ich konnte gestern nicht gleich schreiben, weil ich noch nicht wußte, was zu thun sei. Meine Gedanken mußten sich erst ordnen. Wenn ich das nöthige Geld gehabt hätte, so wäre ich heute nach Wien gefahren, wäre zu niemand als zu Geiger und Axmann gegangen, und wäre von Geiger nicht gewichen, bis er gethan hätte, was ich gewollt. An Arbeits-

zeit hätte ich nicht viel verloren; denn ich hätte in Wien in der Nacht abgeschrieben. Aber das geht nun nicht, und ich mußte schreiben. Der Brief an Geiger ist schon fertig. Meine Ansicht wäre die. Der Vogelfütterer ist so sehr an Gestalt in größerem Maßstabe als die zwei anderen Bilder, daß die Unproportion der Bilder zu auffallend wäre, auch ist wohl der Adel, der nöthig wäre, nicht in dem Angesichte, und endlich der größte Stein des Anstoßes: die Gestalt hat eine Kappe auf, und in dem Buche ist überall stark betont, daß der Greis nie eine Kappe getragen hat. Aus der Platte wäre die Kappe unendlich schwer zu bringen oder etwa gar nicht. Wenn die Gestalt eine Kappe auf hat, ist es zu lächerlich, da sich im Buche Alles wundert, daß er keine Kappe trägt. Es bleibt also nichts übrig, als das neue Bild zu nehmen. Es ist an sich sehr schön gezeichnet, besonders die Arme, die Hände, die Brust. Das Beiwerk ist herrlich. Auch das Angesicht hat etwas Vornehmes und Diplomatisches. Etwas mehr Seelenadel scheint mein Greis zu haben. Für sich genommen, wäre das Bild sehr gelungen. Ich habe Geiger die in beiliegendem Zettel geschriebenen Änderungen vorgeschlagen, sie betreffen nur Äußerliches, damit Text und Bild stimmen, und sprechen keinen Tadel aus. Ich habe sie copiren lassen, um nicht dreimal das Nämliche schreiben zu müssen. Axmann, an den ich das Bild und den Brief an Geiger schicke, wird das Bild zu Geiger tragen, ich habe Geiger beschworen, die Veränderung sogleich zu machen. In einer Stunde ist sie fertig, vielleicht in 15 Minuten, Axmann könnte darauf warten. Ich habe Geiger so geschrieben, daß ich glaube, daß er eingeht. Und wenn er nur die Kappe wegnimmt, haben wir schon gewonnen. Kleinere Änderungen könnte Axmann vornehmen. Ich habe Geiger geschrieben, daß ich Sie bitten

werde, ihm den Brief mitzutheilen, in welchem ich Ihnen eine Kritik der Taufe Stephans schrieb. Ich bitte, thun Sie es gefälligst. Sollte Geiger verreist sein oder sonst verhindert werden, so soll Axmann sogleich den Stich beginnen und fortarbeiten, an dem Tage, an welchem Geiger die Veränderungen vornehmen will, könnte Axmann das Bild zu Geiger tragen. Sollte sich Geiger überhaupt weigern, was ich nicht annehmen kann, so soll nur Axmann den Stich beginnen, ich werde weiter unterhandeln, und dazu etwa doch nach Wien gehen. Axmann könnte ja das Hinterhaupt später machen. Geiger müßte jedenfalls in die Wegnahme der Kappe willigen. Das Buch darf durchaus nicht verzögert werden. Ich habe schon Bedeutendes nach Leipzig geschickt, und werde sehr bald fertig. Zu Anfang September erhält Breitkopf das letzte Blatt. Ich muß abbrechen wegen Zeitmangel.

Die Übersetzungsgeschichte hängt von dem französisch-belgischen Vertrage ab. Man sagt mir, daß Schnee meine Autorisirung brauche. Dann darf in Frankreich und Belgien nur diese Übersetzung verkauft werden. Deshalb wird die Autorisirung honorirt, daß Autor und Verleger der Übersetzung gesichert sind. Fragen Sie doch noch freundlichst in Leipzig an.

Alles Freundliche, Liebe und Herzliche.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 12. October 1857.

Ihr letztes Schreiben vom 5. d. M. habe ich erhalten, und danke herzlich für alle darin ausgesprochenen lieben Gesinnungen, nur tadle ich sehr, daß Sie mein Werk in einzelnen Tropfen kosten, statt es in ordentlichen Zügen wie einen wackern Wein zu genießen, der auch elend schmecken müßte, wenn man täglich einen Löffel voll äße.

An Schnee in Brüssel habe ich geschrieben, daß ich in jedem Falle die Autorisirung nur gegen Bürgschaft einer guten Übersetzung und gegen Honorar gebe. Wie viel dies helfen wird, weiß ich nicht, ich habe noch keine Antwort. Welche Last braucht es, daß das geistige Eigenthum geschützt werde, welches so viel höher steht, als das materielle, das doch schon lange sehr wohl gehegt wird. — Daß Sie an Geiger meinen Brief geschickt haben, danke ich Ihnen sehr, er schrieb mir vor längerer Zeit, daß er mir sehr danke, daß ich ihm den Glauben an sich selber gebe, was ihn empor hebt, und wodurch er wirklich Besseres schafft. Ich habe auf Ihre Freundschaft gesündigt. Geiger hat im September die Einwilligung gegeben, daß sein Stephan hier ausgestellt werde. Meine erste Bitte an ihn zu demselben Zwecke, welche ich einem Reisenden mitgab, dem ich Geigers Memorabilien gezeigt hatte, und der Geiger kennen zu lernen wünschte, hat er nicht erhalten,

der Reisende ist nicht zu ihm gekommen. Das Bild ist nun hier ausgestellt. — Ich habe den Linzer Kunstverein durch dieses Bild beglückt. Es sind hier schon Leute, die es kennen. Wenn Sie heuer nicht mehr zu uns kommen können, so muß es im nächsten Jahre sein. Sie müssen einige Zeit im Böhmerwalde wohnen. Vielleicht gibt uns einmal das Geschick das Glück, eine Weile in Venedig und Rom mit einander sein zu können.

Meine Cactus machten mir heuer viele Freude. In dem vielen Sonnenscheine hatte ich die herrlichsten Blumen. Ich richte jetzt in Muße zwei Bändchen Vermischtes zusammen. — Leben Sie recht wohl, in einiger Zeit beginne ich an Witiko zu arbeiten.

N. S. Wissen Sie, daß auch ein Amsterdamer Haus die bunten Steine ins Holländische übersetzte?

An P. J. Geiger.

Linz, am 3. November 1857.

Ihr letztes Schreiben hat mich theils erfreut, theils betrübt. Erfreut hat es mich darum, weil Sie mir die Erlaubniß gegeben haben, Ihre Skizze „die Taufe Stephans" in dem hiesigen Vereine ausstellen zu dürfen, und betrübt hat es mich, daß der Skizze eine so unangenehme Begebenheit vorher ging.

Der Entwurf ist jetzt in unserer Ausstellung, und gefällt allgemein. Daß tiefere Kenner der Kunst davon entzückt sein

würden, wußte ich im Vorhinein, daß aber auch Laien und selbst unbedeutende Menschen davon werden ergriffen sein, wußte ich nicht ganz gewiß; es freut mich aber sehr, weil es von der Unmittelbarkeit des Bildes Zeugniß gibt Die Frau Baronin Binzer, welche heute mit Baron Zedlitz und mit mir in dem Vereine war, sagte, diese Skizze habe eine Zukunft, und das Bild werde gewiß einmal ausgeführt werden. So klein unsere Stadt gegen Wien ist, so sind doch hier einige Männer, welche, von keinem Vorurtheile eingenommen und von keinem Nebendinge beirrt, die Kunst wahrhaft lieben, ehren, fördern und auch verstehen. Unser Verein wächst recht gedeihlich heran, ja wir werden sogar die Mittel zusammenbringen, eine Landesbildersammlung anlegen zu können. Was die Abbestellung der Fresken anbelangt, so wird wohl Se. Majestät gewiß nicht wissen, daß Sie schon so große Vorarbeiten gemacht haben, noch weniger aber, daß Ihnen hiedurch eine Kränkung zugefügt worden ist. Eine Entschädigung würde einem Einschreiten von Ihrer Seite gewiß gefolgt sein. Die Art der Abbestellung fällt wohl nur der Unkenntniß der Behörden anheim, die vielleicht gemeint haben, daß noch keine Voranstalten gemacht worden sind. Ich begreife Ihren Kummer, und theile ihn. Es ist vielleicht besser gewesen, daß Sie ein Entschädigungsgesuch gar nicht eingereicht haben. Edler ist es auf jeden Fall. Was die üblen Zungen anbelangt, so werden die wohl nicht ausgerottet werden können, sie wachsen allemal wieder. Sie gehören mit Ihren Arbeiten der Kunstgeschichte an, und Ihr Name wurzelt in der Zukunft, wenn der Ihrer Gegner und Neider gar nicht mehr wird genannt werden. Ich habe Heckenast gebeten, Ihnen einen Brief mitzutheilen, den ich ihm über Ihren Stephan geschrieben habe, damit Sie sehen, daß über

Sie auch gerecht geurtheilt werde, und Heckenast hat es gethan. Die Zahl Ihrer Verehrer ist gewiß weit größer, als Sie ahnen, und wenn Sie Neider haben, so danken Sie Gott; denn nur die Mittelmäßigkeit hat keinen. Ich lege hier ein Blättchen aus unserer Landeszeitung bei, das Ihren Stephan bespricht. Einen Vorwurf muß ich Ihnen aber doch machen. Es war sehr unrecht von Ihnen, daß Sie den Carton zu Stephan auslöschten, und die bereits gemachten Studien vernichteten. Wenn auch nicht jeder Strich Ihrer Hand ein Meisterwerk sein wird (das war noch nie bei einem Menschen der Fall), so waren gewiß diese Arbeiten Meisterwerke, und die Welt ist um sie ärmer, die in der jetzigen Zeit wahrhaftig ohnehin nicht viel hat. Und wer weiß, ob Sie dieselben nicht in der Zukunft selber noch hätten brauchen können, und wenn auch nicht, sie wären bis zu ihrem Untergange in der Zeit die Freude und das Vergnügen der verständigen und gefühlvollen Betrachter gewesen. Wenn ich, wie Sie sagen, etwas beigetragen habe, daß Sie den Glauben an sich behalten, so segne ich meine Worte; denn sie haben etwas Gutes gewirkt. Wenn Sie den Glauben an sich verlieren, wie viele sollten ihn denn dann behalten? — Doch ja, sehr viele, nämlich die Schlechten, diese haben immer einen felsenfesten Glauben an sich. Lieber Freund, ich bin nicht ganz urtheillos in Kunstsachen, ich bin in der Beurtheilung als sehr streng verschrieen; aber ich sage nie mit Wissen und Willen eine Unwahrheit, und habe Ihnen oft gesagt, daß Sie ein großer Künstler im vollen Sinne des Wortes sind. Sie sind ein Maler durch und durch, während andere, z. B. Kaulbach, auch Dichter sein wollen, und dadurch keines von beiden werden. Kaulbach ist trotz seines Talentes weder Maler (dazu ist er zu viel Dichter), noch Dichter (dazu ist er zu viel

Maler). Schaffen Sie nur Werke, Anerkennung und Verkauf wird nicht ausbleiben.

Eine große Freude erwartet mich. Ich werde Ihren Sklavenmarkt sehen. Se. kaiserliche Hoheit, der Herr Erzherzog Max, hat erlaubt, daß, wenn das Bild fertig ist, es im Linzer Verein ausgestellt werde. Wir haben uns durch die Frau Baronin von Binzer an ihn gewendet, und Binzer sagte mir vor drei Tagen, daß er die Gewährung geschrieben habe. Ich benachrichtige Sie davon, daß, wenn Sie das Bild zum Transporte gerichtet haben, wir die nöthigen Schritte thun können, daß es hieher kommt. Ist es genug, daß wir Ihnen den Brief des Erzherzogs zeigen, oder muß eine Anweisung von ihm an Sie kommen? Werden Sie das Bild vorher auch in Wien ausstellen? Mich freut es bei dieser Gelegenheit doppelt, daß ich auch Veranlassung finde, einen Artikel in die Allgemeine Zeitung über dieses Werk senden zu können, von dem Armann schreibt, daß es über alle Beschreibung schön ist. Sie werden uns ja gewiß Ihre Einwilligung nicht versagen, und wenn ich durch meine Worte etwas beitragen kann, daß die Anerkennung, die Ihnen gebührt, auch in größeren Fernen schneller wächst, so wäre ja das für mich die größte Freude.

Ich muß schließen, weil die Poststunde drängt. Leben Sie recht wohl und seien Sie tausendmal gegrüßt.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 5. November 1857.

Ich danke Ihnen recht schön für Ihre Bemühungen bezüglich Schnee's in Brüssel. Die Angelegenheit ist geordnet, ich lege hier einen Brief bei, der mich der ehrenvollen Gesinnung wegen freute, die aus ihm spricht. Ich habe das Anerbieten angenommen, da das Prinzip gewahrt ist, wenn auch der Betrag kaum nennenswerth ist. Jetzt ist er mir aber doch willkommen, da ich noch immer die Wunde spüre, die ich mir durch die Verlängerung meiner Reise schlug. An Geiger habe ich wieder geschrieben und ihn getröstet. Die Sache mit den Fresken hat ihn sehr gekränkt. Darum war es doppelt gut, daß Sie ihm meinen Brief gesendet haben. Er sagt, daß ich ihm den Glauben an sich wieder gegeben habe, und bedankt sich sehr warm dafür. Der Erzherzog Max hat erlaubt, daß der Sklavenmarkt in Linz ausgestellt werde. Dann werde ich in der Allgemeinen Zeitung einen sehr eingehenden Aufsatz darüber veröffentlichen. Die Taufe gefällt hier ungeheuer, und merkwürdig nicht blos den Kennern, sondern auch allen andern. Danken Sie Gott, daß Sie das Bild gerettet haben. Frau v. Binzer meint, es sei zu schön, das wird einmal Ungarn ausführen lassen. Ewig schade, daß Geiger den Carton und die bereits in der Größe von 14' studirten Figuren zerstört hat. Er schreibt mir, daß nur Arthaber die Sachen gesehen habe. Der Nachsommer, theurer Freund, wird ja fast ein Spätherbst. Ich bin unschuldig. Am 12. September habe ich den letzten Bogen Manuscript eingesendet.

Josephine liest den Nachsommer bei uns vor. Ich sage aufrichtig, daß er mir mehr gefällt, als meine früheren Arbeiten. Ich halte ihn für maßvoller, männlicher und tiefer.

Senden Sie mir Schnee's Brief wieder zurück. Ich hätte Lust einen Aufsatz über geistiges Eigenthum auszuarbeiten, und es parallel mit dem materiellen zu führen, für das in allen europäischen Staaten auf das Beste gesorgt ist, und dessen letzter Boden in der Vernunft bei weitem nicht so fest steht als der des geistigen Eigenthums.

An Gustav Heckenast.

Wels, am 16. December 1857.

Es ist schon sehr lange, daß wir keine Zeile mit einander gewechselt haben. Die letzten Briefe, glaube ich, haben sich gekreuzt. Es erscheint mir wie ein peinlicher Abbruch, wenn ich Ihre guten und freundlichen Worte vermissen muß. Sie werden vielleicht das Nämliche von mir sagen. Wenn Ihnen meine Briefe auch Freude machen, so ist die Entschuldigung für mein langes Stillschweigen in unseren Umständen gegründet. Im September wurde meine geliebte alte Mutter vom Schlage gerührt, und ihre Sprechorgane gelähmt. Im übrigen war sie heiter, rüstig und unbeirrt. Ich fuhr sogleich nach Oberplan. Seither bessert sie sich zwar; aber bei ihrem Alter (stark in den Siebenzigern) ist ein Rückfall nur zu sehr zu befürchten. Ich war auf der Fahrt nach Oberplan sehr heiser, was sich natürlich verschlimmerte, so daß ich nach einer am 3. October beendigten Amtsreise mehrere Tage das Zimmer hüten mußte.

Die vermischten Schriften werde ich Ihnen mit Beginn des Sommers geben können; aber ich bedinge, daß Sie sie nicht eher als nach dem Witiko herausgeben, der freilich erst im Frühlinge 1859 an Sie fertig wird übergeben werden können. Ich will nämlich in den historischen Romanen eine ganz andere Bahn betreten, eben die historisch dichtende, oder, wie die Leute sagen würden, mit viel äußerlichem Stoffe. Dann darf schon wieder etwas Älteres dazwischen kommen. Dann erscheint Zawesch. Sein Stoff ist viel anziehender als Witiko, ich lasse ihn aber absichtlich später als den letzteren, damit ich zu ihm mit schon größerer Vorübung komme.

Fremde Länder und Völker muß ich aber noch sehen, das fühle ich jetzt erst am innigsten. Möge Ihnen dieser Brief nicht zu verstoßen und zersägt vorkommen. Ich habe in Wels dreizehn Klassen inspicirt, und bin zermartert. Wo ist mein großer Zweck, den ich mit diesen Dingen zu verbinden gedacht habe? Schreiben Sie mir bald einige Freundesworte, sie thun meinem verwundeten Gemüthe sehr noth und sehr wohl. Möge Ihnen der Himmel für das nächste Jahr und alle folgenden etwas herauf führen, was Sie erquicken kann, und was den Halt in Ihr geistiges Leben legt, dessen Sie benöthigen. Josephine liest uns jetzt den Nachsommer vor. Aus fremdem Munde klingt er mir seltsam, ich habe nie eines meiner Bücher vorlesen gehört. — So weit wir jetzt sind, kommt es mir vor, daß dieses Buch tiefer ist als meine früheren.

Leben Sie recht wohl, noch einmal wiederhole ich unsern Wunsch: Tausend Segen für Sie in dem künftigen Jahre. Von meiner Gattin die innigsten Grüße.

1858.

An Joseph Axmann.

Linz, am 29. Jänner 1858.

Ich kann, obwohl ich sehr viel zu thun habe, doch unmöglich länger warten, sondern setze mich zu diesem Papiere, um Dir auf das Herzlichste und Innigste für die Übersendung Deiner letzten Arbeit „das Bildniß des Bürgermeisters Seiller" zu danken. Nach meiner Meinung hast Du in diesem Stiche ein wahrhaft adeliges Werk, das Werk eines Meisters gemacht. Ich kann mich bei Betrachtung von größerer oder geringerer Strenge der Linienführung, von Einfachheit und Klarheit der Behandlung u. s. w. nicht aufhalten, weil ich dazu das Bild noch zu wenig studirt habe, Du weißt, daß ich da die Sachen linienweise durchgehe und gleichsam mit dem Vergrößerungsglase ansehe; aber alles dies betrifft die äußere Form, und wenn da Einwendungen gemacht werden könnten (was ich, wie gesagt, noch gar nicht weiß), so betreffen sie ein Ding, welches in letzter Hinsicht allerdings die äußerste Vollendung der Kunst berühren würde, welches aber dem Haupteindruck keinen Abbruch thun könnte; und dieser Haupteindruck, den ich bis jetzt allein noch habe, ist ein herrlicher. Ruhe, Adel, Stimmung und Einheit ist in dem ganzen Werke wie eine großartige, besonnene Seele verbreitet. Die Einzelheiten sind

sehr schön. Die gestaltvolle, körperliche Stirne, die klaren und glänzenden Augen, die kräftige, außerordentlich schön modellirte Nase, der Mund, der Bart, die Haare, die Gewandung (nur Weste und Rock gehen mir ein wenig zu wenig aus einander) und der vornehme, ruhige Grund. Wenn ich einmal werde die Einzelheiten durchgenommen haben, werde ich Dir schreiben; besser wäre es freilich, wenn wir mündlich darüber unsere Meinungen austauschen könnten. Vielleicht läßt sich im nächsten Sommer etwas wie eine Zusammenkunft machen. Ich würde Dir auch recht viel von dem Meere erzählen, dessen Bild noch immer als das großartigste vor mir steht, was ich je gesehen habe. Wir werden den Dr. Ritter von Seiller, obwohl ich nicht näher mit ihm bekannt bin, doch Deinetwillen, weil er Dein Geschenk und so vortrefflich gemacht ist, in einem schönen Goldrahmen aufhängen. Meine Gattin meint, so ein Bildniß sei ein Bildniß; so sollte ich selber auch auf prächtigem Velin-Papiere sitzen; aber da sind allerlei Bedenken: erstens bin ich Wollsack kein so schöner Mann, wie Ritter von Seiller; und zweitens, wo ist denn ein Künstler wie Ammerling aufzutreiben, der mich vorher malt? obwohl es andererseits vielleicht auch möglich wäre, daß Axmann eine nicht ganz schlechte Rechnung machte, wenn er mich stäche, und mein garstiges Gesicht überall hinsendete. Das sind nun aber lauter närrische Sachen. Daher auch zu etwas Ernstem. Darf ich diesen Stich im nächsten halben Juni hier in die Ausstellung geben, und darf ich darüber dann etwas in die Zeitung schreiben? Erlaube es doch, sonst bin ich sehr böse. Es sind schon einige Männer hier, die auch einen Leckerbissen zu verspeisen verstehen, und nach besserer Nahrung wahrhaft hungern. Und nun muß ich auch dem edlen Ammerling etwas anhängen. Du wirst wohl wissen, wie

hoch ich ihn stelle, und daß es meine größte Freude wäre, wenn ich so viel Geld besäße, daß ich mir von ihm meine Gattin recht schön malen lassen könnte und meinetwegen mich auch; aber der Kritikaster-Teufel steckt in mir und sucht mich heim, und da will mir das Ohr nicht recht gefallen, und in dem rechten Aermel will so kein rechter Arm sein. Hierin hat mich Freund Geiger verwöhnt, in dessen Gebilden bis zur Stiefelspitze lauter lebendiges Leben ist. Das ist ein Mann, dessen einfachste Striche mehr werth sind, als von vielen die reichsten Compositionen im Schweiße und im Fleiße zusammengebracht. Ich lerne diesen Mann immer mehr bewundern, und ich denke stets mehr und mehr: das leichtsinnige Wien verdient ihn nicht, so wenig, wie den herrlichen Grillparzer. — Aber hören wir jetzt von den Kunstdingen auf, und gehen wir zu etwas Wichtigerem und Ernsterem über. Kaufe mir für das Geld, welches in diesem Briefe liegt, so viele sogenannte Frankfurter-Wienerwürstel, als Du bekommst, wenn Du vorher die Schachtel bezahlt hast, in die Du die Würstel thun mußt, damit sie mir überbracht werden. Aber höre und überlege wohl: Du darfst die Würstel nur bei kaltem Wetter senden. Schlägt das jetzige Winterwetter um und wird warm, so warte auf kaltes, und kommt gar kein kaltes mehr, so thue das Geld in Deinen Schatz und warte auf weitere Weisung. Die edlen Würstel aber soll, so ist nämlich die herzliche Bitte meiner Frau, nicht der alte Matrose, sondern dessen liebe Gattin Wallburga kaufen, aus Ursache, da sie besser über bessere wird urtheilen können, und man ihr nicht so leicht etwas anhängt, wie dem Matrosen. Der Dank wird groß sein, und ein Gegendienst, wenn Gelegenheit ist, nicht fehlen. So, jetzt wäre alles Wichtige abgethan, außer, daß ich Dir und Deiner Gattin in meinem und

meiner Frau Namen alles erdenkliche Freundliche und Herzliche sage, und unseren Dank für die übersendeten Bildchen zum Nachsommer ausspreche. Wenn Dir der Text zur Hand kommt, lese ihn langsam, er ist auf langsames Lesen berechnet, vielleicht gefällt Dir manches darin. Wer hat Dir denn davon schon erzählt?

An M. Tenger.

Linz, am 3. Februar 1858.

Ich habe Ihren Brief gleich beantworten wollen; allein durch Geschäfte verzog sich die Sache wieder. Nun erfahre ich, daß Sie schon in äußerster Spannung bezüglich Ihres Manuscriptes sind. Ich habe mir dieses Gefühl nicht vorstellen können, daher ich Ihre Verzeihung in Anspruch nehmen muß, daß ich es veranlaßte. Die Ursache, daß Sie die Handschrift nicht sehr bald wieder zurück erhielten, liegt in der Sache selber. Ueber eine erste Bearbeitung ist ein Urtheil im Allgemeinen leichter abzugeben; man deutet an, wie man glaubt, daß die Sache zu ändern wäre und harrt der Aenderung. Bei der zweiten Bearbeitung liegt ein sicherer Maßstab für den Umfang der Kräfte, die dem Werke das Dasein gaben, schon vor, und man muß die Aufgabe den Kräften anzupassen suchen, was in den meisten Fällen nöthigt, mehr oder minder in das Einzelne zu gehen. Das fordert Zeit und Stimmung, und letztere insbesonders, wenn man finden soll, was hier oder da als organisches Glied eingesetzt werden

soll. Es gelingt nicht immer und nicht leicht, daß einem das einfällt. So ging es mir mit Ihrem zweiten Akte. Ich fand, was ich von Clara wünschte, nicht ausgeführt. Sie haben jene Thatsachen nicht ersonnen, die uns ein Bild eines Mädchens geben, das künftig so stark sein wird. Ich erkannte die große Schwierigkeit der Aufgabe und setzte mir zum Zwecke, Ihnen ganz bestimmte Einzelheiten vorzuschlagen, die aber tief dichterisch und dramatisch wirksam sein sollten. Ich harrte auf günstige Minuten der Eingebung, ich wählte, ich verwarf, ich wählte und verwarf wieder — und so verging die Zeit. Sie sind nach meiner Meinung zu früh mit der Umänderung fertig geworden. Daß zu diesen Dingen noch Amtsgeschäfte kamen, und Zeit und Stimmung raubten, ist ebenfalls eine hindernde Thatsache. Und außerdem trat auch Unwohlsein dazwischen. Ich kam erst 10 Tage nach dem Eintreffen Ihres Buches in Linz von einer Amtsreise zurück, und erkrankte sofort an einer von October her nicht vollkommen ausgeheilten Grippe, die sich immer und immer hinschleppte. Hätte ich mir Ihr peinliches Gefühl vorstellen können, wie ich es jetzt sehe, so hätte ich Ihnen vorläufig geschrieben; aber ich glaubte, daß Sie meiner Bereitwilligkeit vertrauen, und so unterließ ich das Schreiben. Ich werde in wenigen Tagen die Schrift sammt einem Briefe an Sie abgehen lassen, welcher Brief das Allgemeine enthalten wird. Auf das Einzelne muß ich schon verzichten, in so weit es nicht ohnehin auf den leeren Blättern steht, die zwischen den Akten sind. Ich habe nämlich mit Bleifeder auf dieselben geschrieben.

Die schönsten Grüße von uns Allen.

---

meiner Frau Namen alles erdenkliche Freundliche und Herzliche sage, und unseren Dank für die übersendeten Bildchen zum Nachsommer ausspreche. Wenn Dir der Text zur Hand kommt, lese ihn langsam, er ist auf langsames Lesen berechnet, vielleicht gefällt Dir manches darin. Wer hat Dir denn davon schon erzählt?

An M. Tenger.

Linz, am 3. Februar 1858.

Ich habe Ihren Brief gleich beantworten wollen; allein durch Geschäfte verzog sich die Sache wieder. Nun erfahre ich, daß Sie schon in äußerster Spannung bezüglich Ihres Manuscriptes sind. Ich habe mir dieses Gefühl nicht vorstellen können, daher ich Ihre Verzeihung in Anspruch nehmen muß, daß ich es veranlaßte. Die Ursache, daß Sie die Handschrift nicht sehr bald wieder zurück erhielten, liegt in der Sache selber. Ueber eine erste Bearbeitung ist ein Urtheil im Allgemeinen leichter abzugeben; man deutet an, wie man glaubt, daß die Sache zu ändern wäre und harrt der Aenderung. Bei der zweiten Bearbeitung liegt ein sicherer Maßstab für den Umfang der Kräfte, die dem Werke das Dasein gaben, schon vor, und man muß die Aufgabe den Kräften anzupassen suchen, was in den meisten Fällen nöthigt, mehr oder minder in das Einzelne zu gehen. Das fordert Zeit und Stimmung, und letztere insbesonders, wenn man finden soll, was hier oder da als organisches Glied eingesetzt werden

soll. Es gelingt nicht immer und nicht leicht, daß einem das einfällt. So ging es mir mit Ihrem zweiten Akte. Ich fand, was ich von Clara wünschte, nicht ausgeführt. Sie haben jene Thatsachen nicht ersonnen, die uns ein Bild eines Mädchens geben, das künftig so stark sein wird. Ich erkannte die große Schwierigkeit der Aufgabe und setzte mir zum Zwecke, Ihnen ganz bestimmte Einzelheiten vorzuschlagen, die aber tief dichterisch und dramatisch wirksam sein sollten. Ich harrte auf günstige Minuten der Eingebung, ich wählte, ich verwarf, ich wählte und verwarf wieder — und so verging die Zeit. Sie sind nach meiner Meinung zu früh mit der Umänderung fertig geworden. Daß zu diesen Dingen noch Amtsgeschäfte kamen, und Zeit und Stimmung raubten, ist ebenfalls eine hindernde Thatsache. Und außerdem trat auch Unwohlsein dazwischen. Ich kam erst 10 Tage nach dem Eintreffen Ihres Buches in Linz von einer Amtsreise zurück, und erkrankte sofort an einer von October her nicht vollkommen ausgeheilten Grippe, die sich immer und immer hinschleppte. Hätte ich mir Ihr peinliches Gefühl vorstellen können, wie ich es jetzt sehe, so hätte ich Ihnen vorläufig geschrieben; aber ich glaubte, daß Sie meiner Bereitwilligkeit vertrauen, und so unterließ ich das Schreiben. Ich werde in wenigen Tagen die Schrift sammt einem Briefe an Sie abgehen lassen, welcher Brief das Allgemeine enthalten wird. Auf das Einzelne muß ich schon verzichten, in so weit es nicht ohnehin auf den leeren Blättern steht, die zwischen den Akten sind. Ich habe nämlich mit Bleifeder auf dieselben geschrieben.

Die schönsten Grüße von uns Allen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 11. Februar 1858.

Es ist einige Zeit verstrichen, seit ich Ihren letzten lieben Brief erhalten habe. Er hat mich etwas traurig gestimmt, weil mir schien, daß ein schwermüthiger oder gedrückter Ton in ihm herrsche, und nach meiner Gattin sind Sie der Erste, den ich am wenigsten verstimmt sehen möchte, und von dem ich jedes Übel am meisten entfernt wissen möchte. Allerlei Arbeiten und eine angestrengte Thätigkeit ist Ursache, daß ich das Schreiben so spät beantworte. Daß die widerwärtigen Geldverhältnisse auch auf Ihr Geschäft einen Einfluß nehmen würden, habe ich mir wohl gedacht, und wenn auch kein erheblicher Verlust Sie getroffen hat, so muß doch die geringere Flüssigkeit des Geldes auf jedes Geschäft ungünstig wirken. Wie mir Geldkundige versichern, dürfte die Gefahr und sohin das Stocken vorüber sein. Möchten die, die eine Schuld trifft, oder die sich zu einer künftigen Schuld neigen, sich die Sache als Lehre dienen lassen. Ich zweifle aber daran.

Mit dem, was Sie mir über den Nachsommer schreiben, stimme ich vollkommen überein. Mit einem Buche, welches weiter geht und tiefer gründet, als eben die oberflächliche Gegenwart sieht, kann es ja nicht anders sein. Auf Seite 85 von „Dieser Fall“ an, bis Seite 87 „gehalten wurde“ des

III. Bandes steht die ungefähre Begründung. Hiezu kann noch Seite 84 genommen werden. Ich weiß nicht, ob das richtig ist, was ich sagen werde, aber es scheint mir so. Ich habe wahrscheinlich das Werk der Nichtigkeit willen gemacht, die im Allgemeinen mit einigen Ausnahmen in den Staatsverhältnissen der Welt, in dem sittlichen Leben derselben und in der Dichtkunst herrscht. Ich habe eine große, einfache, sittliche Kraft der elenden Verkommenheit gegenüberstellen wollen. Was Wunder, daß die Verkommenheit stutzt, ja erzürnt ist. Aber es schadet nicht. — Ist mein Vorbild menschlich gut, so wird es geduldig stehen bleiben, die Lästerer werden schweigen und allgemach zu ihm übergehen. Oder die Verkommenheit nimmt noch mehr zu, und dann wird dieses Werk, wie so viele noch bessere, auf eine Zeit untergehen. Haben ja Göthe's größte Werke (die ersten kleineren nicht) Deutschland kalt gelassen, es ist natürlich; was höher ist als die Welt, wird von ihr geschmäht, es bleibt aber doch und siegt, wie Göthe überall gesiegt hat. Mein Werk ist weit entfernt von einem Göthe'schen, von der Großartigkeit des Inhaltes und der schönen, klaren Fassung: aber mit Göthe'scher Liebe zur Kunst ist es geschrieben, mit inniger Hingebung an stille reine Schönheit ist es empfangen und gedacht worden. Das sind Dinge, welche der heutigen Dichtkunst fast abhanden kommen, und nur mehr in alten Meistern zu finden sind. Heute wird wilde Lust gezeichnet, die die Welt bewegt, oder Leidenschaften und Erregungen. Das halten sie für Kraft, was nur klägliche Schwäche ist. Das Sittengesetz allein ist in seiner Anwendung Kraft (darum, weil es in Shakespeare's Stücken über den Leidenschaften thront, sind sie groß, nicht weil Leidenschaften darin sind), gelassene Pflichterfüllung, genaue Gewissenhaftigkeit und ein Blick in das Leben über

Kriege, Staatsverhandlungen und Zeitverprassungen hinaus ist Kraft; darum sind ihrer so wenige, die auf dem festen Boden der Pflicht und der höheren Lebensanschauung stehen, und so viele, die Leidenschaften haben. Auch die Fassung des Buches, einen innern Lebensgang zeichnend, ist der Mode jetziger Bücher entgegen, daher die, welche in der Mode befangen sind, an dem Buche irre werden, andere werden an der Mode irre, und wieder von dem menschlich Richtigen, wenn es in dem Werke ist, hängt es ab, was von beiden dauernder ist. Ich habe ein tieferes und reicheres Leben, als es gewöhnlich vorkommt, in dem Werke zeichnen wollen, und zwar in seiner Vollendung und zum Ueberblicke entfaltet da liegend in Risach und Mathilden, zum Theile auch, und zwar in einseitigeren Richtungen, im Kaufmanne und seiner Frau, selbst etwas auch in Eustach und sogar dem Gärtner: in seiner Entwicklung begriffen, und an jenem vollendeten Leben reifend, in dem jungen Naturforscher, in Natalie, Roland, Klotilde, Gustav. Dieses tiefere Leben soll getragen sein durch die irdischen Grundlagen bürgerlicher Geschäfte, der Landwirthschaft, des Gemeinnutzens und der Wissenschaft, und dann der überirdischen der Kunst, der Sitte und eines Blickes, der von reiner Menschlichkeit geleitet, oder, wenn Sie wollen, von Religion geführt, höher geht als blos nach eigentlichen Geschäften (welche ihm allerdings Mittel sind), Staatsumwälzungen und andern Kräften, welche das mechanische Leben treiben. Das gewöhnliche Leben, und zwar nicht gerade ein geringes, ist im Inghofe, in den Gesellschaften der Stadt und im Besuche im Sternenhofe angedeutet. Risach hatte sich emporkämpfen müssen, dort, wo er und Mathilde fehlten, wo sie Schwächen hatten, mußten sie sühnen, und zwar gerade, weil sie bessere Menschen waren, tiefer fast mit

ihrem irdischen Lebensglücke sühnen als andere, wofür aber auch der Lohn ihres Lebens im Alter höher war als bei andern, bei denen es wie bei Steinen nicht Sühne und nicht Lohn gibt. Wer das Buch von diesem Punkte nimmt, der wird den Gang, wenn er mir menschliche Schwächen verzeiht, ziemlich strenge und durchdacht finden. Die Gespräche über Kunst und Leben sind dann Äußerungen des Charakters Risach's, des Kaufmannes, Mathildens und der Kaufmannsfrau, und sie sind Bildungsmittel für die jüngeren, edleren Kräfte, die im Buche vor uns bis auf eine gewisse Stufe erzogen werden. Wer das nicht sieht und nicht sehen lernt, sondern eine Heirathsgeschichte liest und hiebei rückwärts eine veraltete Liebesgeschichte erfährt, der weiß sich mit dem Buche ganz und gar nicht zu helfen, und muß endlich den Autor bedauern. So wird es wohl mit der Tagblatt-Kritik sein. Mit höchst geringen Ausnahmen sind ja die Leute, welche derlei machen, arme Schlucker in der Gesellschaft, und vorzüglich in der Kunst und Wissenschaft. Ich lese über 12 Jahre schon weder über mich noch über Andere Tagblatt-Kritiken, so wie ich keine Gedichte lese, außer sie machen viel reden, worauf ich sie auch lese. Frau von Binzer zwang mich, ihr zuzuhören, da sie mir Julian Schmidts Kritik des Nachsommers in den Grenzboten vorlas. Wie ist das kläglich und albern. Nicht blos, daß der Mann auf keinem ästhetischen Standpunkte überhaupt steht, sei er nun so oder so, sondern daß er nur allerlei philosophische Sätze neben dem Werke sagt: so sind auch diese Sätze nicht wahr, sie können augenblicklich widerlegt werden, ich wußte diese alle längst, und habe längst ihre Nichtigkeit und Gemeinheit erkannt, es ist nur die Anmaßung bewunderungswerth, womit der Mann diese Dinge, die vielleicht sein Reichthum sind, aufzählt. Man sagt

mir, er sei noch jung. Seine Literaturgeschichte fand ich ein paarmal in der Allgemeinen Zeitung abfertigend erwähnt. Wenn man jung ist, muß man freilich Literaturgeschichte schreiben. Zufälligerweise fand ich in einem Probeblatte, das man mir ins Haus sandte, dieser Tage auch einen Aufsatz von J. Schmidt, der dieselbe sich aufschwellende Unreifheit und daher Anmaßung zeigte, wie die Kritik. Ob der Mann Talente besitzt, kann ich aus dem Wenigen nicht sagen; aber das kann ich sagen, daß er fleißig lernen sollte, falls er Talent hat. Die Tageskritik schwebt mir bei meinen Arbeiten nie vor Augen, und aufrichtig gesagt, ein Publikum wahrscheinlich überhaupt nicht, oder das nur eines einzigen strengen Mannes, der ich selbst bin, und der ich leider nie zufrieden war, was aber nicht hindert, daß ich mich meiner Haut wehre, wenn man mir andere Fehler aufbringt, als die ich habe, nur daß ich nie die Oeffentlichkeit zum Kampfplatze wähle, sondern da lieber schweige. Vor der Meinung bestimmter höherer Menschen habe ich eine sehr große Ehrfurcht und nehme ihr Urtheil mit Unterwerfung an. Ich habe mich bezüglich des Nachsommers auf Aprent, den ich um aufrichtige Äußerung bat (und von seinem Charakter ist nichts anderes zu erwarten), und auf die Gräfin Revertera nebst ihrer Tochter Mathilde sehr gefürchtet. Aprent las sehr lange. Endlich kam er und sprach. Da dieser Brief eine Mittheilung an meinen liebsten Freund ist, darf ich wohl Einiges sagen, Vieles auch nicht, was Sie von ihm selber einmal mündlich hören werden. Er sagte, daß er mächtig und in seinem edelsten Wesen ergriffen worden sei. Er habe nur sehr langsam lesen können, da der Inhalt so „substantiös" sei, und er bei jeder Zeile denken mußte. Der Gang erschien ihm sehr strenge eingehalten, und die Einheit fesselte ihn immer mehr, so daß er

begierig wurde, wie nun das Weitere, was kommen müsse, auf den jungen Mann wirken würde. Er fand den Hauch des Ganzen erhaben und nannte das Werk bewunderungswürdig. Das Buch, sagte er, sei eine „That", und diese könne nicht anders als fortzeugend wirken. Ich schreibe Ihnen das als die Äußerung eines meiner Freunde, nicht als mein Urtheil, und da ich es nur Ihnen schreibe, so wird es wohl keine Unbescheidenheit sein. Er ging sehr ins Einzelne ein, und hier hatte ich eine große Befriedigung. Er sprach über den Bau und die Wirkung der Theile, so wie über ihre Zwecke fast in denselben Worten, wie ich mir die Dinge bei der Abfassung gedacht hatte, so daß ich beinahe betroffen war. Es muß also doch von dem Gewollten etwas als Reelles in dem Werke liegen. Ich sprach mit ihm über den Inhalt des Buches während der Abfassung gar nicht. Revertera, zu denen ich ziemlich lange nicht gekommen war, empfingen mich mit Entzücken, und fanden kein Ende, von dem Ganzen zu sprechen, und seine Schönheit so wie die Feinheit und Reinheit des Einzelnen zu erörtern. Auch sie drückten das aus, was ich mir als Wirkung gedacht hatte. Aus Brünn schrieb man ihnen, ob es denn wahr sei, daß der Nachsommer so schön sei, wie die Leute sagen. Sie hatten ihn damals noch nicht gelesen. Einen Brief von einem Gelehrten aus Upsala lege ich Ihnen bei, Sie mögen mir ihn bei Gelegenheit wieder zurücksenden. Da haben Sie nun auch einige meiner Erfahrungen über das Buch. Es mag seinen Lauf durchmachen, ich kann der Hoffnung nicht entsagen, daß es doch manchem theuer werden wird, der sich jetzt noch nicht zurecht findet, und daß mancher „höhere Lebenszwecke" verfolgen lernen dürfte. Ist es keine große Dichtung, eine Dichtung ist es, kein Unterhaltungsbuch.

Wollen Sie auch von Binzer etwas wissen? Ich brach das Gespräch, das sie einmal darüber anfing, ab. Als sie einmal Revertera fragten, wie ihr der Nachsommer gefiele, sagte sie: „Ich kann nicht aufhören." Revertera kannten ihn damals auch nicht. Mit Linz habe ich wenig Verbindung, kann also weiter nichts sagen. Von allerlei Leuten wurden allerlei Fragen gestellt, warum das geschehe, warum jenes, warum dieses nicht: es war ihnen sehr schwer zu antworten. Darf ich, theurer Freund, Ihnen einen Schmerz machen? Es wäre mir sehr lieb, wenn Ihre geliebte Risa das Buch erlebt hätte (natürlich alle künftigen auch). Ein Wesen, in dessen Liebe sich alles, was in Ihnen als Höheres und Schöneres ruhte, so mächtig entwickelte, muß selber höher und bedeutender gewesen sein, und wenn ihr Herz von den Gebilden dieses Buches ergriffen worden wäre, wenn ihr Geist empor getragen worden wäre, und wenn sie das Werk geliebt hätte, so hätte auch ich dasselbe, so wie mich höher geachtet. Es war anders in Gottes Rath beschlossen, und wir können oder eigentlich Sie können höchstens sagen, das hätte ihr gefallen, das nicht. Weil ich schon die Wunde berührte, deren Brennen aber doch auch wieder etwas selig Schmerzendes in der Rückerinnerung haben muß, so erlauben Sie auch, daß ich Sie an ein Versprechen mahne: Mittheilungen über Risa oder Briefe, erinnern Sie sich noch Ihres Schreibens? — dann: eine Photographie ihres Bildnisses, das uns so lieb geworden ist. Hier konnte ich keine nehmen lassen. Wir haben an ihr einen Verlust erlitten, als hätten wir eine Freundin verloren, mit der wir wirklich Umgang gepflogen hatten, und ich glaube in der That, daß, wenn das Schicksal uns zusammen geführt hätte, Risa unsere innige Freundin geworden wäre, wie wir sie im Leben

ehrten, und jetzt im Grabe lieben und ehren. Wenn Ihnen, theurer Freund, wie Sie schreiben, durch den Nachsommer für Ihre „irdische Zukunft gleichsam ein neues Licht aufgegangen ist, dessen Glanz neue und edlere Lebenszwecke beleuchtet," so freut mich das sehr, weil es einerseits ein Zeugniß für das Buch ist (denn ich halte auf Ihr Urtheil sehr viel), und weil es mir ein wohlthuendes Gefühl ist, Ihnen etwas geboten zu haben. Ich muß Ihnen noch ein Geständniß machen. Ich habe bei Revertera, denen ich schon öfter von Ihnen erzählte, und die Sie hochachten lernten, Theile aus Ihren Briefen vorgelesen, vorzüglich manches auf Risa bezügliche. Sie nahmen solchen Antheil, daß sie den lebhaftesten Wunsch äußerten, Sie kennen zu lernen, und daß sie mich baten, Sie, wenn Sie einmal im Sommer herauf kämen, auf ihr Schloß Tolod zu bringen. Ich sagte zu für den Fall, daß Sie Zeit hätten. Ihre Beurtheilung von „Soll und Haben" hat außerordentlich gefallen, sie war ihnen aus dem Herzen geschrieben. Die Gräfin sagte, sie habe das Buch nie als eine Dichtung betrachtet, sondern als ein Geschichtenbuch, das unterhalten soll. Sie sind doch nicht böse. Ich war nicht unbescheiden, und habe außer Stellen über Risa, die mir so sehr gefielen, nur Allgemeines vorgelesen. Man wünscht mir Glück zu Ihrer Freundschaft und bedauerte, daß ich hier eigentlich niemanden habe. Einen Brief aus Breslau von einem Mädchen, die sich mich als einen ehrwürdigen Greis vorstellt, sende ich Ihnen nächstens, damit das heutige Päckchen nicht zu dick wird.

Was sagen Sie, wenn der Brunnen vor der Wohnung von Victors Ziehmutter, an dem Stangen lehnen, une fontaine murmurait wird, und der alte Apfelbaum (wie sie oft auf solchen Plätzen klein und verkommen sind) espace sablé,

ombragé par un pommier énorme? Und so ist es fast überall. *)

Axmann hat einen Prachtstich des Bürgermeisters Seiller an mich gesendet. Er wollte mein Bild auch so stechen, wenn es Geiger vorher malte, er nannte ausdrücklich Geiger. Dazu wird es wohl nicht kommen. Von Leipzig forderte man auch eine Zeichnung oder Photographie von mir zum Stiche.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 15. Februar 1858.

Ich lese in der Zeitung, daß Georg Wigand gestorben ist, und theile es sogleich meiner Gattin mit. Wir können uns denken, wie sehr Sie dieses Ereigniß ergreifen muß, wenn es Ihnen auch nicht ganz unerwartet gekommen ist, da es heißt, daß der Verstorbene an einer langwierigen Unterleibskrankheit gelitten hat. Jeder schmerzliche Verlust kommt unerwartet, und zu dem war der Verstorbene erst ungefähr 50 Jahre alt. Sie haben immer mit Liebe von ihm gesprochen, und er war es ja auch, mit dem Sie die Karpathenreise gemacht haben. Ich schreibe Ihnen in diesen Zeilen unsere innigste, herzlichste Theilnahme, wir sind sehr betrübt über diesen neuen Schlag, der Sie getroffen hat, und hegen den wärmsten Wunsch, und bitten Gott, daß nun doch

*) Le vieux garçon (übersetzt aus den Studien).

einmal auch wieder freundlichere und heiterere Tage für Sie kommen möchten. Legen Sie ein Theilchen Liebe, das Ihnen durch diesen Tod anheim gefallen ist, uns zu. Wenn wir es auch durch unsere Eigenschaften nicht verdienen, so verdienen wir es durch unsere Zuneigung zu Ihnen, die Ihnen recht gerne einen kleinen Ersatz geben möchte für das, was Sie verloren, und der es zur Freude gereichen würde, wenn dieser Ersatz ein recht großer wäre. Wir müssen doch in diesem Sommer oder Herbste einige Zeit mit einander verleben, und in nicht gar ferner Zeit eine Verabredung darüber treffen. Sie müssen ja doch auch meine Gattin näher kennen lernen, und sehen, daß auch sie Ihre wahrhafte Freundin ist. Ich schreibe heute nichts mehr, damit dieser Brief noch mit der Post fort komme.

An M. Tenger.

Linz, am 2. März 1858.

Der Hauptgrund, dessentwillen ich Ihr Schriftwerk so lange behielt, war, daß ich für den zweiten Act jene Thatsachen ersinnen und Ihnen angeben wollte, welche noth thun, den Charakter Clara's festzustellen, daß man das Folgende begreift. Was wir bezüglich Clara's sprachen, erscheint mir nicht in der neuen Bearbeitung durchgeführt. In der ersten Bearbeitung wirkte mehr das Stoffliche. Da dieses zu naturgemäßer Einfachheit zurückgeführt wurde, verlangte, um den Abgang zu

decken, die Form eine künstlerischere Gestaltung. Diese scheint mir nicht eingetreten zu sein, und so wirkt das Ganze fast schwächer als früher. Ich halte den zweiten Act für das Schwerste des Stückes. Meine Bemühung in dieser Hinsicht scheiterte an dem Umstande, daß, wenn ich die Thatsachen auch fände, die noth thun, ich zugleich auch ihre Einkleidung geben müßte, was bei jedem Versuche sich als ein gänzlich fremder Körper kund that, so, daß ich fühlte, ich müßte entweder das ganze Stück machen oder gar nichts daran. Der zweite und dritte Act fließen nun nicht zusammen, da das sinnlich greifbare, aus dem Waldens Zorn entspringt, nicht da ist. Auch haben Sie manches, was ich als trefflich zweimal anstrich, umgearbeitet, und ich glaube, nicht zum Vortheile des Stückes. Des letzten Actes sind Sie nach meiner Meinung durchaus nicht Herr geworden. Clara's Erzählung muß viel kürzer sein; wie sie jetzt ist, ist sie die Form des Romans, nicht des Drama's. Was sie gefühlt hat, und wie sie zu ihrer Liebe und zu ihrer Handlungsweise kam, muß aus ihren Thaten ganz klar werden, dann bedarf es des Redens nicht mehr; wird es aus den Thaten nicht klar, dann hilft das Reden nichts. Die Stellung aller Personen am Schlusse entwickelt sich nicht naturgemäß, es scheint, als eilte der Verfasser zu Ende, und er läßt den Nebenpersonen ihr Recht nicht widerfahren. Sie werden völlig bedeutungslos. Selbst Clara's Benehmen ist nicht aus der Lage und aus der Vergangenheit erklärlich. Ihre Hauptgröße erscheint fast wie Eigensinn. Zuseher und Mitspieler sind von ihrem Thun als von einer aus ihrem Wesen hervorgehenden Nothwendigkeit nicht überzeugt. Wir müssen mit unumstößlicher Gewißheit wissen, daß Clara nicht anders handeln kann. Diese Gewißheit kann aber nicht aus ihren Schlußworten, sondern

muß aus dem ganzen Stücke hervorgehen. Sie haben Clara früher (1.—3. Act) nicht kräftig, sondern übermüthig, und später (4. und 5. Act) nicht entschlossen, sondern weich gezeichnet. Schlüsse sind daher aus ihrem Wesen nicht leicht zu machen, noch weniger aber springen die Ergebnisse mit siegender sittlicher und reinigender Gewalt in unser Wesen.

Meine Meinung ist daher in Hinsicht des vorliegenden Stückes die: Der Stoff ist herrlich, Sie sind sich aber dessen nicht künstlerisch bewußt geworden, und haben ihn nicht in seiner künstlerischen Nothwendigkeit gestalten können. Ich glaube fast (man muß wohl in dieser Hinsicht nicht voreilig sein), daß Sie das in Bezug auf diesen Stoff nie können werden.

Ich rede hier von dem vollkommen künstlerischen Standpunkte aus, das bin ich Ihnen und Ihrem hohen Streben schuldig. Das Finden des Stoffes adelt Sie, und Sie fordern dadurch heraus, daß man von Ihnen die höchste Gestaltung desselben verlangt.

Vom Standpunkte eines Theaterstückes zur Unterhaltung betrachtet, halte ich Ihr Stück für viel, viel besser, als Alles, was uns jetzt so in der Regel geboten wird, und mit Kürzungen (es ist noch immer zur Aufführung zu lang) und mit einigen bühnengemäßen Zurechtrichtungen dürfte eine gute Aufnahme zu erwarten sein. Oder strafen Sie mich Lügen, setzen Sie sich hin und schaffen das Stück auf jene Höhe, die der Stoff verlangt. Dann aber darf es innerhalb eines Jahres gar nicht fertig werden.

Ich lege einen offenen Brief an Laube bei. Lesen Sie ihn, und wenn Sie ihn billigen, so übergeben Sie ihn, nachdem Sie ihn vorher gesiegelt haben.

Nehmen Sie meine Offenheit nicht ungütig auf. Ich bin sie Ihnen schuldig, ich bin sie der Kunst schuldig, und ich bin sie meiner Ehre schuldig.

Leben Sie recht wohl, und nehmen Sie die herzlichsten Grüße von uns allen mit Freundschaft auf.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 2. März 1858.

So eben — 9 Uhr Morgens — kommt ein Brief von meinem Bruder Hans, der die Nachricht von dem Tode unserer Mutter bringt. Sie starb am 27. Februar um 9 Uhr Abends, die Bestattung war gestern um 10 Uhr Morgens. — Ich nehme meine Zuflucht zu Ihnen, um Ihnen meinen Schmerz mitzutheilen, weil ich weiß, daß Sie, der Sie einen ähnlichen um Ihre verklärte Gattin gehabt haben, ihn werden ermessen können. Mir ist, daß die unaussprechlich holde Gewohnheit eine Mutter zu haben — und, ach, was für eine Mutter — nicht habe aufhören können, daß es ja nicht möglich sei. Ich glaube, daß Sie nach meiner Gattin den meisten Antheil an diesem Ereignisse nehmen, darum schreibe ich es Ihnen. Ich vermag vor Schwere meines Innern nicht mehr zu schreiben. Schenken Sie mir ein Theilchen Ihrer Liebe, und bleiben Sie mein Freund.

An Joseph Axmann.

Linz, am 20. März 1858.

Zuerst alles erdenkliche Schöne und Herzliche von uns allen zu Deinem Namensfeste. Möge Dir Gott noch recht viele Tage in Glück und Ruhe zu Deinem Leben legen, und Dir die Deinigen gesund und glücklich erhalten. Du wirst wohl glauben, daß dieser Wunsch aus dem Grunde unseres Herzens kommt, da Du ja wissen mußt, welchen Antheil wir stets an Dir und Deinen Angehörigen genommen haben.

Zum Zweiten. Mit dem Stiche meines Kopfes wird es doch etwas werden. Ich habe heute keine Zeit und schreibe Dir daher Ausführlicheres nächstens. Nur so viel: Wenn mich Geiger malt, würdest Du den Stich nicht lieber in Selbstverlag nehmen? Sonst nimmt ihn Heckenast, er hat es mir zugesichert. Ich möchte, daß Du aus dem Unternehmen so viel Nutzen zögest, als nur möglich ist. Wenn es Dir nicht unbequem ist, rede mit Geiger, ob er geneigt wäre, wie lange ich in Wien bleiben müßte 2c. Meine Frau wird vielleicht gemalt, aber nicht gestochen. Um wie viel schöner sie ist als ich, um so viel weniger würde sie gekauft als ich.

Zum Dritten. Tausend Dank für die Würstelbemühung. Die Dinge schmeckten uns so sehr, daß unser Mühmchen Josephine, die euch aus unseren Erzählungen kennt und euch herzlich grüßt,

sagte, sie seien besser als ein Kapauner (ich sage das nicht), und daß meine Frau ewig beim Mittagsessen im ganzen Februar sagte: „Siehst Du, die Kälte hält an, wir hätten noch Würste genug bekommen.“

Zum Letzten. Eine Plage. Trage gütigst das Schächtelchen mit seinem Inhalte, diesen Brief an Dich ausgenommen, zu dem Juwelier Zöpf, im Gäßchen von St. Stephan zur Singerstraße hat er sein Gewölbe an der Ecke des großen Priesterhauses St. Stephan gegenüber. Sollte er ausgezogen oder gestorben sein, so frage im ersten Falle den Hofjuwelier Türk auf dem Kohlmarkte in meinem Namen um Zöpfs Wohnung (Zöpf arbeitet für Türk) und übergebe im zweiten Falle die ganze Schachtel an Türk, schreibe mir aber gleich, daß ich mich an Türk wende. Was zu geschehen hat, steht schon in einigen Zeilen an Zöpf auf einem Papier in der Schachtel.

Zürne nicht, daß wir Dich immer plagen, plage Du uns auch, es wird uns sehr freuen.

Alles Herzliche und Freundschaftliche von uns und Josephine. Lebe recht wohl und sende einmal wieder einige Zeilen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 12. Mai 1858.

Der heutige Tag war zu einem Schreiben an Sie bestimmt, auch wenn Ihr kleiner Mahnbrief, den ich eben erhalte, nicht gekommen wäre. Aber unter allen Ursachen meines langen Schweigens wäre jede wahrer gewesen, als die, daß ich auf Sie böse sei. Wie wäre denn das möglich? Sie müßten aufhören zu sein, der Sie sind, oder ich müßte das Herz und die Vernunft verloren haben. Ich weiß es wohl, man quält sich oft mit sonderbaren Vorstellungen, und dies zeigt mir erst recht, wie sehr ich gefehlt habe, daß ich Sie so lange ohne ein Schreiben von mir ließ. Ich sehe erst jetzt, da ich Ihre Briefe nachschlage, zu meinem Schrecken, daß Ihre Antwort auf meinen letzten Brief vom 8. März herrührt. Die Zeit ging mir in einer Art Brüten hin, und darum erscheint sie mir jetzt so kurz, weil sie so leer ist, und im Rückblicke sich zu einer Unbedeutendheit zusammen schiebt. Das ist auch der Grund, daß ich nicht zum Schreiben kam. Des ersten heftigen Schmerzes über den Tod meiner Mutter bin ich durch Vernunft, und, ich kann sagen, durch mein religiöses Gefühl, das ich durch Umgang mit der Natur und durch Erfahrung im Menschenleben zu einer bedeutenden Höhe ausgebildet habe, bald Herr geworden. Diese Art Schmerz springt an einen heran, wie eine Schlange, und ich besonders, der ich in reiferen Jahren

(mein Vater starb, da ich eilf Jahre alt war) nie einen größeren Verlust dieser Art erlitten hatte, war fast wehrlos dagegen; aber ich ermannte mich gegen ihn, und überwand ihn. Allein, was nachher kam, war fast noch übler. Ich sprach, ich besuchte Leute, ich scherzte und lachte sogar; aber ich war in einer düstern Leere und in einer Öde, die gar drückend wurde, und gegen die nichts vorgekehrt werden konnte, weil sie aus einer Verrückung inniger, vielseitiger und langgewohnter Verhältnisse entstand, deren neue Art eben nur durch die Zeit wieder in Rechte und Bestand eingeführt werden könnte. Seit mehr als vierzig Jahren gingen die Fäden meiner besten Gefühle, meiner Vorstellungen und Wünsche in dem Herzen meiner Mutter zusammen. Obwohl sie nur eine Bürgersfrau in einem kleinen Marktflecken war, und nicht eine ausnahmsweise Bildung erhalten hatte, war ihr Herz doch von einer sittlichen Tiefe, von einer Großmuth und Leutseligkeit, so wie ihr Verstand von einer Klarheit, wie man es in den sogenannten besten Kreisen selten antrifft, was sich auch dadurch offenbarte, daß, nicht wie die drei Priester und die Beamten des Bezirksamtes, welche die Leiche meinetwegen begleiteten, aus benachbarten Dörfern zahlreiche Menschen zur letzten Ehrbezeigung herbei kamen, die von mir nichts wußten. Ich liebte und ehrte daher meine Mutter nicht blos wie eine Mutter, sondern auch wie einen seltenen Menschen. Darum wurden meine ersten Dichtungsversuche ihr gewidmet. Alles, was ich strebte, alles, was mir Gutes geschah, bezog ich auf sie und ihre Freude. Erst nach meiner Vermählung dehnten sich diese Fäden auch auf meine Gattin aus. Selbst die Kleinigkeiten, die wir Brüder immer zur Unterstützung ihres Alters sandten, machten nach und nach einen gewohnten holden Verkehr aus. Dieses

goldene Netz von Gedanken, Gefühlen und Vorstellungen war nun gelöst, und die Fäden lagen bestimmungslos und hindernd herum. Wenn ich es auch ruhig wissen konnte, daß die Mutter in einem Alter von beinahe 80 Jahren durch ein Gesetz des allweisen Gottes dahin vorausgegangen war, wohin wir ihr folgen werden, so stieß doch die Phantasie und Vorstellungskraft in ihren Thätigkeiten unaufhörlich auf diese leere Stelle, und in Betracht dieser ernsten Thatsache war mir Alles unwichtig, unbedeutend und außerwesentlich, und ich gerieth in ein gewisses düsteres Brüten, wie ich oben sagte. Die Erregung zum frischen Ergreifen des Lebens und seiner Erscheinungen war nicht da. Die Dichtung und die Kunst litten wohl auch unter diesen Umständen; aber ich fühlte, daß die Kraft gereinigter und geläuterter aus diesem Ereignisse hervorgehen wird, und daß das Versäumte ohne Verzögerung wird herein gebracht werden. In dieser Zeit schrieb ich auch nicht an Sie. Es war, als hätte ich die Kraft nicht dazu. Mein Bruder Anton, der sonst weniger sich fassen kann als ich, trug diesen Schlag leichter; er hatte zehn Monate vorher seinen Sohn, sein einziges Kind, verloren, und es war ihm einige Tage vorher ein sehr schönes, liebes Töchterlein geboren worden, dessen Geburt unsere Mutter einen Tag vor ihrem Tode erfuhr. — Daß mein Gemüth sich sammelt, und sich in die Sachlage findet, ist natürlich, und ist eine Gabe, die Gott der Ausdauer des Menschenherzens gegeben hat. Ich hätte Ihnen dies weniger ausführlich geschrieben, wenn ich mich nicht wegen meines langen Schweigens rechtfertigen müßte. Leider liegt eine Menge unbeantworteter Briefe da, die auch ihrer Erledigung harren. Meine liebste Beschäftigung und fast mein Trost in dieser Zeit waren meine Cactuspflanzen, bei denen ich fast immer

zu Hause blieb. Verzeihen Sie mir also meine Vernachlässigung, mein theuerster Freund, es war im Grunde keine, da wir so oft und gewiß mit größter Liebe von Ihnen sprachen. Es steht nun noch ein schmerzlicher Augenblick bevor: wenn ich zum ersten Male mein Geburtshaus ohne die Mutter werde sehen müssen. Da ich den Vater so früh verlor, war sie mir Vater und Mutter.

Für Ihr herzliches Trostschreiben danke ich Ihnen auf das Innigste. Es ist wahr, was Sie darin sagen. Den Grundton meines Gemüthes empfing ich von meiner Mutter, so wie sie meine Schriften vollkommen verstand, wozu viel weisere Leute den Schlüssel vergebens suchen, oder die sie gar mit einem Dietrich aufsperren wollen. Ich bitte nun Gott, daß er mir für den Rest meines Lebens meine Gattin und Sie erhalte. Wenn man älter wird, wird man tiefer und haftet zäher an Freund und Gattin. Möge der festere Ernst meines Herzens meinen neuen Werken zu Statten kommen. Mit dem nächsten Briefe sende ich Ihnen wieder zwei neue Schreiben, die ich vorerst beantworten muß.

Der Winter verging uns nicht gut. Zuerst war ich selber leidend, dann hatte des ganze Haus die Grippe bis auf die Hunde herab. Meine Gattin hustete acht Wochen, was mich schon äußerst besorgt machte, Josephine folgte darauf durch sechs Wochen. Jetzt ist alles wohl, und die herrlichste Baumblüthe von weit und breit schaut bei meinen Fenstern herein. Wenn ich mir doch auch bald erlauben könnte, ein kleines Cactushäuschen zu bauen; die Kaindl hier haben in ihrem Garten ein gar so nettes. Was Sie von Geiger schreiben, freut mich außerordentlich. Ich habe zwar schon das höchste Verlangen nach dem Bilde; aber ich weiß, was künstlerisch produciren heißt, wie man darin

nicht beirrt und gestört sein will, und zügle daher mein Verlangen. Was Sie mir bezüglich der Illustrationen des Bergkristalls schrieben, freut mich ebenfalls sehr, und eben so die zu erwartenden Dichtergemälde. Ich habe in jüngster Zeit wieder so manche Compositionen im Stiche gesehen (aus älterer und neuerer Zeit) und daraus neuerdings die Überzeugung geschöpft, daß Geiger nicht Seinesgleichen habe. Er ist nach meinem Urtheile jetzt der erste unter allen, die bekannt sind und gepriesen werden. Bei den meisten lebt entweder das Bild gar nicht, oder es lebt ein manierirtes Leben, oder ein traditionelles nach dieser oder jener Kunstepoche, oder nach diesem oder jenem Meister, oder es lebt das subjective des Künstlers. Bei Geiger lebt es das thatsächliche, und worüber man besonders jetzt wieder so gerne streitet, Idealismus und Realismus, das ist bei Geiger so herrlich beseitigt. Ich meine, der Streit ist unnütz, er bewegt sich auf einer untergeordneten Frage, deren Lösung, so lang die höhere ungelöst bleibt, ohne Frucht ist. — Der Realist und der Idealist ist verfehlt, wenn er nicht etwas Höheres ist, nämlich ein Künstler; dann ist er beides zugleich, freilich in einem andern Sinne als in dem der Zunft. Wie reell sind Geigers Gestalten in der Taufe, und wieder von welch' idealer Tiefe. Dieses Ideal ist aber das dichterische für innere menschliche Seelengesetze, nicht das zünftige, das Allegorisiren, Symbolisiren, Christianisiren oder weiß Gott was will, oder das gar, um nicht sinnlich und reell zu sein, die Fehler, die unsere kunstsinnigen frommen Voreltern nicht zu vermeiden wußten, geflissentlich nachahmt. In dieser Taufskizze besitzen Sie ein unschätzbares Werk. Geiger sollte sie in Öl malen, und zwar sehr groß. In dem Sklavenmarkte muß viel Nacktes enthalten sein. Der Erzherzog, welcher die Ausstellung

auf dem hiesigen Vereine schon vorläufig zugesagt hatte, ging davon ab.

So sehr ich mich auch sehne Sie zu sehen, darf ich von keinem Urlaube reden. Im Herbste geht es vielleicht eher. Leben Sie recht wohl, von meiner Gattin und Josephinen alles herzliche Schöne, und von mir die innigsten freundschaftlichsten Grüße. Öfter denke ich jetzt, wie schön es wäre, wenn wir den Abend unseres Lebens neben einander zubringen könnten, und so eine Art Nachsommer organisirten. Aber Sie werden nicht von Ihrem Geschäfte gehen, und ich fürchte, daß ich nicht leicht ein ganz fremdes Land als Vaterland gewöhnen könnte.

An P. J. Geiger.

Linz, am 24. Juni 1858.

Diese Zeilen sollen nur einen Freund von mir und einen großen Verehrer von Ihnen in Ihrem Zimmer einführen. Er hat mich darum ersucht. Er ist der Besitzer einer Lederhandlung in Linz, Alois Kaindl. Er führt mit seinem Bruder Albert das Geschäft. Die Familie ist hochachtbar und vortrefflich und bildet fast das einzige Haus hier, in welches ich sehr häufig gehe. Man beschäftigt sich dort mit dem, was die Dichtkunst und die Kunst überhaupt hervorbringt, und Ihr Name ist in diesem Hause ein hochgefeierter, daher der Wunsch, den Mann, den man so liebt, auch einmal persönlich sehen zu können. Ich sagte,

daß Sie, wie alle bedeutungsvollen Männer, schlicht und einfach seien, und daß Sie gar nicht anders als freundlich zu sein vermögen. Es wird daher meinem Freunde Alois das Herz nicht gar zu sehr klopfen, wenn er diese Zeilen zu Ihnen trägt.

Über das an mich gesendete Bild muß ein eigenes Schreiben folgen; denn es darf in selbes nichts Fremdes eingemischt werden, welches, wie es auch immer beschaffen wäre, nur ein des Gegenstandes nicht Würdiges darstellen würde. Ich habe nicht gleich nach dem Empfange geschrieben, weil ich mich in das Werk vertiefen und es immer mehr verstehen lernen mußte, um etwas darüber an Sie schreiben zu können, was nicht gar zu tief unter dem Werthe des Kunstwerkes stände. Dennoch kann ich mich bei dieser Gelegenheit nicht enthalten, zu sagen, daß Sie mich auf das Tiefste beschämt und beglückt haben. Das Bild erscheint mir außerordentlich schön, ich bin voll Freude und bin niedergedrückt, und fühle die Unmacht, Ihnen gegenüber etwas zu thun, was nur einigermaßen als ein Gleichgewicht gelten könnte. In Kurzem werde ich versuchen, Worte über diesen Gegenstand an Sie zu senden.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 17. Juli 1858.

Ich bin in diesen Tagen von einer Amtsreise zurückgekehrt, und beantworte Ihr liebes, großmüthiges Schreiben darum später, weil ich eben nicht zu Hause war, und in der Fremde nicht Zeit und nicht Stimmung hatte, besonders, da ich auch nicht blos auf dieses Schreiben allein, sondern auf andere vorhergegangene antworten will. Zuerst über den Gegenstand, welcher der Hauptinhalt Ihres letzten Schreibens war. Ihr Anerbieten rührte uns sehr; aber wir lehnen es dankend ab, weil wir in der That im vorigen Jahre an dem Meere waren, und zwar in Triest. Wir bewunderten es von tiefster Seele, und ich sagte damals und sage es noch: „Nach dem Sternenhimmel ist das Größte und Schönste, was Gott erschaffen hat, das Meer.“ Mein ganzes Wesen hat durch das Meer eine Umstimmung erhalten, und es schien mir, als wäre mein geistiges Leben um das Doppelte reicher geworden. Ich ließ alle sogenannten Sehenswürdigkeiten bei Seite, und beschäftigte mich Tage lang blos mit dem Meere. Einige Stunden eines Nachmittags haben wir auf der kaiserlichen Dampffregatte Radetzky zugebracht. Wohl habe ich im Sinne, einmal 4—6 Wochen in Venedig zuzubringen, und wenn Sie jene Zeit mit uns in jener merkwürdigen Stadt sein wollen, so wird das jede Freude in derselben erhöhen.

Wir werden aber auch dann nicht Ihre Güte mißbrauchen dürfen, sondern zu Allem vorbereitet sein. Ich hoffe, in etwa 3—4 Jahren ganz unabhängig zu sein, und dann werden wir uns wohl öfter sehen können, als es jetzt der Fall ist, da ich nicht leicht nach Wien komme, und Sie nicht leicht Ihre Katzenburg verlassen. Es wäre ein sehr herrlicher Plan (wenn Sie bei Ihrem reichen Herzen und bei Ihrem durchdringenden Verstande ein ganz klein wenig so ruhig und so heiter sein könnten, wie der Freiherr von Risach im Nachsommer), so in der Nähe von einander zu wohnen, immer zu schaffen und zu ordnen, und so einen Nachsommer anzulegen, der seine milden Strahlen über unsere letzten Tage ausgösse. Aber wenn Sie mir tagtäglich die Welt für ein Jammerthal halten, so halte ich sie zuletzt auch dafür, und da ist ja das Elend fertig. Ich glaube, Sie haben mir blos wegen dieser Ihrer Gemüthsrichtung den Schabernak angethan, den Nachsommer nicht zu verstehen, und in ihm allerlei Absichten heidnischer Prinzipe und unterschiedliche Belehrungen zu suchen, statt dem einfachen, ruhigen Glücke, das sich über einige alternde Menschen für ihre noch übrigen Lebenstage ausbreitet, und an dem einige junge Menschen zu künftigem Erdenglücke im Geiste und Herzen erstarken. Als Bestandtheile dieses Glückes sind jene Dinge gewählt, die nach meiner Ansicht die einzigen Grundlagen desselben sind, und denen alles andere: Reichthum, Macht, Einfluß, Ehrenstellen, Ruhm u. s. w. weit, weit nachsteht, nämlich unmittelbar: reines Gewissen und wohlgeordnetes Familienheil, mittelbar: die Natur, die Kunst und die Wissenschaft, Hand in Hand mit der Freundschaft und einigem geselligen Umgange. Diese Dinge wollte ich in ihrer Wesenheit zur Erscheinung bringen, an ihnen sollte sich das Glück von drei ihrem Stande nach

sehr verschiedenen Häusern bauen, und dieser Nachsommer sollte wie der in der Natur seine Einfachheit und Stille über das ganze Buch breiten. Aber nicht alle Glücksbestandtheile sollten gleichförmig über die drei Häuser gebreitet sein, sondern an sie vertheilt. Die Tiefe und Bedeutung des Familienglückes kennen einige (Haus des Kaufmanns in der Stadt) durch Besitz, andere (Risach, Mathilde) durch Entbehrung, welche theilweise durch eigene Schuld (Verheimlichung des Liebesverhältnisses vor den Eltern Mathildens, dann Mathildens ungerechter Zorn) herbei geführt worden ist. Die Kunst und Wissenschaft sammelt sich dafür wieder am meisten bei Risach, er ist der durch Unglück und Kraft erstarkteste, die Größen des Lebens senden ihre Strahlen in seinen Abend, oder vielmehr, er selber leitet diese Strahlen auf sich, die eheliche Liebe kennt er nur theils durch Gegensatz (Ehe mit einer hochgeachteten, aber nicht geliebten Frau), theils durch ihren späten Abglanz: tiefe Freundschaft mit der Frau, der einst sein junges Herz gehört hatte, theils durch die Morgenröthe des kommenden Glückes junger Leute, die entweder der einst so geliebten Frau angehören, oder die, wie der Sohn des Kaufmanns oder wie Roland, geistig durch Bildung an ihm seine Kinder geworden sind. Weil er Familie entbehrt hat, kennt er erst schmerzlich ihren Werth, und freut sich der Begründung derselben durch Heinrich und Natalie, und freut sich des Bestehens derselben im Kaufmannshause. Wie bedeutende Menschen fast immer, hat Risach auch allerlei Liebhabereien und Kram. Wenn Sie, theuerste Freundin, um jeden Preis Unglück, Schmerz, Unruhe in Ihrem Gemüthe festhalten wollen, müssen Sie nothwendig das Buch von sich stoßen, oder, wie ich vermuthe, daß es geschah, seine Bestandtheile fallen Ihnen auseinander, so wie

jeder, der Leidenschaften hegt, ihr Sklave ist, und von heftigen Bewegungen beherrscht ist, das Buch unbegreiflich finden muß. Ich meinte, Ihnen wohl zu thun, ich meinte, die Ruhe und die sittliche Größe der Gemüther des Buches würden einige Stille und einigen Trost in Ihr Herz senden. Aber dieses Herz verschließt sich dagegen, und will, wie Sie selber schreiben, seine Gefühle, sein Unglück geschildert haben, um Antheil zu nehmen. Ich habe für dieses Werk eine gereifte Männlichkeit gespart, seine Ruhe sollte Manneskraft sein, und seine Einfachheit ein Gegensatz zu der Gespreiztheit und zu dem Verfalle, dem unsere Dichtkunst zugeht. Wenn Einiges in der Fassung abgeklärt, gerundet und zugespitzt hätte werden können, wie ich noch gewünscht hätte, wenn ich nicht von der Druckerei wäre gedrängt worden, so würde ich fast glauben, daß dieses Buch einiger Dauer werth sei, während meine früheren Jugendarbeiten, wenn auch mit einiger Frische und Färbung, im Zeitgeiste wurzeln und mit ihm vergehen. So viel ich mich erinnere, haben wir nie von der bildenden Kunst mit einander gesprochen. Ich bin ein warmer Verehrer derselben, habe über dreißig Jahre Studien in ihr gemacht, und verdanke ihr manche innige, beseligende Stunden. Vorzüglich erhebt mich das Großartige der Baukunst und der Bildhauerkunst, ohne daß ich darum nicht auch ein warmer Freund der Malerei wäre, die mich sogar als ausübend in ihre Kreise gezogen hat. Die Kunst ist im Nachsommer als Schmuck des Lebens, nicht als dessen Ziel geschildert, wie Sie fast einmal in einem Ihrer Briefe ahnten. Als Ziel des irdischen Lebens ist in dem Buche oft und deutlich Erfüllung aller seiner Kräfte zu stimmender Thätigkeit als Selbstbeglückung und Beglückung Anderer angegeben. Es wird Sie gewiß freuen, wenn ich Ihnen bei

dieser Gelegenheit mittheile, daß mir zwei unserer ausgezeichnetsten Künstler als Anerkennung Bilder zum Geschenke gemacht haben: Peter Joh. Nep. Geiger aus Wien ein großes Ölgemälde „Abdias in der Wüste“ vorstellend, ein feuriges, tiefgedachtes Meisterwerk, und Heinrich Bürkel aus München eine kleine Winterlandschaft voll Duftes und voll der innigsten Zartheit. Dieses Bild ist unser aller Liebling und wird täglich in unseren Augen schöner, Geigers Bild ist großartig, und erfüllt meine Seele mit Bewunderung. Werden wir heuer die Freude haben, Sie bei uns zu sehen? Wenn das der Fall sein sollte, so schreiben Sie früher, daß ich ja gewiß zu Hause bin. Wir können dann einige Punkte und sogar, wenn Sie gut zu Fuß gehen können, den See der zwei Schwestern besuchen. Man braucht drei Stunden beschwerlichen Steigens vom Rosenberger aus. Sehr, sehr würde uns Ihr Besuch freuen. Wir lieben Sie alle, und wünschen Ihnen alles Glück, alle Seelenruhe und alle Heiterkeit. Von mir und meiner Gattin folgt alles Herzliche und Innige, Josephine läßt Ihnen ihre Verehrung sagen, und Julie küßt die Hand.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 29. Juli 1858.

Heute bin ich in der Lage, Sie fragen zu müssen, ob Sie mir zürnen, daß Sie mir gar so lange nicht schreiben; denn nach meiner Rechnung sind Sie mir einen Brief schuldig, nicht ich Ihnen. Seit Wochen erwarte ich täglich einen Brief, dessen Außenseite Ihre Schriftzüge trägt; aber immer kommen andere, mit fremden oder bekannten angenehmen oder gleichgiltigen Buchstaben. Ich kann diesen Zustand nicht länger ertragen, und schreibe daher diese Zeilen, welche Sie bitten sollen, daß Sie mir bald eine Nachricht von sich mögen zugehen lassen. Haben Sie wenig Zeit, so schreiben Sie nur einige Worte, kann es aber sein, so schreiben Sie mir viel und umständlich. Wenn Sie nur gesund sind, und sonst kein bedeutendes Unglück Sie getroffen hat, dann bin ich schon beruhigt. Kleinere Übel möchte ich zwar auch von Ihnen entfernt wünschen; aber wenn sie nicht zu vermeiden sind, so erscheinen Sie mir als der Mann, sie ohne Verstimmung seines Wesens tragen zu können. Schreiben Sie mir, was Sie thun, wie Sie leben, was Sie erstreben u. s. w., aber alles ins Einzelne; es leben bei mir Mehrere, die Antheil an Ihnen nehmen, den größten jedoch ich und meine Gattin. Ihre Briefe sind bei uns immer ein Familienereigniß, möchten

Sie nur jetzt durch viele Jahre fort lauter Familienfreuden sein. Schreiben Sie also doch, so bald Sie können.

Da wir wissen, daß auch Sie an unserem Geschicke Antheil nehmen, so schreibe ich Ihnen, wie es bei uns steht. Seit dem Tode meiner Mutter ist es bei uns noch einfacher als früher. Wir haben wenig Verkehr mit Außen, wir genügen uns, und finden unsere Freude in unserem Hause. Ich arbeite an dem Zusammenstellen der vermischten Schriften und an Witiko zugleich. Ich bin dazu gekommen, da sich besonders nach dem schmerzlichen Ereignisse des Abscheidens unserer Mutter Tage einstellten, an denen ich zu Größerem wenig fähig war, aber auch Tage, die gerade, um gleichsam Trost zu geben, zu dem Größeren drängten. Da wir ohnehin übereingekommen sind, daß die vermischten Schriften erst nach dem Witiko erscheinen sollen, so hat diese Art zu arbeiten auf unsern Geschäftsgang keinen Einfluß, und im nächsten Frühlinge werde ich beide Manuscripte übergeben können. Den Monat kann ich natürlich nicht bestimmen. Doch wird der Druck des Witiko vor Beginn von 1860 beendigt sein können. Ich wehre den Dingen meines Amtes, so sehr ich kann, den Zutritt zu meinem Herzen, und das ist viel besser, als da ich mich zu sehr über Alles kränkte. — Meine Cactus machen mir heuer weniger Freude als sonst, da sie das ungleiche und daher ungünstige Wetter sehr empfinden. Sie blühen nicht so reichlich wie sonst. Nur zwei Stücke Echinopsis multiplex, die sonst sehr schwer blühen, hatten heuer die Laune, fünf unsäglich prachtvolle Blumen auf einmal zu bringen (sie öffneten sich alle fünf an einem Abende). Die Blume ist blaß rosenroth bläulich, thront auf hohem Stengel und hatte 5″ 2‴ Durchmesser. Der Anblick der fünf palmartigen Blumen, die vor einem Spiegel

standen, hatte etwas Märchenhaftes wie aus 1001 Nacht. Selbst die trockensten Menschen wurden von diesem Anblicke ergriffen. Zwei andere wichtige Ereignisse haben mein Leben tief ergriffen. Geiger sandte mir ein meisterhaftes Bild „Abdias" vorstellend. Meine Freude war außerordentlich, und der Genuß des Kunstwerkes wird täglich größer; denn das Bild wird, wie Geigers Arbeiten überhaupt, immer schöner, je länger man es hat. Was meine innerste Seele erschütterte, war, daß ich sah, daß er das Bild mit solcher Liebe und mit solcher Innigkeit gemalt hat. Ich weiß keinen bessern Dank für diese Annäherung seines Geistes an den meinen, als daß ich, wenn dieses Bild in meinem Zimmer hängt, nie mehr im Stande bin, in meinen Dichtungen zum Gemeinen oder Werthlosen herabzusinken. Das Bild ist das Erzeugniß des feurigsten Genies. Es ist so tief, so voll, so warm und so kräftig in der Farbe, daß es nur in dieser Hinsicht mit Rottmann verglichen werden kann, in jeder andern aber einzig da steht. Der Kopf ist von höchster Vollendung, die ganze Gestalt lebt und fühlt. Die Landschaft ist wahrscheinlich eine Studie nach der Natur, und sie hat mich mächtig ergriffen. Ich freue mich darauf, wenn wir einmal mit einander das Bild betrachten und darüber werden reden können. — Das zweite Ereigniß besteht darin, daß mir Heinrich Bürkel aus München ebenfalls ein Bild gesendet hat, einen reizenden, heiteren, duftigen Wintertag, eine der schönsten Arbeiten Bürkels. Er schrieb an einen hiesigen Freund, Olivier Flabl, daß er die Haide von mir gelesen habe, daß er am Schlusse die Augen voll Wasser hatte, und daß er das Bild mir gemalt habe. „Diesem Manne", schrieb er, „sollte jeder Maler ein Bild malen." Daß mir auch dieses Bild, das kurz nach Geigers ankam, sehr werth ist, können

Sie sich denken. Es ist an sich meisterlich, wie es nur Bürkel in dieser Art kann, und es ist mir ein Liebeszeichen eines sehr reichbegabten Menschen, das mit tieferem Gewichte in das Herz fällt, als die vielerlei Redensarten von Menschen, die einem etwas Angenehmes sagen wollen. Abdias ist jetzt in der hiesigen Ausstellung, und da hat es der Zufall zu einem Effectbilde gebracht, und es zeigt sich da recht augenscheinlich, was Dauer hat. Geiger besiegt sanft, still und langsam — aber vom Grunde aus — den Nachbar. Es gibt auch solche Effectdichtungen. Ich sagte von solchen Kunstwerken: sie spielen mit der ersten Karte ihren höchsten Trumpf aus, oft einen sehr bedeutenden, aber dann machen sie keinen Stich mehr.

Ich schließe in dieses Schreiben ein Urtheil einer Dresdner Dame, welche mit meinem hiesigen Freunde Albert Kaindl, der einmal einen Winter in Dresden zubrachte, in Briefwechsel steht, über den Nachsommer bei. Die Worte sind von Kaindl aus dem Briefe für mich abgeschrieben. Die Dame ist sehr gebildet, ich glaube, sie sieht die Grundlagen des Buches richtig an, und ihr Urtheil freut mich sehr, da sie, wie man selbst aus diesen wenigen Zeilen sehen kann, nicht zu den unbedeutenden Menschen gehört. Lob von niederen Menschen erschreckt mich; denn ich muß dann auf ihren Wegen gewandelt sein, von mittelmäßigen ist es mir langweilig, von höheren entzückt es mich, nur den letzteren möchte ich es recht machen, nicht meinetwillen; denn nicht der Ruhm reizt mich (er wäre in äußerst großen Kreisen sehr wohlfeil zu haben), nicht der Gewinn (Sie wissen selber, ein welch' ungeschickter Geldmensch ich bin), nicht Eitelkeit, in guter Gesellschaft glänzen zu wollen; denn wie kurz ist das Menschenleben, und im Grabe sind alle Flitter aus: sondern was mir das Höchste,

Herrlichste, Wünschenswertheste dieses Lebens erscheint, die Vernunftwürde des Menschen in seiner Sitte, in seiner Wissenschaft, in seiner Kunst soll dauern, soll verehrt werden und soll die reinste Herrschaft führen. Dies stirbt nicht, dies gründen zu helfen, dies auszubreiten erscheint mir ein unsterbliches, ein glückliches Leben, und dieses Leben möchte ich anstreben, und wenn mir Zeichen kommen, daß meine Worte bei solchen, die in diesem Leben wandeln, anklingen, oder daß andere durch mich einen Schritt weiter in diesem Leben geführt werden, freuet es mich. Die Vernunftwürde ist für uns Menschen das irdische Reich Gottes, die irdische Ewigkeit. Freilich, und wenn selbst höhere Zungen als ich, und sogar die höchsten predigen, werden immer solche sein, die das Wort nicht verstehen, so wie unter allen Hunden, zu denen ihre Herrn liebreich und häufig gesprochen haben, doch keiner reden gelernt hat. Nur sind die Hunde einer gewissen Klasse von Menschen darin vorzuziehen, daß sie wissen, daß sie Hunde sind, und ihrem menschlichen Freunde mit Liebe anhängen, während obgedachte Klasse mit dem, der eine andere Sprache spricht als sie, nichts anders anzufangen wissen, als ihn zu kreuzigen. Es ist noch immer gut, wenn das Kreuz kein hölzernes ist, und die Nägel nicht wirkliche Nägel sind, wie es bei dem geschah, der jetzt von einem großen Theile der Menschheit als das Höchste angebetet wird. In Linz hat auch einmal ein so moralisch Gekreuzigter gelebt, dessen Spuren ich hier oft mit schauernder Ehrfurcht nachgehe (es finden sich in den hiesigen Archiven verschiedene Schriften von ihm), der Sternkundige Kepler. Weil er hier die Gesetze der Planetenbewegungen fand, schalten ihn die Stände, daß er Hirngespinnsten nachgehe, statt ihnen seiner Pflicht gemäß das

Land zu vermessen. Die Stände hatten mit Ausnahme der Hirngespinnste gar nicht einmal Unrecht; denn Kepler genoß seinen Gehalt als Landesvermesser. Wie wäre es, wenn wir diesen Mann poetisch behandelten? Plaudern Sie aber mein Geheimniß nicht aus.

Leben Sie recht wohl, wir wünschen Ihnen herzlich alles erdenkliche Gute, und bitten um Fortdauer Ihrer Liebe und Freundschaft. Ich sende unter Kreuzband den französischen Hagestolzen. Raufen Sie sich über ihn nicht die Haare aus, und entsetzen Sie sich nicht, wenn Sie an das Meer kommen, welches mitten in den Alpen liegt.

An Therese Holecek.*)

Linz, am 26. September 1858.

Dein Gatte wird Dir mittheilen, was der Arzt bezüglich Josephinen sagt. Ich hielt es für Pflicht, Euch den Vorschlag mitzutheilen. Ich glaube, daß wir bisher alles gethan haben, was Josephinens Zustand erheischte; und wenn ich in Zukunft etwas thun kann, so werde ich es nach Kräften thun. Ich glaube, daß man kein Mittel, das den Zustand der Kranken, der gefährlich zu werden droht, in Genesung überführen kann, vernachlässigen soll, sobald der Rath zu diesem Mittel von berechtigter

*) Schwester von Josephine Stifter.

Seite ausgegangen ist. Dein Gatte wird gewiß seiner guten Schwägerin die Aufmerksamkeit schenken, wie er sie seinen andern Kranken zu schenken gewohnt ist. Ich bitte um baldige Antwort. In welcher Besorgniß wir schweben, kannst Du denken. Ihr werdet durch Jos. und Marie erfahren haben, daß wir glauben, bezüglich Josephinens nichts vernachlässigt zu haben. Wenn sie nach Venedig gehen soll, werde ich einen Theil bestreiten, so lange dies nöthig sein sollte. Herr Pfarrer Turkowitzer will sie bei einer ihm bekannten deutschen Familie unterbringen. Er gibt gewiß auch einen Beitrag, ich will ihn persönlich darum angehen, und so bitten wir zu Gott, daß Alles sich zum Besten wende. Du wirst wohl am klarsten einsehen, wie mit Deiner lieben Mutter zu sprechen ist. Melde von mir und meiner Gattin die innigsten Grüße. Julie küßt euch die Hand. Josephine weiß von dem Plane noch nichts. Lebe recht wohl.

An Therese Holecek.

Linz, am 6. October 1858.

Wir haben Deine Verhältnisse nicht gekannt, als wir auf einen Beitrag für Josephinens Aufenthalt in Venedig von Deiner Seite rechneten, es war auch nicht so viel auf Euch gerechnet. Wir verzichten nun ganz auf einen Beitrag von Euch. Dessenungeachtet ist das Mittel von uns nicht aufgegeben. Dein Gatte gibt als Grund der Abrathung vom ärztlichen Standpunkte an,

daß in Venedig schon so viele Brustkranke gestorben sind, also möge man Venedig nicht anwenden. Daraus würde auch folgen, daß da, plötzliche, gewaltsame und andere wenige Todesfälle abgerechnet, jeder mit Behandlung von Seite eines Arztes gestorben ist, man die Hilfe eines Arztes nicht anwenden solle. Daß Venedig schädlicher wirken müsse als Linz oder Klagenfurt, hat Dein Gatte nicht angeführt. Unser Arzt hat Holeceks Brief gelesen und bleibt bei seinem Ausspruche, daß die gemäßigte Seeluft Venedigs eines der besten Mittel sei, freilich, daß dann auch diejenigen dort sterben, denen überhaupt nicht zu helfen ist, oder die erst in der letzten Stunde ihre Zuflucht dahin nehmen. Josephine nahm die Mittheilung mit großer Freude auf; gegen ihren Willen und ihr Vertrauen wäre ja ohnehin nichts unternommen worden. Leiden in Athmungsorganen sind so räthselhafter Natur, daß Ärzte und Laien keine sichere Bezeichnung des jedesmaligen Standes angeben können. Leute, denen Ärzte sogar die Lungensucht im letzten Verlaufe zuschrieben, sind genesen, und andere an einfach scheinenden Katarrhen gestorben. Mein Grundsatz ist, bei jedem Husten und jeder Heiserkeit Vorsicht und Vorbauen. Dessen aber darfst Du überzeugt sein, daß mich kein anderer Beweggrund leitet als der, Josephine wieder gesund zu sehen. Josephine hat an ihre Mutter heute einen Brief abgehen lassen. Sie wollte lieber die Begleitung ihrer Mutter, als die Mariens. Ich fahre zum Pfarrer Turkowitzer und schreibe an Wilhelm, daß wir die Mittel zusammenbringen, falls die Mutter und Josephine vereint wollen. Alle äußeren Dinge sind in Anschlag gebracht worden, natürlich die Frage zuerst, wie das Reisen Josephinen thun werde. Der Arzt sagt: gut. So steht nun die Sache. Das Weitere wird von Turkowitzers Antwort

abhängen. Er ist auch in Venedig bekannt, und wird über die Preise etwas angeben können. Ich schreibe auch deswegen an Baron Binzer nach Aussee, der Venedig gut kennt, und dessen Sohn, der jetzt in Sachsen ist, Venedig zum ständigen Aufenthalte hat. Ich werde Euch wieder benachrichtigen. Lebe wohl. Von allen alles Schöne an Euch alle.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 28. December 1858.

Erst nachträglich durch die Zeitungen erfahre ich, daß Sie einen sehr schmerzlichen Verlust erlitten haben. Der edle Mann und Dichter Joseph Eichendorf ist gestorben. Wenn wir jemanden sehr lieben, so ist es uns, als sei er unsterblich. Ich war auf einer Amtsreise, hatte keine Zeitungen, las die betrübende Nachricht erst später, und es war mir da, als würde mir etwas Unmögliches verkündet, und als sei das in den schwarzen Buchstaben da ein Irrthum. Dann, da ich den Inhalt doch begriff, hatte ich nicht nur einen großen Schmerz um seinen Verlust (denn ich achtete und liebte ihn als Menschen sehr, und denke mit Freude und Trauer an jene Zeit, in welcher er öfter meine Schwelle betreten hatte, und in welcher ich an anderen Orten mit ihm zusammengekommen war. Als Dichter herrlicher Lieder und so manches Anderen, und als Vorkämpfer für das Reine und Schöne ist er mir nicht gestorben), sondern es fiel mir auch schwer

auf das Herz, daß Sie nun, theuerste Freundin, den Menschen, an dem Sie doch mit größter Liebe hängen mußten, für dieses irdische Leben verloren haben. Wie Sie bei Ihrem tief empfindenden Gemüthe die Nachricht mögen aufgenommen haben, davon sprechen meine Gattin und ich fast stündlich, und sie ermahnte mich sogleich nach meiner Rückkehr, ich möge ungesäumt an Sie schreiben, was ich wohl auch ohne Mahnung gethan hätte, weil ich es für eine heilige Freundschaftspflicht halte. Wenn uns ein Gegenstand der Liebe aus diesem Leben entrückt ist, so empfindet das Herz oft eine unermeßliche Vereinsamung. Trostgründe sind da unrecht angebracht, sie füllen die Leere nicht aus; aber Liebe, die uns entgegen kommt, verhüllt doch wenigstens den Abgrund. Sie haben uns beiden so oft ein schönes Herz gezeigt, Sie sind uns mit einem so aufrichtigen Wohlwollen entgegen gekommen, daß wir nicht anders konnten, als Ihnen unsere höchste Achtung und die aufrichtigste, innigste Liebe zu weihen. Diese Achtung und Liebe, die immer vorhanden war, bringen wir Ihnen jetzt doppelt, und bitten Sie, nehmen Sie dieselbe als einen kleinen Trost in Ihrer Betrübniß an. Sie haben einen so edlen Bruder durch den Tod verloren, wie es wohl sehr wenige auf dieser Erde gibt. Nehmen Sie als einen, wenn auch noch so kleinen, Ersatz meine Gattin und mich an, und lassen Sie uns einen Theil Ihrer Leiden und Freuden mittragen, und wenden Sie sich an uns, so oft Ihr Herz Sie daran mahnt. Ich werde nie mehr unwillig werden, wenn Sie die Erde ein Jammerthal nennen, sondern werde höchstens mit Bescheidenheit bestrebt sein, Ihnen diesen traurigen Gedanken auszureden, obwohl ich selber nun schon nahe daran komme, die Menschen ein klägliches Gezüchte zu heißen, wenn ich ihre Verschwendung, ihre Genußsucht, ihre

Sinnlichkeit sehe, und besonders wenn ich erfahre, wie sie das Heiligste, was der Mensch als irdisches Gut besitzt, die Kunst, durch Seichtigkeit, durch Schwulst oder gar durch Laster schänden. Aber es gibt noch immer große, reine, einfache Herzen, die im großen Babel nicht irre werden, und die Lärmpropheten nur als lächerlich erkennen. Zu diesen Herzen gehören auch Sie, und es ist für uns beide eine Wohlthat, daß wir Sie auf unserem Lebenswege gefunden haben. Meine Gattin hat gegen wenige Menschen eine solche Zuneigung gefaßt, wie gegen Sie. Das Geheimniß ist sehr leicht zu erklären: sie erkennt die aufrichtige, wahrhafte Gesinnung, die Sie gegen uns immer geoffenbaret haben, und da ihr Herz zu den natürlichsten und rechtschaffensten gehört, die es auf der Welt gibt, so ist es begreiflich, daß sie Liebe mit Gegenliebe vergilt. Schreiben Sie uns recht bald, und schreiben Sie sehr viel, alles, alles, was Sie bewegt und beengt. Schreiben Sie überhaupt sehr oft, Ihre Briefe sind immer der willkommenste Gast in unserem Hause, und wenn ich nicht so oft an Sie schreibe, als es meine Pflicht wäre, so schieben Sie es nur auf meine vielen Geschäfte, die mir leider die Zeit für manches Edle und Schöne wegfressen, das darum aus meinem Leben für ewig entfernt bleiben muß. Namentlich habe ich auch so viele Briefe zu beantworten, daß es oft traurig ist, wie ich die Zeit verschwenden muß, und wie ich dessenungeachtet noch Übersehungen veranlasse, und mir mißgünstige Meinungen erwecke. Manches Schreiben mag zu kurz beantwortet werden, manches bleibt unter Papieren versteckt unbeantwortet. Meine Gattin hat ihr Briefschreiben seit unserer Ehe ganz aufgegeben und kommt vor häuslichen Sorgen gar nicht mehr zu einer Feder. Sie wissen, daß viele dieser Sorgen überflüssig sind; aber sie ist eben

so, und wäre sie nicht eine so gute Hauswirthin, so wäre sie nicht so. Darum warten Sie nicht immer auf Antwort (von Zeit zu Zeit wird schon eine kommen) und schreiben Sie sehr oft. Sollte Sie wann immer Ihr Geist antreiben, uns zu besuchen, so kommen Sie, Sie finden immer offene Arme. Im Sommer wird ein Waldleben geführt werden, und diesesmal dürfen Sie dann nicht fehlen. Von Josephinen, die bei uns ist, melde ich Liebe und Ehrfurcht. Sie zollt Ihnen beides aus unserem Reden über Sie, und wenn Sie sie kennen werden, werden Sie ihr auch gut sein. Julie trägt mir auch auf, Ihnen ihre Ehrfurcht zu melden und um ein Schreiben von Ihnen zu bitten.

Die schönsten Grüße von meiner Gattin und von mir.

1859.

An M. Tenger.

Linz, am 7. Januar 1859.

Mit Schrecken gewahre ich eben, da ich Ihr letztes Schreiben hervor suche, um es zu beantworten, daß dasselbe das Datum vom 15. November trägt; ich dachte mir die Zeit, seit ich Ihnen eine Antwort schuldig bin, kaum ein Viertheil so lange: ist nun das herannahende Alter schuld, daß die Zeit so rasend fliegt, oder ist es der Drang der Arbeiten, die auf mich einstürmen und mir den Kopf so erfüllen, daß ich vierzehn Tage für drei halte. Möge mich letzteres entschuldigen, noch mehr muß aber Ihre Güte zur Entschuldigung thun. Ich führte Ihren Brief und auch einen von Josephinen vierzehn Tage auf einer Amtsreise mit, um beide zu beantworten, und mußte beide wieder unbeantwortet nach Hause zurückbringen, weil mir auch nicht ein einziger Abend zur Verfügung blieb, sondern stets Leute kamen, welche ich nicht abweisen konnte. Ich will das Äußerste anwenden, mich bei einem weiteren Verlaufe unseres Briefwechsels zu bessern.

Nun zur Beantwortung Ihres Schreibens.

Sie haben herausgefunden, „daß ich Ihnen verletzte Eitelkeit ꝛc. zumuthe". Das sollten Sie nicht herausgefunden haben;

denn es war nicht drinnen. Wenn ich ein Werk der Kunst mache, und dann erfahre, daß es nicht, oder nicht ganz gelungen ist, so empfinde ich einen Schmerz, nicht darob, daß ich die Sache übel gemacht habe, sondern daß die Sache nicht die schöne Sache ist, die sie sein soll, so wie ich andererseits Freude über Schönheit empfinde, sie stamme wo immer her. Dieses Gefühl vermuthete ich in Ihnen, falls Sie meinen Worten, daß Ihr Werk nicht nach seinen inneren Forderungen gelungen ist, Glauben schenkten. Diese Art Schmerz mußte ich in Ihnen vermuthen; denn wäre Ihnen ein minderes Gelingen Ihres Werkes gleichgiltig, so wäre Ihnen auch Schönheit bis auf ein gewisses Maß gleichgiltig, und das, weiß ich, ist bei Ihnen nicht der Fall. Fürchten Sie also nicht im geringsten, daß ich in dieser Hinsicht eine ungünstige Meinung von Ihnen habe. Ich glaube, das hat Ihnen wohl der Antheil, den ich an Ihren Bestrebungen nahm, bewiesen. Wie hoch ich Sie schätze, und wie wenig ich Ihnen kindische Eitelkeit zutraue, ging ja daraus hervor, daß ich Ihnen so unumwunden meine Meinung über Clara sagte. Sonst hätte ich wohl mit einigen Redensarten oder gar mit Ablehnung Ihres Wunsches geantwortet, und letzteres wäre bei meinem Zeitmangel nicht einmal so unartig gewesen, als es bei dem ersten Anblicke aussieht. Wenn Sie also bezüglich dieser Sache mir gegenüber einige Verlegenheit hatten, so bedaure ich es recht tief, und bitte Sie, thun Sie es nicht mehr; denn Sie brauchen, damit ich die beste Meinung von Ihnen habe, vor mir nichts zu sein, als was Sie eigentlich sind. Was Sie von der Aufführung der „Clara“ auf einer Bühne sagen, und daß Ihnen dann die Mängel und deren Abhilfe lebendig vor Augen stehen würden, begreife ich; aber gewagt ist der Versuch für das Stück; gefällt es nicht, so

ist zu vermuthen, daß es trotz aller späteren Verbesserungen nicht mehr vor längerer Zeit Eingang finden wird: für Sie kann der Versuch nur günstig wirken, und Ihnen durch Anschauung die Stelle bezeichnen, wo Sie stehen sollen. In dieser Hinsicht wäre der Versuch zu empfehlen. Was ich an dem Stücke tadelte, war meine Überzeugung, die auch mehr oder minder irrig sein kann. Immer aber habe ich gesagt, daß ich bei meinen Beurtheilungen stets den höchsten mir möglichen Maßstab der Kunst anlege. Wäre Ihr Werk nicht so gut, so hätte ich es nicht so sehr getadelt. Ich berufe mich in dieser Hinsicht auf meinen ersten Brief darüber.

Äußerst anziehend war für mich Ihre Erzählung von Ihrem Briefwechsel mit Varnhagen von Ense. Warum haben Sie mir denn nicht früher davon gesagt? Ich habe die Rahel unzählige Male gelesen, und ich halte sie, wie auch Sie thun, für eine sehr merkwürdige Frau. Nur eines war meinem Geiste, der selbst schon in seiner Jugend nach Einklang und Abrundung strebte, entgegen, die Art Schmerz der Nichteinigung und Nichtklärung des Wesens der Rahel'schen Schriften. Sie waren mir oft wie Fragen, auf deren größeren Theil keine Antwort erfolgt ist. Ihr Geist ist dichtend philosophisch. Varnhagen achtete ich schon lange sehr, und er hat zur Entwicklung, deren mein Inneres fähig war, nicht sehr wenig beigetragen. Wenn Sie mich des Vertrauens werth achten, würde es mich sehr freuen, manche der Briefe, die er Ihnen schrieb, sehen zu können. Sehen Sie aber diesen Wunsch nicht so an, als müßten Sie ihn erfüllen, seine Ablehnung werde ich sehr gut begreifen. Zeigen Sie mir einmal, wenn wir uns wieder sehen, einige Schreiben, so wird es mich freuen: sagen Sie, Sie können es aus den

Gründen x, y, z nicht thun, werde ich, wie allemal, die Gründe ehren.

Ihre Nachricht, daß manche edle Menschen, die Sie in Berlin kennen gelernt, nach mir gefragt haben, freute mich. Einiges Gute an guten Menschen gewirkt, halte ich für einen Gewinn für Zeit und Ewigkeit.

Unsere Josephine ist sehr krank. Ich wollte sie auf den Rath meines Arztes nach Venedig senden. Ich und ein Anverwandter von ihrer mütterlichen Seite wollten die Kosten ihres Aufenthaltes dort und des ihrer Mutter bestreiten. Er nahm sie von Linz mit, aber in Klagenfurt hielten sie die Ihrigen zurück. Ihr Schwager, bei dem ihre Mutter und Schwester wohnen, ein sehr geachteter Arzt, sagt, sie habe Tuberkeln und sei rettungslos. Deshalb bleibt sie in seinem Hause, und man bereitet ihr dort ein sanftes Sterben. Mir thut diese Sache wehe. Ohne gegen den Arzt streiten zu wollen, weiß ich doch, daß nur Gott genau weiß, dieser oder jener Mensch ist verloren, und daher, meine ich, sollte man stets alle Mittel anwenden, die die Kunst kennt, um einen Menschen zu retten. Besonders thun unsere Ärzte so gerne die Hände in den Schooß, sobald sie die Tuberkeln als daseiend erkannt zu haben glauben, während es doch wahr ist, daß Lungensucht sehr oft durch die Natur geheilt wird, und oft, wie Dr. Ramadge, Oberarzt im Londoner Hospitale für Brustkranke, in seinem Werke sagt: durch Kunst. Ramadge erzählt in seinem Werke sehr viele Fälle von Lungensuchten. Sollte man nicht gegen einen so fürchterlichen Feind unablässig auf Abwehrmittel sinnen und stets Versuche machen, statt zu sagen: „Der Kranke hat die Lungensucht, es hilft nichts mehr.“ Ich sehe nicht, daß man auf Ramadge's Ansichten eingegangen ist,

oder sie widerlegt hat. Die Ärzte, die ich fragte, kennen ihn nicht.

Mit den besten Grüßen und den innigsten Wünschen für das neue Jahr von uns beiden schließe ich dieses Schreiben, die Bitte beifügend, die gute, liebe Frau von Collin, wenn Sie sie sehen, nebst ihrer Familie von uns auf das Herzlichste und Innigste zu grüßen. Wir waren sehr befreundet mit dieser Familie, reden sehr oft von der begabten, würdigen alten Dame, so wie von ihrer Tochter und ihren Söhnen, und werden sie nicht vergessen, so lange wir leben.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 2. Februar 1859.*)

Ich kann Sie nicht mehr länger ohne Nachricht lassen. Ich litt die letzte Zeit her an einer Augenentzündung, und konnte nicht schreiben. Ich begann einen längeren Brief an Sie, welchen ich nicht vollenden konnte. Heute schreibe ich nur diese Zeilen, die Ihnen sagen sollen, daß wir Ihnen jedes höchste Glück und jeden höchsten Himmelssegen zu Ihrem neuen Bunde wünschen. Es gehört zu unserm eigenen Glücke, Sie an der Seite Ihrer lieblichen Gattin glücklich zu wissen. Es war mir peinlich, nicht

*) Dem Datum nach geht diesem Schreiben ein Theil des folgenden, das jedoch erst später abgesendet wurde, voran.

an Sie schreiben zu können. Ich hoffte täglich Besserung und mithin die Möglichkeit, mich gegen Sie aussprechen zu können.

Hätte ich gewußt, daß diese Entzündung, die heuer hier vorkommt, so lange dauert, so hätte ich früher ein paar Zeilen geschrieben, wie ich jetzt thue. Sobald es sein kann (der Arzt glaubt in acht Tagen zuverlässig) werde ich meinen Brief vollenden, aus welchem Sie sehen werden, wie heiter ich mein Übel trug, und wie viel ich Ihnen zu sagen hatte.

Ich sende Ihnen heute auch »le vieux garçon«. Wenn Sie das Buch noch nicht kennen, so sehen Sie es ein wenig mit dem Urtexte vergleichend durch, um mir sagen zu können, ob ich an meine Einwilligung zu einer Fortführung zu einer solchen Übersetzung gebunden bin.

Ich lege Ihnen auch einen Brief von Dresden bei.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 29. Jänner 1859.

Ich bekam als Christgeschenk Ihre Vermählungsanzeige. Ich hätte Ihnen wohl schon längst schreiben sollen, allein es waren zwei Hauptgründe, weshalb ich es nicht that. Erstens wollte ich nicht gleich in die sogenannten Flitterwochen mit meinem Geschreibe fallen; denn alles Heil und allen Segen zu dem neuen Bunde habe ich Ihnen schon vor Schließung desselben gewünscht, und Ihnen diesen Wunsch brieflich ausgedrückt;

zweitens bekam ich in diesem Monate eine Augenliderentzündung, die früher meine Gattin hatte, und die im heurigen Winter überhaupt hier häufig vorkommt. Sie hat die Wirkung, daß, wenn man liest oder schreibt, alles in einem rosenfarbenen Nebel schwimmt, der bei der Anstrengung immer dichter wird, und den Sand zwischen den Lidern und den Augäpfeln ins Unleidliche mehrt. Die Andern in unserem Hause konnten hiebei doch ihren Geschäften nachgehen; aber ich, dessen Beschäftigung Lesen, Schreiben oder Zeichnen und dergleichen ist, hatte vollkommen Ferien. Vorlesen lassen, wenn nicht sehr gut gelesen wird, geht auf die Länge schlecht, dictiren kann ich nicht, weil der Schreibknecht, welcher da sitzt, um meine Dichtungen, die mir in seiner Gegenwart einfallen sollen, aufzuschreiben, dieses Einfallen ganz und gar hindert; selbst meine geliebten Cactus konnte ich nur oberflächlich betrachten, weil sonst die unzähligen Stacheln der Mammillarien sich in dem feurigen Rauche zu rühren begannen, oder gar mit Spitzen gegen meine Augen stachen. Es blieb daher nichts zu thun, als zu sitzen, die Augen manchmal zuzumachen, manchmal aufzumachen, und manchmal auszuwischen. Meine Frau mußte sich zuweilen zu mir setzen, und ich erzählte ihr von Spitzmäuschen und Hamster und Dachs. Einmal kam ich darauf, die Zeit durch Schlaf zu betrügen. Ich legte mich um 4 Uhr ins Bett, und schlief bis 10 Uhr; dann die ganze Nacht gar nicht mehr. Ich verließ diese Verfahrungsweise wieder, der Julie wollte ich Epigramme dictiren, die ich aus Bosheit machte. Sie sollte in einem erleuchteten Nebenzimmer sitzen, in das ich aus meinem dunkeln die Epigramme hinaus riefe. Aber die Sache war so lächerlich, und die Epigramme wurden, je länger ich sie im Gedächtnisse hersagte, immer schlechter. Wenn Julie mir mit

dem Lichte hinter einem Schirme sitzend das Politische aus der Allgemeinen Zeitung vorlesen sollte, war es nicht auszustehen, wie sehr man ihr anmerkte, daß sie gar nichts davon verstehe. Einmal las sie gar das Wort „kreirt“ (gründet, hervorbringt) einsylbig, wie wenn man die erste Sylbe in Geige liest. Warum haben denn die Zeitungsschreiber diese verruchten Fremdwörter? Abends kam zuweilen ein Freund, aber Abends thaten die Augen am wehesten, und Nachmittags hatte keiner Zeit. Ich kann die Fortepiano-Übungsstücke der Kinder des Dampfschifffahrtsagenten Gerbert, der unter mir wohnt, schon auswendig, und weiß, um wie viel Uhr die Nachbarinnen neben mir zu singen beginnen werden. Jetzt ist es etwas besser, die Augäpfel selber schmerzen nicht mehr; aber der Sand ist noch arg. Ich will daher vorsichtig beginnen, und zwar damit, daß ich Ihnen täglich dreißig Zeilen schreibe. Mit der Zeit wird doch ein Brief fertig. — Sonst müßte ich noch, weiß Gott, wie lange warten.

Die dreißig Zeilen sind aus.

Fortsetzung am 26. April. Der Arzt duldete nicht, daß ich schreibe, es verbot sich auch sehr bald von selber, da das Übel nicht, wie ich wähnte, im Abnehmen, sondern erst recht im Entstehen war. Die Augäpfel schmerzten zwar nicht mehr selber, aber desto mehr die Lider, und heute noch bin ich nicht völlig frei; denn bei längerem Lesen oder Schreiben beginnen die Augen zu schmerzen. Es wird nun aber täglich besser, und der Frühling wird nicht verfehlen, seine Macht auszuüben. Meine Gattin ist mit mir in fast gleichem Zustande. Nur die Thränen, zu welchen wir jetzt so oft Anlaß haben, schaden sehr, und ihr am meisten, da sie aus ihren theuren Augen am reichlichsten fließen. Ich muß Ihnen als meinem innigsten Freunde Alles erzählen, was

jetzt in einer Reihe auf uns traf. Am 27. Februar 1858 starb meine Mutter. Der Schmerz war groß, gerecht, aber edel und erhaben. Auch war der Hingang der theuren Mutter in den Gesetzen der Natur gegründet. Im Frühlinge desselben Jahres erkrankte Josephine Stifter bei uns an der Grippe, sie genas, fing wieder zu husten an, und war fünf Monate bei uns krank. Gegen October hin erklärte der Arzt, daß nur Venedig oder Nizza sie etwa noch retten könne. Ich that Alles, um das Geld aufzubringen, sie mit Begleitung nach Venedig schaffen zu können. Ein Verwandter von ihrer Mutter zeigte sich als sehr edelmüthig in der Sache. Er ist Pfarrer zu St. Martin bei Villach. Er war eben in Krumau in Böhmen, Josephinens Schwester Marie bei ihm. Er nahm Josephinen auf der Rückreise mit, und wollte sie nach Venedig bringen. In Klagenfurt hielt sie aber ihre Mutter und ihre verheirathete Schwester, deren Gatte Arzt ist, zurück, da sie sie als hoffnungslos erkannten, und am 5. März starb sie. Früher schon starb mein Freund Gartner in der Blüthe der Jahre. Anfangs März starb Josepha Mohaupt, die Nichte meiner Gattin und Schwester meiner Ziehtochter Juliana, in ihrem 22. Jahre am Typhus in Wien. Am 21. März entfernte sich Juliana Mohaupt, meine Ziehtochter, heimlich von unserm Hause um 6¾ Uhr Morgens, ohne einen uns bekannten Grund, alle Nachforschungen blieben bis gestern vergeblich. Gestern erhielten wir die amtliche Nachricht, daß ein weiblicher Leichnam bei Gusen oberhalb Mauthausen von der Donau ausgeworfen ward. Die Beschreibung des Körpers, so wie die der Kleidung paßt ganz genau auf Juliana. Unsern Zustand kann ich Ihnen nicht schildern, vielleicht kann ich es später. Jetzt kann ich Ihnen nur die Thatsache anzeigen. Sie ist 18 Jahre alt geworden, und hat

allen Anzeichen nach ihren Tod selber gesucht. Für uns ist der Grund noch ein Geheimniß. Daß ich bei solchen Umständen nicht arbeiten (dichten) konnte, ist klar. Josephinens Krankheit schon störte mich ungemein; aber im Winter hätte ich ohne diese langwierige Augenentzündung (sie ist die sogenannte militärische oder egyptische Augenentzündung, und Ärzte können Ihnen sagen, wie hartnäckig dieses Übel ist) doch noch Alles zu Stande gebracht. Allein meine Krankheit und das jetzige entsetzliche Unglück machen eine Pause nothwendig. — Ich beklage es tief, daß ich Ihnen, der so lieb und gut gegen uns ist, nicht Wort halten kann, ich hätte es diesmal um jeden Preis eingehalten — aber es war unmöglich. Ich klagte neulich der Frau von Binzer und der Gräfin Revertera unter Thränen dies mein Leid, das ich gegen Sie habe, worauf die Frau von Binzer sagte, ich würde, wenn der erste Schmerz vorüber wäre, noch besser dichten als bisher. Damals wußten wir das Äußerste noch nicht. Es mag wahr sein, daß die Muse mir treu bleibt, wenigstens habe ich jetzt außer einer geliebten Gattin und einigen treuen Freunden niemand mehr als sie, und ich fühle, ich werde mit aller Kraft meines Herzens zu ihr fliehen, und ich fühle auch, sie wird mich trösten. Den Schaden, welcher aus der Verzögerung entsteht, trage ich, ich trage ihn gerne, da er doch nur der Verlust einer Sache ist. Wir werden zu seiner Zeit darüber sprechen. Etwa kann ich Ihnen im Herbste das Manuscript geben. In 3—4 Wochen werde ich es Ihnen bestimmt sagen können, da ich dort wohl genauer über mein Inneres werde urtheilen können. An der Welt im Großen habe ich Ekel. Die Natur und einzelne Menschen sind noch Freunde für mich. Sie, theurer Freund, waren stets so lieb und freundschaftlich gegen uns, bleiben Sie

es, wir bedürfen es mehr als je, da die Welt vielleicht wird Steine auf uns werfen, wie sie es geneigt ist, wenn jemand ein fremdes Kind bei sich hat, und dasselbe so thut, wie unsere Juliana. Wenn Sie ein böses Wort über uns hören, so sagen Sie ein gutes. Sie können es, da Sie uns kennen, und Sie werden es glauben, wenn ich Ihnen sage, daß weder meine gute, treffliche Gattin noch ich in entferntester Hinsicht an diesem Ende schuld sind. Juliana hat nur Gutes bei uns genossen, und hat, seit sie anfing die Schule zu besuchen und zu Hause Unterricht erhielt, aus Grundsatz nie eine körperliche Strafe erhalten, ihre Strafen waren Ermahnungen. Sie war jetzt blühend wie eine Rose, und hätte nach ihren Anlagen zu den besten Hoffnungen berechtigt. Weshalb sie ihr guter Engel so weit verlassen hat, wird vielleicht die Zeit aufhellen, jetzt haben wir trotz ewigem Sinnen und Fragen nichts herausgebracht.

Wir sind jetzt allein, zwei entlaubte Stämme. Vor zwei Jahren hatten wir noch zwei hoffnungsvolle Ziehtöchter. Jetzt schließt beide das Grab ein. — Gott hat es so gefügt, wer weiß, wozu es gut ist. Schreiben Sie mir doch bald einige Zeilen.

„unaufhörliche Betrachtung des Geschehenen". Wir sammelten uns aber doch, wie es Menschen ziemt, und suchen nun das Unabänderliche mit Gottergebung zu tragen, wie ja zuletzt einzig durch das Vertrauen, das wir stets zu Gott hatten, Trost in unser Herz kam. Wir beschlossen, unser Leben, so lange es Gott vereint läßt, einsam ohne Ziehkinder hinzubringen, und uns gegenseitig das Einzige zu geben, was uns noch beglücken kann, ungeschmälerte, ungetrübte Liebe und wechselseitige Eintracht bis zum Tode. — Sie werden begreifen, daß ich nicht schreiben konnte, selbst dieser Brief hat mich wieder auf's Tiefste angegriffen; aber Ihnen, unserer liebsten Freundin, mußte ich die Thatsache melden. Wir sehnen uns sehr nach Ihrem Umgange; aber wir haben durchaus keine Stimmung zum Reisen, am liebsten sind wir in unsern vier Wänden. Könnten Sie nur bald einmal zu uns kommen; aber nicht auf der Eisenbahn, auf ihr geschahen bisher öfter Unfälle, und wir sind in unserem Zustande sehr ängstlich. Senden Sie doch bald Ihre Schriften, und recht bald einen Brief. Ich kann heute über gar nichts Anderes schreiben.

Die innigste Liebe und Freundschaft senden wir Ihnen beide.

An M. Tenger.

Linz, am 11. Juli 1859.

Vielfache Geschäfte und eine sehr trübe Stimmung über den traurigen Tod meiner Ziehtochter hinderten mich an Sie zu schreiben. Ich wartete auf Zeit und bessere Stimmung, da ich Ihnen Vieles und Freundliches berichten wollte; aber auch heute ist es nicht besser, als es früher war. Zu meinen schmerzlichen häuslichen Verhältnissen gesellt sich der Anblick der öffentlichen Angelegenheiten. Österreich wird nicht fallen, es hat Schwereres überwunden, und wird es gedemüthigt, so lebt und glänzt in ihm doch das Bewußtsein des Rechtes, und von den natürlichen Helfern verlassen worden sein, ist endlich, falls es geschieht, doch um sehr vieles tröstlicher, als einer der Verlasser zu sein: aber Deutschland, das Land meiner Liebe und meines Stolzes, betrübt mich tief. Es sollte nicht eine Stimme in demselben geben, welche nicht mit Entrüstung gegen Lüge und Unrecht spricht, es sollte nicht ein Arm sein, der sich nicht dagegen erhebt. Recht und Sitte ist das Höchste der Welt, und wie nach meiner Meinung das deutsche Volk das erste an Geist und Seele ist, sollte es stets an der Spitze stehen von Recht und Sitte, und die Leiter des Volkes, so wie sie die höchste Macht haben, sollten auch die Höchsten sein in Wahrung von Recht und Sitte. Wären sie es bei allen Völkern der Welt, dann stünden sie unerschütter-

lich, dann wäre der Krieg unmöglich, und der Mensch dürfte ohne Erröthen sich das Beiwort vernünftig beilegen lassen. Jenes Scheusal Krieg aber, wenn es so leichtfertig erhoben werden kann, macht, daß man mit Scham sein Haupt vor der Menschheit, die sich vernünftig schilt, verhüllen möchte. Europa hat mich in der letzten Zeit angeekelt, und dies Europa steht an Gesittung an der Spitze der Welt. Gebt ihr vor, sage ich, daß Vertheilung von Regieren und Macht nicht geordnet ist, so erzieht das menschliche Geschlecht, welche Erziehung euere Pflicht ist, und das Widrige wird sich regeln, was ihr jetzt mit Zank und Gewalt zusammenfügt oder zerreißt, wie eben die Leidenschaft eingibt. Und Deutschland — soll es denn, das an der Spitze der Welt mit Geist und Macht stehen könnte, dem Götterbilde Hellas gleichend, dem es wirklich gleicht an Tiefsinn, Jugendwärme, Hochherzigkeit und Schwärmerei, soll es ihm auch darin gleichen, daß das Bild zerschellt an der Uneinigkeit seiner Glieder? Es wäre entsetzlich. Wenn Germanenthum die Kleinode der Menschheit: Sitte, Recht, Familie, Männlichkeit nicht mehr hütet — was soll dann geschehen? Die sich die Erzieher der Menschen brüsten, sind selber nie erzogen gewesen — die einst Großes in Schönheit und Adel geleistet, sind verkommen, und andere, durch Jahrtausende in Barbarei gewesen, lassen das baldige Ende derselben und das Entstehen ihres Gegentheils nicht so bald hoffen. Was soll geschehen? Wer die Verhältnisse der Menschheit im Großen und nach der einzigen Richtschnur, die Gott gegeben, nach dem Gewissen sieht, der wird unpraktisch oder Doctrinär, Idealist ꝛc. genannt, da die andern schwach, selbstsüchtig und meist auch thöricht sind, und meinen, durch Pfiffe sei man ein gemachter Mann. — Doch enden wir von

diesen Dingen! Sehen wir noch zu, wie man sich in gefahrvollen Zeiten, wie die Schwäche immer thut, die Sünden vorwirft, zu dem Rechten nicht kommt, durch ungeheueren Schaden sich endlich hilft, und dann in der Ruhe die Sünden doch nicht verbessert, die reichlich auf allen Seiten sind.

Ihre Schriften folgen mit diesen Zeilen. Ich verschob die Sendung von Tag zu Tag, weil ich Ihnen sehr Vieles schreiben wollte. Heute sende ich die Papiere, schreibe auch, schreibe aber zu wenig, und ganz anderes, als ich eigentlich wollte. Klopfen Sie denn heuer nicht auch einmal eines Abends an unsere Thür, damit Alles mündlich verhandelt werden könnte?

Leben Sie so wohl, als es die Gegenwart verstattet, melden Sie dem befreundeten Hause in Berlin, in welchem Sie sich eben befinden, jedes Freundliche von mir, und seien Sie von meiner Gattin herzlich gegrüßt.

An August Piepenhagen.

Linz, am 11. August 1859.

Entschuldigen Sie einen Ihnen ganz fremden Mann, der es wagt, Sie mit diesem Schreiben und einer Bitte zu belästigen. Ich bin der Vorstandstellvertreter des hiesigen Kunstvereins, dessen Vorstand der Abt von Schlägel ist. Sie haben ein Landschaftsgemälde eingesendet, welches mir so gefällt, daß ich mich kaum von seinem Anblick trennen zu können glaube. Meine

Gattin ist ebenfalls so entzückt darüber, daß wir schon manche Stunde vor diesem Bilde saßen. Ich wollte großer Auslagen halber, die uns gerade jetzt trafen, heuer kein Bild kaufen, was ich sonst doch fast jährlich that. Aber dieses Bild spricht so sehr zu meinem Gemüthe, daß ich es zu besitzen wünsche. Die Auslagen jedoch, deren ich erwähnte, zwingen mich zu einer Bitte, nämlich, daß Sie zugeben, daß ich Ihnen den Preis in vier Monatsraten (vom 1. September angefangen) sende. Ich trage dafür die in unseren Vereinsstatuten für den Ankauf eines Bildes dem Künstler auferlegten Gebühren, und bin, falls Sie es wünschen, zu einem größeren Kaufpreise des Bildes bereit, den Sie mir gefällig nennen wollen. Es war mir schwer, diese Bitte zu thun; allein der Zauber, den das Bild auf mich übt, und der Umstand, daß Werthpapiere, die ich besitze, in der gegenwärtigen Zeit ohne großen Verlust nicht in Geld umzusetzen sind, bestimmten mich endlich doch dazu. Sie mögen nun meine Bitte gewähren oder nicht, so ersuche ich um Geheimhaltung derselben. Geben Sie mir gütigst in einigen Zeilen eine freundliche Antwort.

Ihr Bild, welches so auf eine mir nicht empfindliche Art in meinen Besitz käme, wäre in nicht ganz unwürdigen Händen. Ich bin in Oberplan im südlichen Böhmen geboren, nicht weit von den schönen, ernsten Linien und den ruhigen, dämmerigen Farben des Böhmerwaldes. Mit Gefühl für landschaftliche Schönheit von Gott begabt, schaute ich schon als Knabe so oft auf die schönen Waldbänder meiner Heimath. In meinem zwölften Jahre kam ich in die Studien in die Abtei Kremsmünster, deren Fenster auf die norischen Alpen schauen. Ich durchstreifte diese Gebirge in meiner Jugend weit und breit, und so entstand aus der Liebe zur Natur endlich auch ein Verständniß derselben,

und in Folge dessen Studien über bildende Kunst, namentlich über Malerei, und in dieser vorzüglich über Landschaftsmalerei. Ich habe diese Studien über dreißig Jahre betrieben, und darf wohl sagen, daß ich nicht ungeübt in Beurtheilung des künstlerischen Werthes von Gemälden bin. Ich kenne Sie schon gegen zwanzig Jahre. Ich lernte Sie durch kleine Bilder, die Sie auf einer Wiener Ausstellung hatten, kennen und lieben. Seitdem verlor ich Sie nie aus den Augen, obwohl sich selten Bilder von Ihnen nach Österreich finden. Ihre Gemälde sind unvergleichlich an Stimmung. Im zartesten Dufte ihrer Ganzheit schweben sie vor den Augen, jedes Marktschreien vordrängender Wirkungen verschmähend, aber dafür jeden innigen Zwischenton, welchen die Natur befiehlt, getreulich bringend. Vorzüglich schön erschienen mir ein paar Mondgemälde von Ihnen. Vor langer Zeit glaubte ich einen kleinen Fehler der Mache an ihnen zu entdecken, nämlich ein klein zerbröckeltes Auftragen der kleinen Stellen. Später fand ich hievon keine Spur mehr. Das Bild, von welchem ich hier rede, ist im Gegentheile in breiten, wunderschönen Flächen vorgetragen. Wenn ich, wie ich vorhabe, im nächsten Frühlinge nach Prag komme, so müssen Sie wohl erlauben, daß ich Ihnen ein Stündchen lästig bin, da es natürlich ist, daß man wünscht, den Mann zu sehen, dessen Werke man liebt.

Ich muß zum Schlusse noch eine Bitte anfügen, die Sie aber unter keinem Umstande abschlagen dürfen. Senden Sie uns öfter Werke Ihrer Hand zur hiesigen Ausstellung. Ist Oberösterreich auch klein, und Linz gegen Prag unbedeutend, so sind doch einige Männer hier, welche Ihren Werth vollständig zu würdigen wissen, und es sind mehr Kunstfreunde in dem Lande,

als man vermuthen sollte, und der Verein ist in erfreulichem Aufblühen. Ich kann fast mit Gewißheit sagen, daß Ihre Bilder im Lande bleiben werden. Unser Verein ist der erste, welcher sich zur Aufgabe gestellt hat, eine Landesbildersammlung anzulegen. Wir haben hiezu bereits ein Gemälde von Hermann Mövius in Düsseldorf um 1500 fl. CM. gekauft. Es war auf der allgemeinen Ausstellung in München(von uns gesandt) und hat uns höchst anerkennende Rückäußerungen eingetragen. Vielleicht haben Sie manches in Ihrem Arbeitszimmer, das uns noch für diesen Sommer höchst erwünscht wäre. Senden Sie es uns. Wir halten die Ausstellung bis November offen.

Verzeihen Sie meine Anmaßung, und schreiben Sie dieselbe dem Verlangen zu, ein Werk von Ihnen zu besitzen, das auf mich einen so tiefen Eindruck macht.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 24. August 1859.

Es ist ein ziemlicher Zeitraum verflossen, in welchem wir uns nicht geschrieben haben. Die Umstände unserer beiden Lebensbahnen haben es für diesen Zeitraum so gefügt. Sie sind in ein glückliches Verhältniß mit einer blühenden, geliebten Gattin getreten, und sind von diesem Verhältnisse erfüllt worden; ich habe sehr Betrübendes und Erschütterndes in der letzten Zeit erfahren, und bin, in mich zurückgedrückt, weniger mittheilsam geworden. Auch

erschien mir Ihr Brief, der die Mittheilung meiner traurigen Erlebnisse beantwortete, weniger herzlich als die früheren. Das wird aber nur in der erregten Stimmung meiner Nerven gelegen gewesen sein. Es soll zwischen uns keine Lauigkeit eintreten, das wäre nicht recht. Sie brauchen neben Gattin und selbst Kindern, wenn sie Ihnen Gott schickt, noch Freunde, und einen im wahresten und aufrichtigsten Sinne haben Sie an mir: und ich bedarf jetzt in meiner vereinsamten Lage noch mehr als je der Theilnahme, und es würde mich sehr schmerzen, wenn Sie mich über Ihre Gattin vergäßen. Sind Ihnen die Ihrigen das Nächste, so ist das nur billig, in einem weiteren Kreise stehen aber dann auch die, welche Ihnen von früheren Zeiten her verbunden sind und nach Ihnen blicken.

Ihr Freund, Dr. (ich bitte schreiben Sie mir seinen Namen, ich habe ihn zu meinem großen Ärger schon zweimal vergessen), hat mir gesagt, daß Sie sich wohl befinden, und daß Ihnen Gott einen Nachkommen bescheren wird. Beides freut mich innig, und ich gönne Ihnen das beste Glück. Wie sehr es mich freute, daß Ihr Freund eigens mit dem Dampfwagen von Wien nach Linz fuhr, um mich zu besuchen, kann ich Ihnen kaum ausdrücken. Jetzt, da zwei blühende Leben, welche bestimmt waren, mein Alter zu verschönern, so schnell hinweggenommen wurden, und das eine auf so entsetzliche Weise, berührt mich jede Annäherung und Zuneigung desto inniger, und auch meine Gattin lebt aus ihrer kummervollen Zurückziehung etwas auf, wenn uns von außen her Zeichen der Anhänglichkeit kommen. Dies wird erhöht durch die große Bedeutsamkeit, die Ihr Freund hat. Wir haben manche Stunden mit einander zugebracht, die ich meinerseits zu den erquickendsten rechne. Hätte ich doch solche Männer in

meinem nächsten Umgange. Grüßen Sie ihn recht herzlich von mir und meiner Gattin, und sprechen Sie ihm noch einmal meinen Dank für seine Güte aus. Von ihm habe ich erfahren, wie schön das Schillerbild ist, und mit welchem Rechte es Ihnen Freude macht. Die Kunst gehört recht eigentlich zu den Freundinnen des reiferen Alters, und sie ist, ungleich andern Göttinnen, so fest geartet, daß sie auch den Greis nicht verläßt, und ihn bis zum Thore seines Abschiedes an der Hand hält. Ich glaube, daß Sie sich ehren, wenn Sie Geiger ehren, und Geiger darf sich auch glücklich achten, solche Werke in Ihren Händen zu wissen. Die Muse besucht verschiedene Behausungen, sie geht zuweilen in Paläste, und sehr oft in bescheidene Bürgerwohnungen. Sie haben mir in einem Ihrer früheren Schreiben versprochen, daß Sie uns im Sommer das Bild zu der hiesigen Ausstellung senden werden. Wir haben heuer die Ausstellung viel später eröffnen können, weil uns die Bilder von andern Ausstellungen, namentlich von Prag, wo sich ebenfalls die Sache verspätet hatte, später als gewöhnlich zukamen. Wenn Sie uns jetzt so bald als möglich das Bild schicken, thäten Sie uns, und besonders mir, einen Gefallen. Die Spesen trägt der Verein. Beim Aus- und Einpacken werde ich gegenwärtig sein. Ich wünschte auch für Geiger einen Aufsatz in die Allg. Zeitung setzen zu können, wobei ich, wenn Sie nichts dagegen haben, auch Ihres ganzen Unternehmens Erwähnung thun möchte. Mir thut Erhebung durch die Kunst sehr noth, daher ich nach dem Bilde großes Verlangen trage. Sind diese Bilder nicht auch schon ein kleiner Anfang eines Nachsommers? Und könnte nicht Maróth auch einbezogen werden? Auf unserm Verein ist eine entzückende Landschaft von Piepenhagen aus Prag. Ich hätte mich unglücklich

gefühlt, wenn ich mich von diesem Bilde hätte trennen sollen. Es ist, man könnte sagen, die reizendste Süßigkeit in diesem Bilde. Ich schrieb daher an Piepenhagen, daß ich das Bild haben müsse, daß ich aber die 100 fl., welche es kostet, nicht bereit habe, und sie ihm in vier Monatraten schicken werde (ich war in der That auf keinen Bilderkauf bedacht), er antwortete sehr freundlich und freudig, es scheint dieser närrische Fall eine Freundschaft zwischen ihm und mir anzubahnen, ich verfolge seine Leistungen schon seit zwanzig Jahren, er schien mir damals schon sehr bedeutend, und jetzt ist er einer der bedeutendsten, ja größten — und nun komme ich in Briefwechsel mit ihm. — Er schreibt, er möchte so malen können, wie ich schreibe, und läßt den Wunsch blicken, daß er mir alle seine Studien und Skizzen vorlegen, und mich um mein Urtheil bitten möchte. Ich bin sehr bereit dazu, und ich glaube, er wird nichts dagegen haben, wenn ich ihn bitte, daß ich Ihnen diese Sachen auch auf ein paar Tage senden dürfe. Vielleicht verzaubert er Sie auch, daß Sie etwas ausführen lassen. Er ist in seinen Forderungen äußerst billig, so wie der eben so bedeutende Mövius in Düsseldorf, dessen großes Bild „Seesturm mit Felsen", welches der hiesige Verein für die beabsichtigte Landesbildersammlung gekauft und mit großem Beifalle auf der allgemeinen Münchner Ausstellung gehabt hatte, vor kurzem vom österreichischen Vereine zur Ausstellung verlangt wurde. Ich bedaure sehr, daß es mir bei der Inhaltfülle der Gespräche, die Ihr Freund bei seinem neulichen Besuche aufbrachte, nicht einfiel, ihm dieses Bild zu zeigen. — Piepenhagen wird wie Mövius von nun an jährlich unsere Ausstellung beschicken. Er hat mir selbst für heuer noch ein Bild zugesagt, das wahrscheinlich der Verein kaufen wird. Auf Ihr Göthebild

von Geiger bin ich sehr gespannt. Nach der Erzählung Ihres Freundes hat sich Geiger eine äußerst schwierige Aufgabe gestellt. Aufgefallen ist mir sehr, daß das Göthezimmer nicht nach der Wirklichkeit genommen ist — nach meiner Meinung thut das dem Gemälde sehr Eintrag. Ein Ding, dessen Wirklichkeit so sehr bekannt ist, verliert an Wahrheit, sobald es ein Phantasiestück ist, es ist fast so, wie wenn ein Mann aus der Gegenwart in Phantasiekleidern auf dem Theater aufträte. Dieser Umstand, fürchte ich, wird weh thun, und gerade um so mehr, je herrlicher das Bild ist. Zu dem künstlerischen Anbetrachte kommt auch noch einer der Verehrung gegen Göthe. Wie würde es jeden freuen, zu wissen, so war es wirklich bei Göthe, zumal wenn, wie ich vermuthe, und wie es trefflich wäre, Sie die Bilder im Stiche verbreiteten. Wenn Geiger meine Meinung theilt, und ich hoffe es fast, so wäre ja ein Ausflug nach Weimar bald gethan, dort wird er freudig aufgenommen werden, und die Veränderungen in seinem Bilde wären dann ja auch nicht so schwierig. Ihr Freund sagte mir, daß die Skizze zu dem Bilde wunderschön sei, ich hoffe es doch einmal sehen zu können. Sie müssen über meinen unbefugten Rath nicht böse sein. — Nun auch etwas von mir. Ich hatte über meine Augen manchen betrübten Gedanken. Sie blieben, selbst als schon jeder Schmerz und jede Unbequemlichkeit geschwunden war, immer schwach, und wenn mir bei Gelegenheit Dinge, welche ich vor einem Jahre noch recht tüchtig ausführen konnte, mißlangen, z. B. einen entfernten weißen Punkt sehen, jemanden in einem gewissen Abstande erkennen, sehr kleine Buchstaben lesen ꝛc., so erschrack ich und meinte, es sei übel mit mir, und gehe abwärts; jedoch längere Beobachtung hierin lehrte mich, daß es vorwärts geht, ich kann ausführen, was ich vor mehreren

Wochen noch nicht konnte, und das Auge erinnert mich immer weniger an sein Dasein. Nur wird mir noch immer Schonung empfohlen, und ich folge. Sobald beim Lesen oder Schreiben oder Zeichnen (am leichtesten ist das Malen) die Augen sich angestrengt fühlen, höre ich auf, und so hoffe ich durch Ausdauer und einige Vernunft das Übel zu besiegen, welches Endziel mir auch die Ärzte voraus sagen. Was mein Gemüth anlangt, so ist wohl der erste Schreck, und der hierauf folgende große Schmerz über die unglückliche Todesart meiner Ziehtochter Juliana der Vernunft und dem Vertrauen, daß Gottes Fügungen stets das Weiseste sind, gewichen, wir sind beide ruhig; aber eine stille Trauer und schweigender Ernst liegt über unserm Leben. Das Mädchen hatte sich sehr entwickelt, es versprach trotz mancher Fehler, wie sie ja alle Kinder haben, doch einmal die Freude unseres Alters zu werden, und wir wissen erst jetzt, da wir sie verloren, wie lieb wir sie gehabt haben. Darum wird die Lücke wohl lange sichtbar bleiben. Das ist aber nicht das Übelste, und ist eigentlich Selbstsucht; aber etwas anderes reicht tiefer: einer natürlichen Todesart gegenüber kann man sich fügen, und sich in ein holdes Andenken vertiefen; ein selbst gewählter Tod aber hat immer etwas Schauerliches, das sich nicht verwischt, und das desto schattenhafter gegen uns tritt, je näher und theurer uns der Unglückliche war. Nur daß hier die äußerste Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß keine böse Leidenschaft, sondern körperlicher Antrieb in Folge plötzlich und heftig gestörten Geschlechtslebens die Ursache sein mag (eine weitere konnten wir bisher durchaus nicht auffinden), mildert die Sache einigermaßen; dieser Milderung aber, welche den Tod gerade so wie einen durch Krankheit erfolgten anschauen läßt, steht wieder die Frage entgegen: warum

haben wir das nicht zu rechter Zeit erkannt? warum haben wir die seltsamen Handlungen, welche der That unmittelbar vorangingen, und die uns jetzt so klar sind, nicht verstanden? Ist dies nicht doch Fahrlässigkeit, und hätte nicht leicht geholfen werden können? Diese Gedanken nagen oft bitter. Auf die Heilkraft der Zeit hoffen wir beide; aber es dürfte wohl durch den ganzen Rest unseres Lebens ein Ton bleiben, der dunkler ist, als er sonst gewesen wäre, selbst wenn wir von Anbeginn allein gestanden wären. Dessenungeachtet soll der Gedanke an uns nicht zu Schanden werden: Gott hat es gefügt, und Gott müssen wir uns fügen. Ich habe meine schriftstellerischen Arbeiten wieder aufgenommen, nur mag jetzt wohl Alles ein wenig ernster und strenger ausfallen als sonst; das ist aber gewiß: Arbeit trägt zur Ruhe am meisten bei, besonders geliebte Arbeit. Freiheit von amtlicher Zwangsarbeit wäre mir das ersehnteste Labsal; Zwangsarbeit und zwar höchst peinigende Zwangsarbeit aber nenne ich die, wenn ich klar Wahres verleugnen, dem Gegentheil mich schweigend fügen und es fördern muß. Es mag sein, daß im Staatswesen, so lange es menschliche Einrichtung ist, dies nie vermieden werden kann; aber aufreibend bleibt es immer, und wird es für warme und wohlwollende Gemüther mehr als für andere. Vielleicht darf ich jetzt nach der düstern Zeit auf einige heitere Jahre zählen, und dann soll mich frische Thätigkeit an dieses Ziel bringen. Die zwei letzten Jahre oder eigentlich 1½ haben mich wieder weiter davon gebracht. Witiko werde ich Ihnen gewiß im Winter übergeben können. Könnten Sie mir denn zum Behufe des Zawesch nicht irgendwo die Reimchronik von Ottokar von Hornek auftreiben? Ich würde sie sogar kaufen, kann sie aber nicht erfragen.

An August Piepenhagen.

Linz, am 1. September 1859.

Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihr Schreiben vom 19. August. Sie haben mir durch Annahme meines Vorschlages eine große Freude gemacht, die noch dazu eine ist, die, ungleich so mancher anderen, die uns treulos verläßt, bis an das Lebensende ausharrt. Die Kunst bereitet dem, der sie zu lieben versteht, ein unwandelbares Glück, und Gott hat mir die Gabe gegeben, das Schöne zu lieben, und mich daran auf's Tiefste erfreuen zu können. Ihr schönes Bild wird bei mir bleiben, so lange ich lebe, und ich werde sorgen, daß es nach meinem Tode in Hände kommt, die es achten; denn nichts ist mir so verhaßt, als wenn ein Kunstwerk sich vor tauben Ohren und blinden Augen befindet; das heißt recht eigentlich Perlen vor die Säue werfen. Mit mir stimmt meine Gattin auf das Innigste überein, sie ist von Ihrem Bilde entzückt, und dankt Ihnen auf das Wärmste dafür. Wir berathen schon angelegentlich den Platz, an dem es hängen soll.

Wenn Ihnen meine Schriften einiges Vergnügen bereiteten, so freut mich das sehr. Sie wollen keinen Anspruch auf Dichterruhm oder dergleichen machen; denn, aufrichtig gesagt, ich verachte ein so eitles Streben; aber sie hatten einen edleren Zweck, das Reich des Schönen und Hohen, wovon ein kleiner Theil in meinem Gemüthe wohnt, auf der Erde ausbreiten zu helfen.

Und darum erfreut es mich immer, wenn in einem Geiste, der reicher an Schönheitsgefühl ist als meiner, diese Schriften einigen Anklang erregen; denn es ist mir dann ein Beweis, daß mein Zweck nicht ganz verfehlt worden ist. Wenn Sie sagen, daß Sie so möchten malen können, wie ich schreibe, so kehre ich die Lanze um, und sage: Ich möchte so schreiben können, wie Sie malen. Aber beide können wir nicht, was der andere kann, und müssen es dulden, aber beide gehören wir doch zusammen. Wir gehen gleiche Wege, nämlich ein Höchstes der Menschheit (das ist der Schönheitssinn unstreitig) fester gründen und einpflanzen zu helfen. Dadurch wird mitgearbeitet an dem Werke, daß der Mensch menschlicher werde, daß sich seine Stirne kläre, und daß von ihr die Abkunft strahle, die er hat, und die er noch so oft durch niederes Streben trübet.

Sie schreiben, daß es Ihnen lieb wäre, wenn Sie Ihre Studien und Skizzen zu meiner Ansicht stellen könnten, um mein Urtheil zu wissen. Thun Sie es, senden Sie mir einen Theil, und ein anderes Mal einen anderen Theil. Ich werde das Gesendete unversehrt und bald wieder zurückschicken, und Ihnen ausführlich schreiben, was ich über die Sache denke. Nehmen Sie dann mein Urtheil als das eines einzelnen Mannes, welcher sich vielfach irren kann, und dessen Urtheil durch die Urtheile Anderer ergänzt werden muß. Wie sich ungefähr mein Auge gegen landschaftliche Natur verhält, werden Sie aus meinen Schriften ersehen haben, und wie weit ich über künstlerische Behandlung reden kann, werden Ihnen die meinen Urtheilen beigegebenen Gründe klar machen, welche Gründe, wo sie falsch sind, Ihre bessere Einsicht berichtigen wird. Eines kann ich mit Gewißheit verbürgen, daß ich mit Liebe die Sache anfassen

werde. Es würde mir eine Freude sein, einen Mann, den ich schon so lange achte, in seinen Werken noch genauer kennen zu lernen, und wenn ich ihm auch durch meine Urtheile keinen wesentlichen Dienst leisten kann, da seine Kunsteinsicht natürlich die meinige übertreffen muß, so dürfte doch die Anerkennung eines Mannes, dessen Auge nicht blind für die Herrlichkeit der Natur ist, und dessen Gemüth sich vor ihrer Pracht nicht verschließt, seine Bescheidenheit mildern, und zu einem erneuerten Schwunge und zu neuen Schöpfungen mithelfen. Vielleicht dürfte auch manchem meiner Freunde hiedurch die Freude werden, daß er sich nach einer Ihrer Studien ein Bild von ihnen bestellen könnte, zu dem er sonst nicht käme.

Daß Sie unserem Vereine auch ein Bild in Aussicht stellen, freut uns alle, nur wäre die Freude noch größer, wenn die Aussicht schon Gewißheit wäre. Das Bild wird ohne Zweifel hier bleiben.

Senden Sie uns doch öfter etwas, senden Sie uns so große Gegenstände, als Sie wollen. Es wäre mir sehr lieb, wenn ich die Achtung, die ich schon so lange vor Ihren Arbeiten habe, auch einmal auf Grundlage von mehreren Werken von Ihnen in der Allgemeinen Zeitung, mit der ich gelegentlich in Verbindung bin, niederlegen könnte. Wenn Sie auch derlei nicht wünschen, so wünschen es doch Ihre Freunde, denen eine Anerkennung für Sie wohl thut. Ich sende anbei eine kleine Besprechung Ihres Bildes in der hiesigen Landeszeitung.

Nebstbei folgt auch der erste vertragsmäßige Betrag. Mögen Sie diese Zeilen in bester Gesundheit und in bestem Schaffen treffen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 11. September 1859.

Ihr Schreiben vom 7. d. M. hat mich sehr erfreut. Wenn irgend jemand, selbst Mitglieder Ihrer Verwandtschaft nicht ausgeschlossen, Antheil an dem holden Ereignisse in Ihrer Familie nimmt, so sind wir es. Sie kennen den Umfang Ihres Glückes kaum; was Sie und Ihre liebe Gattin jetzt empfinden, ist erst nur Vater- und Mutterinstinkt; wenn aber das liebliche Geschöpfchen, vielleicht in Gesellschaft von noch mehr Geschwisterchen, heran wachsen wird, wenn sich der Mensch in den Kleinen entwickelt, und wenn, was das Entzückendste am menschlichen Geschlechte ist, sich Sitte und Güte in den jungen Gemüthern darstellt, dann werden Sie erst wissen, was Vater-, was Muttersein heißt; die Liebe eines lebendigen Wesens wird zur Liebe des Menschen, und die höchsten Freuden desselben sind wohlgerathene Kinder. Dies weiß ich an meiner theuren, unvergeßlichen Mutter, dies ahnte ich an meiner Ziehtochter, und dies sagt mir die Verödung und Vereinsamung, in der wir uns jetzt befinden. Diese Einsamkeit läßt uns unsere Freunde nur noch mehr lieben, und Sie gehören nach meinen Geschwistern zu den nächsten in unseren Gefühlen. Da ich kinderlos sterben muß, so sind die Kinder meiner Freunde die meinigen, und ich denke jetzt schon bei meinen Arbeiten, ob sie nicht einmal Ihren Kindern mehr zu

Gute kommen könnten, als jetzt Ihnen und mir, und ich denke jetzt schon, daß ich einmal Ihrem Mädchen, dessen Namen Sie mir wohl bald mittheilen werden, wenn es erwachsen ist, ein Schmuckstück meiner Frau, die es ihm schenkt, umhängen werde, mit den Worten: „Trage das zur Erinnerung an einen Mann, der deinen Vater sehr geliebt hat, und an eine Frau, die ihr Leben lang gut und rechtschaffen gewesen ist, und sei so gut und rechtschaffen wie sie. Wenn du viel Schöneres bekommen wirst, so halte dies Ding doch immer in Ehren, das wird ein Zeichen sein, daß du ein gutes Herz hast." Denn das, lieber Freund, müssen Sie zugeben, daß ich zu Ihren Kindern Du sage, als wäre ich eine Art Oheim. Schreiben Sie uns recht viel von Ihrer Gattin und dem Kinde, dann gehen wir ja auch gleichsam mit beiden um. Auch von sich selber schreiben Sie, was Sie thun, wie Sie leben, und was Ihren Geist beschäftigt. Ich möchte Sie recht gerne wieder einmal sehen, und einige Tage mit Ihnen zubringen.

Von uns schreibe ich ein anderes Mal. Der Fluß geht ruhig, aber von keinen reizenden Lichtern geschmückt, in seinen Ufern fort. Die Kunst sendet ihr heiteres Lächeln zu uns. Dies sei genug.

An Sie und Ihre Gattin die herzlichsten und innigsten Grüße von uns beiden. Gott beschütze Sie und Ihr Haus.

Leben Sie wohl, denken Sie freundlich Ihres treuen Freundes.

N. S. An unsern Freund Elischer viel Schönes.

An Joseph Axmann.

Linz, am 7. October 1859.

Dein Schreiben hat uns sehr erfreut, und wenn Dein Sohn Ferdinand seine Aufnahme in unserem Hause nicht zu schlecht gefunden hat, und meine Gespräche über Kunst einige Freude ihm bereitet haben, so ist unsere Befriedigung um so größer. Ich habe an dem Sinne und Streben Deines Sohnes großes Wohlgefallen gefunden, und glaube, daß Du Freude an diesem jungen Manne erleben wirst. Ich werde wahrscheinlich im November nach Wien kommen, da können wir näher über diesen Gegenstand sprechen.

Heute komme ich wieder mit einer Bitte. Möchtest Du nicht beiliegenden Brief an Leander Ruß, dessen Adresse ich nicht weiß, gelangen machen? Du kannst sie gewiß, wenn Du sie nicht weißt, erfahren. Eine zweite Bitte habe ich an Dich. Gehe in die Ausstellung des österreichischen Kunstvereins, und sehe unser Bild von Mövius an, welches dort ausgestellt ist (der österreichische Verein hat unseren Verein darum ersucht), und sage, ob dies Bild einen schönen Kupferstich gäbe, ob Du es stächest, und wie hoch ein Exemplar käme, wenn wir etwa 800 nehmen, und Dir das Eigenthum der Platte überlassen. Eine dritte Bitte. Weißt Du nicht etwa, ob es wahr ist, daß im Belvedere in manchen Räumen sich Bilder befinden, welche wegen Mangel an Raum

nicht aufgehängt werden können? Ob diese Bilder Werth haben, von welchen Meistern ꝛc. Unserem Vereine liegt sehr viel daran, dies zu wissen. Vielleicht ist Dir durch Zufall etwas davon bekannt. Mein Brief an Ruß betrifft denselben Gegenstand. Wenn ich nach Wien komme, werde ich Dir etwas Näheres sagen können.

Fürchte nicht, daß ich noch mit einer Bitte komme, als mit der, Deine Gattin und die Deinigen recht herzlich von uns zu grüßen, und uns Deine Freundschaft zu bewahren.

In der Hoffnung baldiger persönlicher Zusammenkunft schließe ich diese Zeilen, um baldige Antwort bittend.

An Louise Baronesse von Eichendorf.

Linz, am 27. October 1859.

Ich sehe, daß es wieder sehr lange geworden ist, seit Ihr Brief bei mir liegt und auf Antwort dringt. Es gehört zu den Übeln meiner Stellung, daß meine Zeit so sehr zersplittert und, ich möchte sagen, zerstört wird. Wenn ich das nicht ändern kann, so werde ich in der That mich bald unglücklich fühlen, wie Sie mir am Kopfe der Linzer Brücke im Jahre 1854 zu Ende Augusts sagten, daß ich es sei. Aber erschrecken Sie nicht, ich werde unter allen Plagen und Bedrängnissen, selbst unter harten Schicksalsschlägen nicht unglücklich werden, weil ich sie tragen, und weil ich in meinem Herzen Trost finden werde, es müßten

nur alle Menschen schlecht werden, oder in der Natur kein Gott mehr zu erblicken sein, oder ich müßte in eine trauernde Krankheit verfallen. Weniger stark ist meine Gattin, ihr Heimweh nach Wien und dessen Umgebung dauert immer fort, und sie ist es auch, welche in meiner Zeitverworrenheit am meisten in mich dringt, doch wieder an Sie zu schreiben. Mich drängt es wohl ohnehin dazu; aber ich denke stets: morgen wird eine günstigere Zeit dazu kommen, das geschieht aber nicht, und so schleicht die schönste Weile auf klägliche Art dahin. Ihr Brief ist wieder einmal recht trübe. Das thut uns sehr wehe. Wir möchten Ihnen alles Gute zuwenden, wie Sie es so sehr verdienen, und müssen sehen, wie Sie erfinderisch sind im Quälen Ihrer selbst. In den Menschen wohnt viel Arg, Selbstsucht, Leerheit, Tücke und Niedrigkeit; aber es findet sich auch wieder Güte, Unschuld, Hilfebereitschaft, Theilnahme und Aufopferungsfähigkeit, und in einzelnen erscheint zuweilen eine Größe des Herzens und eine feste Liebedauer, die uns in Bewunderung versetzt, uns Liebe einflößt, und uns in dieser Liebe Glück gibt. Ist dann auch die Natur nicht herrlich? Wohnt nicht in den Lüften und Wolken etwas so Schönes? etwas so Reiches in der grünenden Erde? Und ist nicht sogar fast jedes Thier etwas, das unsere Bewunderung erregt? Wenn Zuneigung Freude macht, so sollte Ihnen die unsrige ein Tröpflein Freude geben. Sie entsprang daraus, daß Sie sich einmal brieflich an mich wendeten, daß wir Sie kennen lernten, und Ihnen Ihrer Güte und Herzensreinheit willen sehr gut wurden und blieben. Das ist, mit Othello zu reden, der ganze Zauber. Hier ist wohl kein anderer Eigennutz, als der, daß es ein wohlthuendes Gefühl ist, jemanden zu lieben. Wenn manche Menschen Ihnen wehe thun, wollen wir Sie mehr lieben,

um Ihnen Vergeltung zu bringen. Wenn sechs, acht ꝛc. Besuche kommen, um in Ihrem Garten Athem zu schöpfen, so dulden Sie doch das nicht, liebe Louise, Sie sind ja doch nicht der Schemel, auf den sich diese Leute, die blos an sich denken, niedersetzen und Athem schöpfen. Ist's Ihnen genehm, lassen Sie diese Besuche allein in dem Garten herumgehen; ist es Ihnen nicht genehm, so lassen Sie sagen, oder sagen Sie, Sie haben nicht Zeit. Ich muß oft meinen besten Freunden sagen lassen, ich könne ihren Besuch nicht annehmen, weil ich arbeite, und wenn einmal meine Wohnung in der Nähe der Ihrigen steht, so werde ich manchen Vormittag für meine Frau und für Sie nicht sichtbar sein, weil ich in meinem Zimmer bin, und schreibe. Meine Gattin ist mehr als je sehnsüchtig, daß der Plan einer befreundeten Nachbarschaft mit Ihnen ausgeführt werde. Hätte mich das Unglück mit der Krankheit Josephinens und der entsetzliche Schlag mit Julien nicht getroffen, so wäre der Plan wohl früher reif geworden. Ich werde Ihnen das mündlich auseinander setzen. Gott wird wohl fernere Unterbrechungen nicht mehr so schwer verhängen, und dann könnte wohl ein ruhiger Lebensherbst für mich und meine Gattin folgen, den Sie mit uns theilen müßten, und den wir, so weit wir können, und so weit Ihr Wesen darauf eingeht, Ihnen erheitern würden. Da Sie nicht zu uns kommen, so werden wir, ich kann fast sagen, daß es ganz gewiß ist, im November zu Ihnen kommen. Den Tag weiß ich nicht, es hängt davon ab, wann Heckenast nach Wien kommt, mit dem ich dort eine Zusammenkunft haben möchte, weil ich doch einmal in Wien bin. Jedenfalls werde ich Ihnen den Tag anzeigen, an dem wir bei Ihnen anlangen werden. Mögen wir Sie doch gesund und gekräftigt finden. Wir

bringen ein kleines Hündchen, Namens Putzi, mit, das wir nicht zu Hause lassen wollen, weil wir um sein Wohl besorgt sind und weil uns das kleine Ding so liebt, wie uns vielleicht kein Mensch liebt, der etwa, wie es beinahe Regel ist, mehr sich, als den andern vor Augen hat. Putzi ist gut, und thut Ihren Katzen nichts. Ob dann Alles „am Schnürl" geht, oder nicht, das macht nichts, und wenn Sie nicht einige Unordnung zuwege bringen, so ist es nicht lustig, und ich bin böse auf Sie. Wenn Sie Ihre Schreibereien nicht drucken lassen wollen, so müssen Sie mir dieselben doch zum Lesen schicken oder mitgeben. Darauf werde ich bestehen.

Leben Sie recht wohl, denken Sie recht freundlich unser, und schreiben Sie sehr bald. Der Empfang Ihrer Briefe ist für uns immer eine Freude.

An August Piepenhagen.

Linz, am 15. November 1859.

Ich wollte Alles in einer Sendung abthun, Studien &c.; allein, da hat man mich zum Vorsitzenden des Schillerausschusses gewählt, und ich hatte in Folge dessen zu anderen Dingen so gut, wie gar keine Zeit. Ich sende, um meine Verbindlichkeit nicht gar zu lange in der Schwebe zu lassen, heute die 25 fl., und bitte recht herzlich, mir zur Sendung der Skizzen und des Urtheils darüber nur noch einige Tage Zeit zu gönnen. Wir

müssen erst eine Auswahl treffen, und ich möchte Ihnen sehr viel und ausführlich schreiben. Heute ist noch Concert für Schiller, dann ist alles aus, und ich gewinne Zeit. Sie entschuldigen gewiß gütig, daß Ihre Studien so lange da geblieben sind. Der Genuß, den sie so Vielen hier gewährten, möge ein Vorbitter um Ihre Verzeihung sein.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 29. November 1859.

Es ist seltsam, daß ich in dem eben ablaufenden Monate öfter den Gedanken gefaßt hatte, daß Sie krank seien. Ich hatte nicht den geringsten Anlaß zu diesem Gedanken, aber er kam öfter, und nun erscheint Ihr Brief, und sagt mir wirklich, daß Sie drei Wochen das Bett nicht haben verlassen können. Weil Sie nur wieder wohl sind, so will ich mich nicht weiter in den Gegenstand der Ahnungen und dergleichen vertiefen, und Gott einfach für diese Genesung danken. Sie schreiben nicht, was für ein Übel Sie hatten, und ob es schwer war. Erzählen Sie mir doch in Ihrem nächsten Schreiben etwas darüber. Eben so beunruhigt mich es auch, daß die kleine Ilona leidend ist. Ich erfuhr aus Ihrem Briefe, daß das kleine Dinglein eine Amme hat. Das ist allemal ein Übel, wenn so etwas nothwendig wird, da wohl die Muttermilch weitaus durch nichts zu ersetzen ist, sowohl für

das Kind als auch für die Mutter, wenn dieselbe gesund und stark ist. Da ich selber kinderlos geworden, nehme ich großen Antheil an den Kindern meiner Freunde, und möchte sie recht gedeihen und sich entwickeln sehen, als gehörten sie ein bischen auch mir an. Meines Bruders kleine Amalia, die jetzt eben die ersten drolligen Redeversuche macht, schlingt oft ihre beiden Ärmchen um meinen Nacken. Freilich muß ich diese Liebe stets durch allerlei Obst wach halten, und sie weiß auch noch nicht, daß ich ein alter Herr bin. Schreiben Sie mir recht bald wieder über das Befinden des Mädchens, und wenn Sie nicht Zeit haben, Längeres zu schreiben, so schreiben Sie wenigstens zwei Zeilen. Ich möchte so gerne haben, daß das Kind sehr kräftig und lebhaft würde. Daß die liebe Mutter des Kindes sich wohl befindet, freut uns sehr. Möge Ihr häusliches Glück durch keine ähnlichen Zufälle oder wenigstens durch keinen bedeutenden getrübt werden. Wir haben einundzwanzig Jahre in schönster häuslicher Ruhe gelebt, da kamen schwere Prüfungen, sie haben uns, ich kann es wohl sagen, auf eine furchtbare Weise erschüttert; aber wir mußten sie tragen. So schwer und so ausnahmsweise auch der letzte Fall, der mit unserer schönen und in ihren Anlagen hoffnungsvollen Julie, war, so mußte doch auch er getragen werden, und wir mußten Gott danken, daß er uns beide einander ließ; denn nach so langem Beisammensein ist die Trennung meist ein Lebens oder Lebensfreude zerstörender Riß. Einen Schatten wird Juliens Tod wohl immer auf den Rest meines Erdenlebens werfen, jene sorglose Heiterkeit, welche kein Wölklein kennt, die seit meiner Kindheit ein Theil meines Lebens war, ist dahin; aber es hat sich ein tieferer Ernst in mein Herz gesenkt, und ich gehe mit desto größerer Sammlung zu meinen Arbeiten. Sie haben mich durch Ihren

letzten Brief sehr ermuthigt. Wenn bedeutende Menschen mein Schaffen nicht für vergeblich achten, so ist es wohl möglich zu machen, daß auch ich es nicht für vergeblich achte. Seit meiner Vereinsamung, und seit ich gegen Europa's Mächte, welche das Recht und die oberste Sitte aus Selbstsucht und Feigheit oder wenigstens Schwäche fallen ließen, eine so tiefe Verachtung fühle, sind mir meine Arbeiten Rettung und Trost geworden. Ich flüchte zu ihnen wie zu einer Erhebung, und täglich sieht mich, wenn ich in Linz anwesend bin, der Morgen zwei Stunden an der Staffelei und der Abend 4—5 Stunden am Schreibtische.

Was die Frau von Binzer sagte, ist in Erfüllung gegangen, ich versenke mich in meine Arbeiten jetzt tiefer als je; möge Gott seinen Segen geben. Darum spricht mich der Umgang mit einzelnen höheren Menschen so an, und wenn es möglich zu machen ist, daß ich mit Ihnen den Nachsommer des Lebens begehen kann, wie Sie in Ihrem Briefe andeuten, wozu aber auch Freund Elischer gezogen werden müßte und Freundin Eichendorf, so würde ja ein Traum meiner Jugend erfüllt, den ich nur damals nicht verstand. Sollten mehrere Menschen, die sich gegenseitig wählen, in der Nähe von einander wohnen, und mit einander schaffen, und mit einander am Abende ihres Lebens die Welt betrachten, so wäre das recht schön. — Unsere Weiber thäten dies und das, wir manches und manches. Die Kinder, welche etwa da wären, müßten in der Welt draußen sein, müßten sich dort herum thun, müßten dort glücklich sein, und dürften uns Nachsommerer öfter besuchen. — Wie schön wäre es, wenn auch Geiger dabei wäre, und eine riesige Arbeitsstube hätte. Wir alle würden uns heben. Der Gedanke ist zu schön, als daß er einmal wahr werden könnte. Und doch sollte der Versuch gewagt werden. Wir Men-

schen plagen uns ab, um die Mittel zum Leben zu erwerben, nur das Leben lassen wir dann bleiben.

Über Geigers Erfolge freue ich mich innigst. Ich habe ihn wohl immer erkannt, und ihn im Entwerfen von Bildern für den ersten in der Welt gehalten. Möchte er wenigstens einige Bilder aus den unvergleichlichen Memorabilien malen. Hätten Sie etwas dagegen, wenn er nach Ihrer Skizze von ihm die Taufe Stephans als Staffeleibild für die oberösterreichische Landesgallerie malte? Wir würden ihm den Antrag stellen, und würden ihn nur bitten, wenn der Preis ein höherer ist, Ratenzahlungen anzunehmen. Daß Sie mir die zwei Bilder senden wollen, rührt mich auf's Tiefste, ich sehe es als einen Beweis Ihrer Liebe zu mir an. Ich werde sie hier im Vereine ausstellen, werde an die Allgemeine eine Besprechung senden, und werde dann nach Ihrer Weisung sie nach Deutschland weiter befördern. Ich kann Ihnen mein Verlangen nach diesen Bildern nicht genug ausdrücken. Sollte ich im December mit Ihnen in Wien zusammentreffen, so gehe ich etwa mit Ihnen auf ein paar Tage nach Pest, und sehe Ihre Gattin, Ihr Kindlein und die Bilder. Schreiben Sie mir die Zeit, wann Sie nach Wien kommen, und wie lange Sie bleiben. Sollte ich nicht kommen können, so ist schon der Spätfrühling die beste Zeit zum Hersenden. — Piepenhagen hat mir 47 Blätter herrlicher Studien zum Ansehen hergeschickt. Eine darunter würde ich, wenn ich sie ohne Namen sähe, für einen Rembrandt, eine andere für einen Ruysdael halten. Ich kann sie Ihnen nicht senden; aber wenn Sie einmal nach Prag kommen, besuchen Sie den Mann. Vielleicht sendet er Ihnen die Blätter auch auf meine Fürbitte.

Witiko wird schon diesen Winter fertig, und kann im

Frühlinge gedruckt werden. Ich hoffe, daß ich gesund bleibe, wenigstens sehe ich auf dieses Gut jetzt mit größerer Sorgfalt als in meiner Jugend. Besonders hüte ich mich vor Verkühlungen; denn aus diesen entspringen die meisten Krankheiten. Ich sehe mich auf Reisen gut vor, und verlasse einen Ort, wo ich sie befürchte, sogleich ohne Umstände. Sie sollten es auch thun. Da ich jetzt mit der Reinschrift des Witiko beginne, so nehme ich ihn auch auf Amtsreisen mit, und arbeite Abends. So wird die Sache schnell vorwärts gehen.

An August Piepenhagen.

Linz, am 13. December 1859.

Erst heute kann ich über Ihre Skizzen zu schreiben anfangen. Ich halte es für Pflicht, Ihnen den Grund der langen Verzögerung anzugeben; denn meine Absicht war, Ihnen die Blätter längstens 14 Tage nach deren Empfang wieder zuzustellen. Zuerst verging einige Zeit, bis die meisten Mitglieder des Verwaltungsrathes des Vereines, welche Antheil an der Kunst nehmen, die Gemälde gesehen hatten. Dann breitete sich die Sache aus, und dieser und jener ging mich an, ihm die Studien zu zeigen. Ich that es gerne, und trug selber, weil ich die Blätter nicht

gerne dienenden Händen anvertraute, zu mancher Familie das Fach mit denselben. So verbrachte ich manchen Überschuß von Zeit, der mir an manchen Tagen gegeben war. Mich freute der Triumph immer sehr, welchen sich die Skizzen aller Orts errangen. Da nun so viele Zeit hingegangen war, so sündigte ich noch gleich darauf los, und erwartete den Beginn des Monats December, weil da die sehr edle und kunstsinnige Familie des Grafen Revertera wieder in die Stadt kommen sollte, welcher ich die Blätter noch zeigen wollte, um dann ein für alle Mal einen Abschluß zu machen. Da geschah es mir noch, daß ich mir die Hüftmuskeln verrenkte, und längere Zeit nicht zum Schreibtische gelangen konnte. Heute Abends aber fange ich an, und werde nun jeden der nächsten Abende benützen, um dieses Schreiben, das etwas lange werden dürfte, zu beenden.

Zuerst folgt eine Bitte. Nach Ihrem Schreiben vom 7. November wären Sie bereit, einige der Skizzen auf Bestellung zu kopiren. Wir bitten also, diejenigen Blätter, welche mit A. und St. auf der Rückseite bezeichnet sind, zu kopiren. Die A. gehören für den Postdirektor Moriz von Az, die St. gehören für mich. Wenn auf einem Blatte A. und St. gezeichnet ist, so müßte es zweimal gemacht werden. Da wir aber glauben, daß kaum etwas schwieriger sein dürfte, als das Kopiren von Skizzen, die gerade durch ihre Freiheit immer so schön sind, und meistens ausgeführte Gemälde in dieser Hinsicht übertreffen, so bitten wir Sie, in Kleinigkeiten nicht ängstlich zu sein; denn wenn in solchen auch die Kopie vom Originale abweicht, so wird sie doch andererseits an Leichtigkeit gewinnen.

Eine zweite Bitte und Frage wäre die: Was würde das

Bild kosten, welches nach Nr. 26 (Tannenwald, aus dem ein Bach hervorfließt) in der Größe ausgeführt würde, daß die höchsten zwei Tannen links drei Schuh hoch wären, so daß das Bild etwa 5½ Schuh lang würde. Oder sollte dieser Gegenstand nicht noch größer ausgeführt werden, natürlich mit größerer Entwicklung von Einzelnheiten? Dieses Bild ist so ernst und tief gedacht, daß es in einer bedeutenden Größe eine außerordentliche Wirkung hervorbringen müßte. Meine Frage ist keine müssige. Unser Verein hat in seinen Satzungen eine, welche bestimmt, daß wir in Linz eine Landesbildersammlung anlegen sollen. Wir haben bereits begonnen, und von Mövius ein sehr großes und schönes Bild gekauft. Wenn das Bild des Tannenwaldes in seiner Art so schön würde, wie es die Skizze in ihrer Art ist, so glaube ich, daß das Bild für uns ein Galleriebild sein, und mit Freude gekauft werden würde. Wenn Sie die Güte hätten, diesen Gegenstand in Betrachtung ziehen, und uns gelegentlich darüber schreiben zu wollen, so würden Sie uns zu großem Danke verflichten; die nämliche Frage möchte ich auch in Hinsicht des Mondbildes Nr. 30 thun. Wenn dasselbe auch dem Gegenstande nach nicht so großartig und erhaben ist, als das Tannenbild, so ist es der Ausführung nach noch wirksamer, weil der Lichtreiz des Mondes jedes Auge, auch das des Laien, mächtig an sich zieht. Dieses Bild brauchte eben nicht so groß als das Tannenbild ausgeführt zu sein, um seine Wirkung zu machen; aber eine gewisse Größe dürfte doch nöthig sein. Haben Sie die Güte, auch hierüber gelegenheitlich zu schreiben. In Erwartung des Antwortschreibens, und in Erwartung, daß Sie uns wenigstens einige Skizzen bald schicken werden, schließe ich diese Einleitung, und beginne meinen Bericht über die Studien.

Ich habe diejenigen Stücke, welche zu oberst liegen, und keinen weißen Rand haben, auf der Rückseite mit a, b, c..... bezeichnet.

Im Allgemeinen halte ich die mir von Ihnen mitgetheilten Studien für außerordentlich schön, so schön, wie selten Studien sind. Nach meiner Meinung gehört zu einem Werke der bildenden Kunst, wie jeder Kunst, nicht blos die Richtigkeit der Mache, nicht blos die Leichtigkeit und Freiheit der Behandlung, nicht blos die täuschende Wahrheit des dargestellten Gegenstandes — das lernen sehr Viele, lernen es oft vortrefflich; aber es ist all dieses nur das Handwerkzeug — neben diesem Handwerkzeuge liegt ein Haar, man meint, wenn der Mann nur noch über dieses Haar hinüber wäre, dann ist er ein Künstler; aber über dieses Haar kommt er nicht hinüber, diesseits macht er die verschiedensten, wunderlichsten Dinge, aber er kommt nicht hinüber. An diesem Haare stehen Tausende, jenseits einer, und manchmal wieder einer. Sie stehen nach meiner Meinung jenseits. Was ist denn nun das, was der noch haben soll, der über das Haar hinüber gehört? Der Künstler ist es eben, die andern sind herrliche Handwerker. Der Künstler hat jenes Ding in seiner Seele, das alle fühlenden Menschen in ihrer Tiefe ergreift, das alle entzückt, und das keiner nennen kann. Manche heißen es Schönheit, Poesie, Phantasie, Gefühl, Tiefe u. s. w., u. s. w.... aber das sind alles nur Namen, die das Ding nicht bezeichnen. „Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!“ sagt Göthe — ich möchte es wohl das Göttliche nennen, das große und leuchtende Menschen überhaupt offenbaren, theils als Charakter, theils in Handlungen, und das den Künstler in dem darstellt, was er hat, in reizenden Gewandungen. Wer es besitzt, wen Gott damit gesegnet hat, der prägt es in allen Din=

gen aus, in allen Stoffen, er beseelt sie damit, und wären es die kleinsten, z. B. daß ein Mann und eine Frau aus dem Nebel hervorgehen, daß der Mond aus dem Nebel scheint, daß er eine Brücke beleuchtet, und daß daneben ein dürrer Stamm steht. Wer es nicht hat, der fühlt dessen Mangel nicht, er sucht die Wirkung im Stoffe, er häuft den Stoff, er erzielt nichts, wie halsbrechende Dinge er auch verübt. Daher kommt es, daß solche Menschen so gerne in Absonderlichkeiten verfallen, und so unsäglich viele Malerei verbrauchen. Der Künstler findet mit seinen Formen auch seine Stoffe, und er findet sie sehr leicht, weil sie ihm überall begegnen. Wer dieses ungenannte Ding nicht hat, kann es nicht lernen, wer es hat, der wirkt damit, selbst wenn er in jenen ebengenannten Handwerksdingen einigen Mangel hätte; aber er darf darauf nicht stolz sein, weil es ihm der liebe Herrgott gegeben hat, nur dessen Entwicklung kann sein Verdienst sein.

In Ihren Bildern, die ich gesehen habe, sowie in den übersendeten Studien finde ich das. Es liegt nie in einer Einzelheit, immer im Ganzen, wie die Seele nicht in der Hand, im Fuße, im Haupte, sondern im ganzen Körper wohnt. Manche nennen dies Stimmung des Kunstwerkes; aber bei Ihnen wäre das falsch. Stimmung kann vorhanden sein, und mit ihr doch Trockenheit, Langweile, Trostlosigkeit. Der Geist, der aus Ihren Bildern spricht, wendet sich mit Innigkeit an den unseren, und hebt ihn in ein beseligendes Gefühl. Öfter ist es wohl der Geist beglückender Heiterkeit, wie z. B. in dem Bilde, welches ich von Ihnen gekauft habe; noch öfter aber scheint es der Geist der Sehnsucht, der Schwermuth, der tiefen Betrachtung oder der Düsterheit zu

sein, der in Ihren Werken sich offenbart, immer aber ist es ein Geist der Schönheit und Größe, und wenige Maler sind so sehr düster, wie Sie. Wer es gar nicht ist, dessen Pinsel ist eine fehlgegriffene Waffe, sie führt zu keinem Siege.

Wie Sie nun diesen Geist offenbaren, mit welch' äußeren Mitteln, soll ich wohl auch sagen; aber es dürfte nicht gar leicht sein.

(14. December.)

Wenn wir bei einem Gemälde Zeichnung und Färbung unterscheiden, und bei der Zeichnung beginnen, so dürfte dieser Theil bei Ihren Skizzen der schwächere sein, nicht daß ich sagen will, Ihre Zeichnung sei überhaupt schwach, im Gegentheile, sie ist sehr bestimmt, kräftig und geübt, aber bei Ihrem tiefen Gefühle für Farbe, und bei der Meisterschaft, womit Sie die Farbe behandeln, werden Sie etwas gleichgiltiger gegen Formen, zeichnen sehr häufig mit dem Pinsel, und lassen sich durch Zufälligkeiten bestimmen, die zum Vorscheine kommen, wodurch freilich die Leichtigkeit und Freiheit des Vortrages gewinnt, aber dennoch die Gestaltgebung Gefahr läuft. Ich meine, jedes Gemälde müsse so entworfen werden, daß, wenn nur erst gar nichts als Linien auf dem lichten Grunde sind, dieselben durch den Reiz ihrer Stimmung, durch ihren Adel, durch ihre Ruhe trotz der Bewegung des Werdens, die in jedem Bilde sein muß, jedes empfängliche Herz zum Entzücken erregen, und die Befriedigung, oder gar das Staunen des Kenners hervorrufen. Die bloße Konturzeichnung eines künftigen Bildes soll schon ein Meisterwerk, soll ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk sein. Die Linien einer solchen Zeich-

nung dürfen dann bei dem Malen nicht mehr verletzt werden. Manche mögen sagen, dann wird das Bild steif. Ich antworte darauf: Ja, wenn jemand im Zeichnen weniger geübt ist als im Malen. Ist er aber in diesem Theile der Kunst, welcher reizender und süßer ist, als viele meinen, sehr eingeübt, und liebt er diese Bauführung des Auges, dann wird ihm das Einhalten seiner Linien leicht, ja es wird ihm Gewissenssache, und er zeichnet mit dem Pinsel die Nebenlinien zu den Hauptlinien so sicher, und mit solcher Empfindung, daß dann, wenn er in der Farbe der gleiche Meister ist, das fertige Bild in Zeichnung und Farbe wie gehaucht ist, und man zweifelt, was schöner sei, die Zeichnung oder die Färbung. Die Landschafter, weil sie es mit den verschiedensten Gestalten zu thun haben, nehmen es mit denselben nicht so genau; wie immer ein Körper ausfällt, man kann ihm Naturwidrigkeit nicht so leicht nachweisen, er kann möglicherweise so aussehen. Dadurch werden Landschafter, die andererseits wieder über ein so großes der Farben gebieten, verleitet, der Farbe zu viel, der Zeichnung zu wenig zu geben. Der Künstler im Bilden von Menschen- und Thiergestalten ist mehr gebannt, eine Naturwidrigkeit seiner Gestalten zeigt sich sehr leicht auf, er muß daher strenger sein, und wird in der Regel ein besserer Zeichner als der Landschafter. Aber wenn der letztere auch schwerer auf einer Naturwidrigkeit ertappt wird, so straft ihn dafür eine andere Göttin sehr oft, die Schönheit. Sie ist viel inniger und zarter in den Linien der Natur vorhanden, als man glaubt. Wie schön sind Bergeslinien, wie schön oft die der Wolken, der Bäume, selbst die des Meeres und der Ebene. Wenn der Landschafter leicht wahr ist, so ist er nicht eben so leicht schön in seinen Linien. Wenn er aber beides ist, wenn seine Formen aus den Gemein-

plätzen, die man in allen Landschaften findet, in das Edle gehen, so wirkt er mit einem Zauber, der dem Figurenzeichner nicht in so hohem Maße zu Gebote steht. Freilich hat der letztere dafür wieder etwas anderes, was Menschen heftig an sich zieht, die menschliche Handlung seiner Gestalten. Wie sehr ein tiefes Streben nach Schönheit der Zeichnung im Landschaftlichen sich lohnt, zeigt Claude Lorrain, obwohl ich ihn von einer Art idyllischer und schäferlicher Manier nicht ganz frei sprechen möchte. Aber ruhige Größe und Würde liegt in allen seinen Liniengebilden. So sehr Ihre landschaftlichen Körper von dem Gewöhnlichen und Hausbackenen sich hervor heben, ja so phantasiereich sie meistens sind, so sind sie doch noch nach meiner Meinung Ihrer Farbengebung nicht ebenbürtig.

Diese Farbengebung nun finde ich bei Ihnen meisterhaft. Sie handhaben dieselbe mit einem Grade von Sicherheit, wie ich sie bei wenigen alten und neuen Künstlern gefunden habe. Die meiste Verwandtschaft haben Sie mit den großen Künstlern des Mittelalters in Kraft und gesättigter Tiefe der Farbe. Dem größten landschaftlichen Farbenkünstler der Neuzeit, Karl Rottmann, stehen Sie in Feuer der Farben (er malte aber meist südliche Landschaften), nicht aber in Kraft derselben nach, in der Sie ihn manchmal übertreffen dürften. Rottmann ist dafür nicht frei von Manier. Sie haben (vorzüglich in Ihren Nachtbildern) keine, sondern die Natur. Einen sehr großen Vorzug haben Sie vor vielen Landschaftern im Schmelze der Übergänge der Farben, daher Ihre Nachtnebelbilder von so unnachahmlichem Reize sind. Sie führen, wahrscheinlich mit nicht gar kleinen und nicht gar kurzen Pinseln malend, die Farbmassen in Ihren Mondnebelbildern aus

dem Lichten in das Dunklere und Dunklere, lassen da unbestimmte Gestalten entstehen, die die Einbildungskraft unendlich reizen, und eigentlich die Nacht erzeugen, gehen nach vorwärts, stellen dort kräftige Körper hin, und geben ihnen die einzelnen Lichter, die der Mond auf ihren beleuchteten Flächen erzeugt. Ein Mondblitz im Wasser hilft die Mannigfaltigkeit des Ganzen erhöhen. Ihre Lichter sind immer ganz bestimmt und fest, und mit viel Farbkörper hingestellt, was sie markig macht. Ihr Vortrag ist nicht breit, die Farbenfläche wird durch Mannigfaltigkeiten gebrochen, was das Phantasiespiel und die Leichtigkeit erhöht. Die Gefahr, die hier nahe liegt, in das Zerbröckelte zu fallen, haben Sie überwunden, und in Ihren besten Arbeiten ist keine Spur davon vorhanden, obwohl sie in Einzelnheiten nicht fehlt, z. B. in Nr. 33 in Theilen des Vordergrundes, so schön sonst das Bildchen ist. Ihre Farbe ist stets stimmend, und doch wechselnd, Sie haben im Hinstellen derselben eine große Gewandtheit, und verarbeiten sie kräftig. Ihre rege Fhantasie zaubert diese Musik für das Auge in großer Fülle und Tiefe hin, aus welch' letzterem Grunde sie dem Bunten aus dem Wege geht, was nur seichte Menschen bringen und genießen können. Ihre Farbe ist gebrochen, aber immer klar. Ihre Stärke ruht in der Schattengebung; denn auch die Natur hat in Massen größeren Licht- als Farbenreiz, daher sie kräftig, aber nicht bunt ist, ihre feurigsten Farben legt sie auf kleine Stellen, z. B. Blumen, oder in kleine Zeitabschnitte, z. B. in das Abendroth, in den Blitz. Der Maler erzeugt die Kraft durch Gegensatz von Hell und Dunkel, nicht durch streitende Farben. Und Sie gehören durch die Kraft Ihres Vortrages, wie ich schon erwähnt, eher zu den kräftigen Mittelalterlichen als zu den bunten Neuen.

Wenn ich aus den gesendeten Skizzen, und aus den wenigen Bildern, welche ich von Ihnen gesehen habe, urtheilen soll, so müßte ich nach meinem Standpunkte sagen: Wenn Sie in Ihrer Zeichnung Größe und Würde erfassen, in der Färbung noch getreuere Naturwahrheit erzielen, und diese Dinge mit Ihren jetzigen außerordentlichen Vorzügen verbinden, so sind Sie einer der größten Landschafter aller Zeiten, und dürfen sich neben Ruysdael stellen.

Um von den Skizzen im Einzelnen zu sprechen, muß ich vorausschicken, daß ich im Allgemeinen den Mondstudien den Vorzug gebe. In ihnen ist fast völlige Naturwahrheit, und in Nr. 30 ist sie vollendet tadellos. Da ist kein falscher Strich. Ich würde das Bild (denn es ist fast keine Studie mehr), wenn ich es ohne Nennung, und ohne Wissenschaft eines Meisters in die Hände bekommen hätte, Rembrandt zugeschrieben haben. Das Braun des großen Baumes hilft die schönen Silbertöne der Luft machen, und das bläulichere Gewölke um den Mond wird wieder durch jene bräunlicheren Nachbarsilbertöne hergestellt. Die Wolken gehen weich in den Hintergrund über, lassen ihn ahnen und links etwas sehen, und machen Nacht. Der schöne Baum zerlegt das Bild in Massen, das tiefe Dunkel des Wassers und der Schatten mit dem ganz kleinen Reflex des Mondes gibt ihm träumerische Ruhe. Auch die Zeichnung ist trefflich. Das Bildchen ist so zart und so fein abgestuft behandelt, daß ich sehr zweifle, ob Sie es getreu werden kopiren können. Und dennoch ist es fast ein kindisch heftiger Wunsch von mir, dieses Bildchen zu bekommen. Auch Az hat es bezeichnet.

(25. December.)

Sie wissen aus dem Briefchen, welches ich Ihnen gesendet habe, daß mich unser Statthalter auf eine Amtsreise gesendet hat, was wieder eine Verzögerung verursachte. Ich fahre also erst heute fort.

Alle Ihre Mondstudien haben etwas Vortreffliches durch die Weichheit und Zartheit der Behandlung, durch die Unbestimmtheit der Hintergründe, wodurch die Nacht entsteht, und durch das Licht, welches in sehr gebrochenen Farben auf den Gegenständen liegt, wodurch die Thatsache des wirklichen Scheinens des Mondes auf den irdischen Körpern erzeugt wird. Doch möchte ich folgenden den Vorzug geben: e, f, g, h (besonders durch den Hintergrund reizend), 5, 30 (welches ich für das schönste halte), 31, 32 (in welchem mir der mit dem Pinselstiele ausgezeichnete Vordergrund etwas zu bestimmt scheint), 36 (besonders dichterisch).

Unter den Tagbildern ziehe ich weit das Tannenbild vor. Es ist keine Studie mehr, sondern es ist ein vollendetes Gemälde. Als solches ist es so schön, wie ich wenige Bilder gesehen habe. Ich halte es auch für das schönste der ganzen Sammlung. Die Gegenstände sind mit solcher Sicherheit hingestellt, als wären sie nicht gemacht, sondern durch sich da, sie sind nicht gesucht, sondern naturnothwendig. Die Farbe ist so wahr, daß sie die Täuschung der Wirklichkeit hervorbringt, und der ganze Augenblick dieser Farbendichtung ist so großartig und ernst, daß er das Gemüth in eine feierliche Stimmung bringt. Wenn zu diesem

Gemälde zahlreiche und treue Einzelstudien gemacht würden, so müßte es, wie ich schon oben bemerkte, groß ausgeführt von ungeheurer Wirkung sein.

Auch die anderen Tagstudien halte ich dem größten Theile nach für sehr schön. Ich will die, welche mir besonders gefielen, anführen. 7 (sehr phantastisch), 11 (ausgezeichnet in der Abendgluth und im Schatten), 12 (tiefgefühltes Phantasiebild), 15 (Vordergrund und Wasser trefflich in Behandlung und Zurücktreten, der mittlere Berg dürfte mit den vielen gleichfärbigen Lichtern etwas an Manier streifen), 18 (herrlich in Licht und Schatten und in der Gegenständlichkeit des Vortrages), 19 (voll Phantasie), 24 (eines der reizendsten Bildchen in der Mannigfaltigkeit seiner Gegenstände), 33 (besonders frisch), 39 (treffliche Plastik des Laubschlages) 48 (trefflich in der Vegetation und in den Gründen), 68 (tief gedacht, mit einer Art einsamer Größe), 97 (wunderschöne Sonnenwirkung, nur das breite röthliche Licht auf dem Berge jenseits des Sees dürfte zu schwer sein). —

Die Studien, auf welchen sich die Sonne befindet, dürften die schwächsten sein. Die Sonne läßt sich mit Erfolg nur sehr stark durch Nebel gedämpft malen. Sonst ist sie kein Gegenstand des Gesichtssinnes, nicht einmal im Untergehen, wenn sie rein am Himmel steht, weil sie die Thätigkeit des Gesichtssinnes im Augenblicke des Hinblickens auf sie lähmt. Einige dieser Studien sind in der Art, wie Sie früher öfter gemalt haben, z. B. 2, 4 (auf welchen wohl die Sonne nicht steht), 89 (in welchem besonders der lichte Weg der Wirkung der Sonne Abbruch thut), 75. Verfehlt scheint mir der Sonnenuntergang in 21, und zwar

blos wegen des zu lichten Tones in der reinen Luft oberhalb der Sonne, und auch der in ihr befindlichen Wolken, welcher Ton die Sonne ihres Scheines beraubt. Wie trüb die Sonne auch aus Wolken schauen mag, wenn sie einmal herausschaut, so ist sie das Feurigste in der Landschaft. Ich glaube, daß, wenn Sie dasselbe Bild, dessen Wasserspiegel sehr schön ist, noch einmal malten, die obere Luft in demselben Tone, aber um etliche Grade tiefer hielten, und in die Schatten der hinteren Gegenstände und der Wogen mehr bläuliche Lufttöne und Reflexe des kalten gegenüberstehenden Himmels spielen ließen, die beabsichtigte Wirkung nicht ausbleiben könnte. Dieselbe zu lichte Umgebung scheint mir in den anderen Sonnenbildern zu sein.

Und nun verzeihen Sie mir meine Freimüthigkeit. Nehmen Sie mein Urtheil für nichts weiter als für eine Privatansicht, was es auch ist, ergänzen Sie es, wie ich schon in einem früheren Briefe sagte, mit Ihrer besseren Einsicht und dem gründlicheren Urtheile Anderer, und lassen Sie sich durch meinen Tadel, wenn er falsch sein sollte, nicht beirren.

Ich habe nur den lebhaften Wunsch, Sie persönlich kennen zu lernen, und dann noch öfter mit Ihnen im kunstfreundlichen Verkehre zu stehen. Am liebsten wäre es mir freilich, mit Ihnen in demselben Orte zu leben. Da dieses aber in dem Augenblicke wenigstens nicht möglich ist, so bitte ich Sie, und mit mir bitten viele Kunstfreunde hier, senden Sie uns recht oft etwas von Ihrer Hand, Ihre Bilder würden unsere Ausstellungen zieren, und kaum würde je eines den Rückweg nach Prag finden. Mir, einem sehr großen Freunde land-

schaftlicher Natur, würden Sie ein wahres Labsal bereiten. Und endlich liegt bei mir noch ein anderer Wunsch im Hintergrunde: ich möchte gerne mit meinen geringen Kräften etwas zur Verbreitung Ihres Namens beitragen, wozu ich öfter Bilder von Ihnen sehen muß, da ich schon nicht mit Ihnen in einer Stadt leben kann. Ihnen mag es vielleicht gleichgiltig sein, wie weit Ihr Name töne, den Freunden Ihrer Kunst aber liegt daran, daß es so weit sei, als Sie es verdienen.

1860.

An Joseph Axmann.

Linz, am 5. Jänner 1860.

Zürne mir nicht, daß ich Dich so lange auf eine Antwort warten ließ. Es konnte nicht eher geschrieben werden, als bis ich mit mehreren Herren unseres Vereins gesprochen hatte, um zu wissen, wie etwa das Ergebniß einer Abstimmung ausfallen dürfte. Und endlich mußte ich auch auf eine Amtsreise fort, die mich einige Zeit von Linz entfernt hielt. Mit dem Stiche der Mövius'schen Landschaft hat es mehrere Anstände. Unser Verein ist nicht in der Lage, regelmäßige monatliche Vorschüsse bis zur Vollendung der Platte geben zu können, und zwar aus dem Grunde, weil die Gelder desselben unregelmäßig eingehen. Vom Lande herein kommen sie meist gegen Ende des Vereinsjahres. Zu dieser Zeit ist das meiste Geld in der Kassa, und es wird zur Berichtigung der etwa noch rückständigen Summen für Ankäufe und zum größeren Theile zur Anschaffung des Vereinsblattes verwendet. Dann hast Du ja das Bild nicht gesehen. Es ist ein sehr großes Bild, sehr reich an Formen, künstlerisch von hohem Werthe; es ist die Frage nicht so leicht zu beantworten: Kann es im Stiche vorgetragen werden, wie viele Arbeit steckt darin, und wie groß muß es sein. Da der Gegenstand ein sehr ernster ist, so darf die

Größe nicht unter ein gewisses Maß herab sinken, damit das Ganze nicht kindisch aussehe. Ich habe erst gestern das Bild wieder gesehen, da es von Pest gekommen ist und ausgepackt wurde, und es hat sich mir neuerdings wieder die Überzeugung aufgedrungen, daß Du Deinem eigenen Vortheile gemäß durchaus über Größe und Preis nichts bestimmen kannst, wenn Du das Bild nicht gesehen hast. Es war sehr lange in Wien ausgestellt, und es ist mir leid, daß Du es nicht gesehen hast. In den Raum der „Dichterliebe" geht es nach meiner Meinung nicht hinein. Die Vorschüsse könnten vielleicht durch meine Vermittlung privat gemacht, und überhaupt der Stich als Privatunternehmung ausgeführt werden; denn für den Verein dürft der Preis, wenn die Größe wächst, zu groß sein. Hast Du einmal Zeit, und brauchst Du Erholung, so wende einige Gulden zur Herfahrt an. Während Deines Hierseins wohnst Du bei mir. Dann könnten wir Alles besprechen und das Unternehmen doch vielleicht in's Werk setzen.

Für die übersendeten Stiche danken wir Dir herzlich. Meine Gattin ist besonders über das Schillerpaar sehr erfreut. Mir gefallen alle Stiche ganz besonders. Die erhabenen sind meisterlich. Das Mädchen nach Geiger scheint mir so vollendet, daß ich Verbesserungen nicht vorschlagen kann. Ich glaube, Du darfst die Platte lassen, wie sie ist. Bei dem Ganzen gereicht uns nur das zum Schmerze, daß wir Dir und Deinen lieben Angehörigen für so viele Aufmerksamkeiten nicht auch mit Gegendiensten danken können. Wir werden es gewiß thun, wenn sich eine Gelegenheit darbietet.

Für Deine Bemühungen bezüglich des Herrn Leander Ruß danke ich Dir sehr. Er hat mir ausführlich geschrieben.

Meine Gattin läßt an Ferdinand den innigsten Dank für die Zeichnung sagen, welche er ihr gesendet hat. Sie gefällt ihr sehr, und sie wird dieselbe in ihre Sammlung legen, in welcher sie schon ganz hübsche Dinge hat.

Sage an alle Deine Angehörigen unsere herzlichsten Grüße, besonders an Deine Gattin; empfange selber die besten Grüße von uns, und bleibe meiner gedenk.

An Dr. Balth. Elischer.

Linz, am 14. Jänner 1860.

Spät kommt mein Dank für Ihr Schreiben und Ihre Christgabe; aber er kommt doch. Theils ist die Christgabe durch Umstände der Versendung zu einer Neujahrsgabe, und da ich am Neujahrstage bei unserem Statthalter speiste, zu einer Dreikönigsgabe geworden — und prüfen mußte ich doch die Gabe, ehe ich dafür danken konnte — theils dürfte Ihnen unser Freund Heckenast schon von meinem Fehler erzählt haben, daß ich gerne mit Briefen und Manuscripten mich verspäte. Dies die Erklärung des Tages des heutigen Schreibens. Das Verspäten hat wohl auch wieder Gründe, die mich nicht gar zu beschwert erscheinen lassen: der Handschriften, weil ich immer damit nicht zufrieden bin, und stets verwerfe und umändere, der Briefe, weil ich Freunden recht Liebes und Vieles schreiben möchte, und im Gedränge die Zeit und die freundliche Stunde nicht so schnell

finde, so daß es fast ein Gradmesser der Freundschaft ist, wenn ich jemanden recht lange auf eine Antwort warten lasse; denn Geschäfts- und Amtsbriefe schreibe ich immer sogleich, und zwar in den wenigst möglichen Zeilen.

Also meinen herzlichen Dank für Ihre Zuschrift. Wenn Sie, der Freund und Verehrer unseres großen Göthe, wenn Sie als der Mann, wie ich Sie kennen gelernt habe, in meinen Schriften etwas finden, das echter Kunst nicht zu ferne steht, und das seinen Inhalt aus höheren und leuchtenderen Bahnen der Menschheit zu nehmen strebt, so geben Sie mir mit diesen Worten ein Glück, dessen Fülle Sie wohl kaum ahnen. Ich selber bin der unerbittlichste Richter meiner Arbeiten. Jede ist herrlich schimmernd und tadellos, so lange sie im Entwurfe und noch nicht angefangen ist, darum hafte ich auch manchesmal so lange im Entwurfe, und trage ihn im Haupte herum: jede macht mich fast unglücklich, wenn sie fertig ist, weil sie gar so unzulänglich ist. Ich muß das Ideal, womit ich zum Werke gegangen bin, vergessen haben, und es muß eine gewisse Zeit verflossen sein, wenn ich wieder einige Freude an einer meiner Arbeiten haben soll. Ich war oft ernstlich daran, die Feder auf ewig wegzuwerfen; aber „Poesie ist kühn und feurig wie die erste Liebe", sagt Schiller irgendwo; bei mir ist sie eine Jugendsünde, zu der es mich allemal wieder treibt. Wenn nun ein Mann, den ich als so bedeutsam kennen gelernt habe, ein Stück größerer und beachtenswertherer Menschheit und Kunst in meinen Schriften erkennt, dann sind diese Dinge auch darin, und dann darf ich hoffen, daß auch für kommende Geschlechter meine Worte eine edle Geltung haben werden, da die größeren Menschen sie jetzt zu sich erheben, und nach diesem Vorgange auch andere dann,

die jetzt in entgegengesetzten Gewohnheiten befangen sind, sich zu ihnen wenden, und von ihnen sich einiges andere Leben anlernen werden. Und dieser Gedanke ist ein Glück für mich. Ich bin seit meiner Jugend dem Hohen nachgegangen, und habe es zu verwirklichen gestrebt. Ob es mehr oder minder gelungen, oder ob nur ein phantastisches Ding gekommen ist, wußte ich nie völlig sicher. Ruhm ist mir gleichgiltig, Neid, Nebenbuhlerschaft, Auszeichnung u. s. w. sind mir völlig fremd; aber wenn das, was ich stets als Heiliges im Herzen trug, nichts wäre, das würde ich kaum verschmerzen können. Viele Urtheile über mich konnten mich doch nicht fest stellen. Großes und überschwengliches Lob sah ich nicht begründet, und konnte es nicht achten, Aufzeigen von Fehlern nützte auch nichts; denn ich konnte die vorgebrachten Beschuldigungen des Mannes meist federleicht widerlegen, während er von dem gar nichts sagte, was mir am schwersten auf dem Gewissen lag, und so mußte ich den Tadel eben so wie das Lob verachten. Einzelne Zuschriften und einzelne Worte von Freunden in Anerkennung und Tadel mußte ich gerecht finden, und diese haben mich in meinem Innern etwas sicherer gestellt. Ich bewahre sie als Denkmale mit Verehrung auf. Mein theurer Freund Heckenast hat Vieles gethan, und ich werde es ihm gedenken, so lange ich lebe. Nun kommen Sie, und legen noch einen sehr großen Stein zu dem Gebäude; denn ich habe von entfernteren Freunden keine so genaue Kenntniß wie von Ihnen. Ich habe Sie von Anbeginn unserer Bekanntschaft sehr hoch gestellt, und darum sind mir Ihre Worte so bedeutend, und daraus werden Sie jetzt erkennen, daß es wahr ist, was ich oben sagte, daß mir Ihr Schreiben ein Glück gebracht hat. Die Zuneigung, welche aus Ihrem Schreiben spricht, ehrt mich sehr,

und freut mich ungemein, und für diese danke ich Ihnen von tiefster Seele. Ich hoffe in den Jahren zu stehen, daß ich sie nicht durch Umänderung meines Wesens verscherzen werde. Wenn Sie sagen, daß ich Sie ein „Bisgen“ (nach Göthe's erster Zeit) lieb haben soll, so scherzen Sie wohl; denn Sie wissen es, daß ich Sie viele Bisgen lieb habe, das haben Sie selber gesehen; denn das Hintermbergehalten ist mein geringstes Laster, und Heckenast hat gewiß geplaudert, wenn ich über Sie schrieb, oder er hat Ihnen gar die Buchstaben gezeigt. Also wir haben uns beide lieb, und es wird wohl, so hoffe ich zuversichtlich, noch ärger werden.

Für den Wein danke ich schönstens. Seit ich älter werde, bin ich gegen dieses Ding nicht so gleichgiltig wie in meiner Jugend, in der ich im Durste alles hinein trank, was naß war, ohne es zu kennen. Jetzt kenne ich die Gabe der Traube, und trinke in Ehren auch ein Schlückchen, wenn ich auch nicht dürste. Von Ihrem Tokaj bor habe ich eine Flasche gekostet. Das ist kein Edelmann mehr, das ist ein Potentat. Seine Macht dürfte von wenigen erreicht sein. Er soll auch bei mir als Potentat behandelt werden, und nur an hohen Tagen in seinem Feierkleide erscheinen.

Heckenast hat mir seine Bilder von Göthe und Schiller für den Frühling zu unserer Ausstellung versprochen. Ich sehne mich sehr darnach. Grüßen Sie ihn tausendmal, und sagen Sie ihm, er soll ja streben, daß wir einmal zusammen einen Nachsommer haben, mir ist der Gedanke sehr ernst im Kopfe, Sie sollten sich auch darnach umthun. Das wäre doch gar so schön, wenn wir so etwas errichteten. Ich habe im vergangenen December einen Mann nicht kennen gelernt, sondern nur die

Spuren von ihm gefunden, der sich einen netten Nachsommer macht. Es ist der Wechsler Schaup aus Wien, der sich die Herrschaft Frankenburg in Oberösterreich gekauft hat, dort nun herumwirthschaftet, Sümpfe austrocknet, Schulen anlegt, Forste regelt, Brauhäuser baut und durch seine Wohlthaten als ein Segen für die Gegend bezeichnet wird. Es geht sehr ins Herz, einen solchen Alten irgendwo zu finden.

Leben Sie wohl, empfangen Sie die besten Grüße.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 7. März 1860.

Schon sehr lange habe ich nichts von Ihnen gehört, es wird wohl die Schuld an mir liegen; denn ich habe schon lange nicht an Sie geschrieben. Zu einer andern Zeit hätten Sie mich wohl gemahnt, aber jetzt, da Sie Weib und Kind haben, mahnen Sie mich nicht. Ich könnte eifersüchtig werden, wenn die Sache nicht so natürlich wäre, und wenn ich nicht wüßte, daß Sie, obwohl Sie Weib und Kind weit mehr lieben müssen als mich, doch auch mich nicht weniger lieben als sonst. Zuerst also die Frage, wie sich alles befindet, ich hoffe, sehr wohl; denn sonst hätte ich ja doch eine Nachricht bekommen. Dennoch bitte ich, schreiben Sie mir recht viel von Ihrem kleinen Mädchen und dessen lieber Mutter. Seit ich in meinem Hause vereinsamt bin, nehme ich, wie ich Ihnen schon schrieb, an den Kindern derer, die mir theuer sind, größeren Antheil als früher. Obwohl die Ruhe meines Geistes

wieder bei mir eingekehrt ist, habe ich doch noch immer ein Gefühl, als wäre ich seit einem Jahre ein anderer, als wäre ein Schleier über mein Wesen gekommen, und als würde, wenn der weggenommen wäre, erst wieder die alte Fröhlichkeit und Klarheit kommen. Die Zeit wird wohl auch diesen Schleier nach und nach vernichten. Ein Glück ist mir wenigstens zu Theil geworden, ich kann wieder mit derselben Liebe arbeiten wie früher, und mit einem noch größeren Ernste. Als der Schmerz über den schrecklichen Tod Juliens noch neu war, erschienen mir alle meine Bestrebungen so schal und nichtig, daß mir war, als lohne sich in der Welt keine Thätigkeit, und daß das Leben nichts sei, als ein längerer oder kürzerer Gang zum Tode. Langsam, sehr langsam kamen wohl die früheren freundlichen Dinge des Lebens wieder, aber sie kamen doch, und unter ihnen die Kunst wie eine ruhige, sanft lächelnde Göttin. Sie schien mir doch wieder der Aufmerksamkeit werth, und allgemach wurde sie die größte Trösterin, und wurde mir schöner, als sie es je gewesen war. So gewann ich auch wieder Liebe zu meinen Arbeiten, sie erschienen mir doch von einiger Ersprießlichkeit, und edle Männer, wie Elischer einer ist, führten mich wieder sicherer zum Schreibtische, als es Geld und Gut oder Aussicht auf Ruhm und dergleichen zu thun im Stande gewesen wären. So ein Zeichen erhielt ich auch unlängst aus Krakau, ich schließe es bei Ich kenne den Mann gar nicht, der Brief bezeichnet ihn aber schon zum Theile, und so weit ich in den mir gesandten Gedichten gelesen habe, muß ich ihm Bedeutung zuschreiben, und einige der Gedichte fand ich trefflich, z. B. die Kirschen, keines lahm, und jedes aus einer selbstständigen Persönlichkeit hervorgegangen. Das zweite Büchlein sind Übersetzungen aus dem russischen

Dichter Puschkin. Ich habe noch nicht darin gelesen. Senden Sie mir das Blatt wieder einmal zurück. Vielleicht nimmt unser Freund Elischer daran Theil. Zeigen Sie es ihm.

Ein Hauptgrund, weshalb ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe, besteht darin, daß ich alle Zeit, die ich außer der nöthigsten Erholung zur Verfügung habe, auf den Witiko (oder Vitigo oder Witigo oder Witgo oder Witco oder Wittico oder Vitek ꝛc.) — ich weiß nach Lesung von Chroniken gar nicht einmal mehr wie er heißt, und muß deshalb schließlich an Palazki schreiben — verwende. Ich freue mich, wenn ich Ihnen werde mündlich über diese Arbeit erzählen können. Schriftlich wäre es zu weitläufig. Der Unterschied zwischen einem Phantasiestoff und einem gegebenen ist für mich ungeheuer. Ich habe eigentlich einen gegebenen Stoff nie bearbeitet. Im Hochwalde habe ich die Geschichte als leichtsinniger junger Mensch über das Knie gebrochen, und sie dann in die Schubfächer meiner Phantasie hinein gepfropft. Ich schäme mich jetzt beinahe jenes kindischen Gebarens. Jetzt steht mir das Geschehene fest wie ein ehrfurchtgebietender Fels vor Augen, und die Frage ist jetzt nicht mehr die: was will ich mit ihm thun? sondern: „was ist er?“ Und die Antwort ist so schwer, daß, wenn ich sie nur zum Theile finde, und geben kann, das Gegebene unendlich mehr ist, als das, was ich hätte machen können, und in meiner Jugend auch gemacht hätte. Man muß eben in die Jahre kommen, in denen das Brausen des eigenen Lebens den großen, ruhig rollenden Strom des allgemeinen Lebens nicht mehr überrauscht, daß man dem großen Leben gerecht wird, und sein eigenes als ein sehr kleines unterordnet. Die Weltgeschichte als ein Ganzes, auch die ungeschriebene eingerechnet, ist das künstlerischeste Epos, und wenn Theile davon

als Dichtung genommen werden, so sind sie am schönsten, wenn sie einfältiglich herausgehoben, und aus dem Munde des mitlebenden Volkes erzählt werden. Der Gelehrte und der heutige Dichter verderben nur daran. Wie viel ich an meinem ersten, bescheiden gewählten Stoffe verderben werde, mag Gott wissen. Der Wille, vor der Wirklichkeit Ehrerbietung zu haben, wäre wohl da; aber uns Neuen mischt das Ich stets einen Theil von sich unter die Wirklichkeit, und tauft ihn Wirklichkeit. Ich habe nur die herzliche Bitte an Sie: 1. Drängen Sie mich nicht mit dem Werke, es dauert nicht mehr lange, bis Sie es ganz in den Händen haben, und 2. verschmerzen Sie mit mir die Zeit, in welcher gar nicht gearbeitet werden konnte. Ich werde den Rest meines Lebens einzig der schönen Kunst mit voller Seele zuwenden — ach, könnte ich es auch nur ausschließlich, und wäre ich nicht noch von andern Ketten gebunden, und gönnte mir Gott ein Alter, wie es Größeren, Begabteren zu Theil geworden ist, z. B. Göthe, Alexander Humboldt. Ich werde in den Arbeiten an Wok und Zawesch keine Pause eintreten lassen, und Gott wird doch eine so unfreiwillige, wie sie in jüngster Vergangenheit kam, und wie sie vielleicht nach seinem Rathschlusse auch nothwendig war, nicht zum zweiten Male in kurzer Zeit senden. Mit Wok werde ich in Nebenstunden den Stoff zum Kepler sammeln, und nach Wok und Zawesch dieses Werk und in Gottes Namen Dramatisches folgen lassen. An Geist und Leib fühle ich noch kein Alter; glücklich, wenn mir Gott ein so dichterisch freies Anschauen und Walten verliehe, wie es mein Großvater Augustinus Stifter fast bis in sein 97. Jahr hatte, und wie ich es erst jetzt recht erkenne und würdige, da ich selber

in ein ruhigeres Alter einzutreten beginne. Wenigstens Pläne häufen sich bei mir, daß ich auch in meinem 100sten Jahre nicht damit fertig wäre.

Haben Sie denn geforscht, ob Ottokar von Hornecks Reimchronik nicht zu haben ist? Ich habe Sie einmal darum gebeten. Ich wiederhole die Bitte.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 10. April 1860.

Unsere Briefe haben sich gekreuzt. Ich beantworte Ihr Schreiben heute nicht, weil ich doch hoffe, Sie in Wien sehen zu können, obwohl mir Elischer schreibt, daß Sie unwohl sind. Es wird wohl nicht bedeutend sein; denn sonst hätte er es mir nicht verhehlt, im Gegentheile versprach er, daß auch Sie wahrscheinlich Wien besuchen werden. Er werde kommen, daß wir uns sprechen können. Mich freut die Freundschaft dieses Mannes auf das Tiefste. Sollte Ihr Unwohlsein Sie aber doch abhalten, Wien zu besuchen, und sollten Sie dies später zu thun gesonnen sein, so verschiebe auch ich meine Reise; denn ich möchte Sie sehr gerne sehen und ein paar Tage mit Ihnen zubringen.

Lesen Sie gütigst in Palazki's Geschichte von Böhmen, ersten Band siebentes Kapitel, Seite 355. In demselben steht von S. 355 bis S. 366 ein Stoff, den ich gleich nach Zawesch noch vor Kepler bearbeiten will. Es ist der Untergang der Wrsowece

und der ihres Feindes. Der Stoff liegt fast vollendet vor. Es kommt nur darauf an, die glühende, kraftvolle, rastlose, entsetzliche Seele Swatopluks zu entwickeln, die gewaltthätigen Triebe seiner Zupane und Lechen zur Anschauung zu bringen, und den giftvollen Wacek und den fast großartigen Mutina und Bozey darzustellen. Es ist unbegreiflich, warum ich dieses Epos nicht längst gemacht habe, und ich zittere fast, daß mir dieser Stoff weggenommen wird. — Verrathen Sie ihn niemanden. Nur daß Deutsche die böhmischen Geschichten so wenig studieren, mag Ursache sein, daß man an diesem nibelungenartigen Riesendinge vorüber ging. Wäre es nicht besser, da Witiko älter ist als Swatopluk, Swatopluk aber den geschichtlich schon klaren Rosenberger Wok und Zawesch weit an Alter vorgeht, ihn gleich nach Witiko kommen zu lassen? So würden die größten böhmischen Geschlechter vorgeführt. Bei den Wrsowecen käme auch ein Rückblick auf ein uraltes böhmisches Geschlecht vor, welches 200 Jahre vor Swatopluk von den Wrsowecen vernichtet worden ist, ein Geschlecht, dem der Bischof von Prag, Woytech (der heilige Adalbert), angehörte, das Geschlecht der Slawnike. Lesen Sie hierüber S. 225—243 des eben angeführten Werkes. Welche schaudererregende Vergeltung herrscht in diesen Dingen. Könnte nicht die schreckliche Majestät des Sittengesetzes, welches die hohen Frevler, die in ihrer Macht sonst furchtbar wären, zerschmettert, und ihre Gewaltplane wie Halme knickt, so kraftvoll und glänzend dargestellt werden, daß die Menschen im Anblicke des Entsetzlichen, das in Folge von Freveln Schuld und Unschuld trifft, zitternd und bewundernd sich der Macht beugen, die das Böse verbietet? Ob ich aber das darstellen kann? Ich würde es versuchen, und dann wäre wohl auch die Neugierde

zu verzeihen, zu erfahren, ob unser jetziges Geschlecht durch rauschende Kraft mehr zu erregen wäre als durch die stille, aber größere der Weisheit. Doch viel hievon mündlich.

An M. Tenger.

Linz, am 26. Mai 1860.

Freilich sind wir in Wien gewesen, und zwar sind wir am 19. April hinab und am 3. Mai herauf gefahren. Über Wien mündlich. Ihren Brief fanden wir bei unserer Zurückkunft auf dem Tische. Aber ich fand zugleich einen solchen Wirrwar von Dingen und Nothwendigkeiten, daß seine Beantwortung, die zugleich ein selbstständiger Brief sein sollte, immer hinaus geschoben werden mußte. Und auch jetzt noch bin ich nicht in der Lage, Ihnen so viel schreiben zu können, als ich wollte. Ich muß mich auf das Nothwendigste beschränken, und das Beste dem mündlichen Verkehre aufsparen. Für den Wunsch zu meinem Namensfeste danke ich Ihnen herzlich, und eben so für die gute Meinung, welche Sie von mir haben. Eine gute Meinung über mein Wesen möchte ich mir sehr gerne von den guten Zeitgenossen erwerben, diese Meinung freut mich mehr, als hätte ich den größten Dichterruhm; meine sittliche Natur mache ich doch zum größeren Theile selber, das wenige Gute in meinen Schriften ist doch zuletzt das Eigenthum des lieben Herrgottes. Sie wollen meinen Geburtstag wissen. Er ist der 23. Oktober

1806*). Man erzählte mir, es habe bei meiner Geburt schrecklich gestürmt und geschneiet, und ich hätte sogleich sehr geschrieen, als mein Alter erst nach Minuten zählte.

Die Briefe Humboldts an Varnhagen lese ich eben. Ich habe sie von meinem Freunde Heckenast zugeschickt erhalten. Ich freue mich darauf, mit Ihnen darüber zu sprechen. Es sind so viele Meinungen darüber; aber sie scheinen mir alle, mit Ausnahme von vielleicht nur wenigen, nicht klar. Humboldts Wesen liegt ja offen in seinem langen Wirken, es kann nun in einigen Briefen nicht plötzlich ein anderes sein. Nach dem zu urtheilen, was ich bereits gelesen habe, sind diese Briefe so, wie ich mir sie von Humboldt gedacht habe.

Von Ihrer freundlichen Güte, in Gmunden bei Ihnen abzusteigen, können wir keinen Gebrauch machen, da wir Ihr Hauswesen zu sehr in Unordnung bringen müßten. Zudem kommen zu mir so viele Leute, daß ich Ihre Wohnung zu einer Kanzlei machen müßte. Dafür wollen wir recht viele Zeit bei Ihnen zubringen, und uns der Aussicht auf den See erfreuen. Ich werde sorgen, daß in unseren Gmundner Aufenthalt ein Sonntag falle, welchen Tag ich fast ganz frei habe. Nehmen Sie unsere Weigerung ja nicht unfreundlich auf, sie fließt einzig aus dem Bewußtsein, daß wir nicht anders handeln dürfen. Ich werde Ihnen den Tag anzeigen, an welchem wir kommen. Daß Sie uns mit einem lithographirten Bildnisse von sich auf unsere Bitte erfreuen wollen, ist sehr schön. Wir beide, besonders aber meine Gattin, sehen mit Sehnsucht dem Bilde entgegen. Senden

*) Die Jahreszahl ist irrthümlich angegeben oder verschrieben. S. die Biographie.

Sie es ja recht bald, wir können nicht darauf bis zu unserer Reise in das Salzkammergut warten. Dafür müssen Sie sich auch gefallen lassen, daß wir einmal auch unsere Bilder in Ihr Haus stiften.

Indem ich Ihnen noch sage, daß wir uns beide schon recht freuen, Sie wieder zu sehen und eine Zeit mit Ihnen zuzubringen, muß ich diesen Brief schließen. Wir grüßen Sie beide auf das Herzlichste.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 31. Mai 1860.

Ihr Brief hat mich sehr erfreut, da ich daraus Ihre fortdauernde freundliche Gesinnung gegen mich und meine Gattin erkenne. Wir sind erst am 3. Mai von Wien abgereist.

Beiden war uns Linz als Stadt nach dem Aufenthalte in Wien fast unerträglich. Welche edlen, guten, lieben und feinfühlenden Menschen habe ich dort um mich gehabt! Wie ist sonst dort Alles anders und geschmackvoller als hier! Man sollte, wenn man lange in Wien gelebt hat, und fort gekommen ist, entweder gar nicht mehr dahin zurückkehren, oder es recht oft besuchen, daß man es gleichsam gar nicht verliert. Dieses letztere werde ich, so lange ich noch in Linz bleiben muß, thun. Der sehr edle und liebe Fürst Colloredo, derselbe, welcher in den Reichsrath berufen ist, ein Jugendfreund zu mir, hat mir eines Tages

alle jene Freunde, die mit ihm und mir vor unserer Verehlichung durch zehn Jahre hindurch einen unzertrennlichen Kranz gebildet hatten, zu Tisch geladen. Es war eine der tiefsten und schönsten Empfindungen im Kreise dieser Freunde zu sitzen, und die alten fröhlichen Tage wieder herauf zu rufen in die Reife unserer Männerjahre. Aus allen sind tüchtige Leute geworden. — Rizy gehört auch darunter. Colloredo hat mir ein politisches Manuscript mitgegeben, welches ich zwar noch nicht zu Ende gelesen habe, das mir aber, so weit ich es jetzt kenne, obwohl ich nicht in Allem gleich denke, außerordentlich gefällt. Es ist mit der größten Ehrenhaftigkeit und Unabhängigkeit geschrieben. Es redet nicht andern Reden nach, sondern steht mit einer fast beispiellosen Strenge auf dem Boden der eigenen Erfahrung und des eigenen Nachdenkens. Darum huldigt es auch nicht sofort alter und neuer Mode, sondern sieht beiden fest in das Angesicht. Die Schrift wird, wenn sie gedruckt wird, Bewunderung und Anfeindung ernten. Bei Grillparzer war ich fast einen ganzen Nachmittag. Ich möchte Ihnen recht viel von ihm erzählen. Auch Baumgartner und Zedlitz besuchte ich. Mit solchen Männern fühle ich mich wieder, und werde selber mehr. Ihre und Elischers liebe Gestalten begleiteten mich auf meiner Reise herauf, und sind noch bei mir. Sollte es denn unmöglich sein, daß wir den Rest unseres Lebens mit einander zubringen? Die Erinnerung dieser einigen herzlichen Wienertage mit Euch beiden wird mir lange verbleiben. Auch Geiger sah ich noch zweimal. Wie hat sich diese Kernnatur herrlich heraufgearbeitet. Jetzt sollte er Raum haben zu schaffen. Ach Gott! Albert Zimmermann habe ich kennen gelernt, er gefiel mir sehr, ich ihm vielleicht auch. — Nun aber genug von Wien.

Für den Wein, welchen ich erwarte, meinen herzlichsten Dank. Wie soll ich denn alle die Güte verdienen? Und doch muß ich wieder mit Bitten kommen. Sie haben uns die Bilder Schiller und Göthe zur Ausstellung versprochen. Ich habe sie bereits in einer Sitzung angekündigt. Senden Sie doch jetzt dieselben. Richten Sie dieselben an den Kunstverein in Linz. Ich werde beim Aus- und Einpacken, so wie beim Aufstellen selber gegenwärtig sein, daß keine Verletzung geschieht. Ich habe bei Geiger die Skizzen beider Bilder gesehen, die mich im höchsten Grade entzückten. Er wird uns auch die Skizzen zur Ausstellung senden. Mövius in Düsseldorf hat der Landesgallerie in Linz das herrliche Stichwerk Kellers „die Disputa" von Raphael zum Geschenke gemacht. — Haben Sie dieses Blatt schon gesehen?

Witiko (so heißt er nun endgiltig; die Rosenberger kommen in alten Schriften fast immer als die Witkowece (wece, die Nachkommensendung von dem Ahn Witko oder Witiko, vor) schreitet nun rasch fort. Wollen Sie einen Theil zum Lesen, nicht zum Drucken, so schreiben Sie mir. Den Druck sollten wir erst beginnen, wenn das ganze Manuscript vorliegt, weil alles besser zu berechnen ist. Wollen Sie dann nicht auch Geiger das Manuscript mittheilen? — Es dürfte vielleicht gut sei, wenn es copirt würde. Ich habe nur höchst mangelhafte Skizzen, von denen der reingeschriebene Text häufig bedeutend abweicht. Ein Verlust von Blättern (denn das Werk steht wieder auf lauter einzelnen Blättern) wäre ein wahres Unglück. Schreiben Sie mir recht bald hierüber. Wenn auch Witiko so schwer geboren wird, so schreiten dessen Nachkommen desto leichter in die Welt, da die Studien nicht anders als zu allen zugleich gemacht werden mußten, indem alles zusammenhängt. Mit ihm sind auch die andern fertig, sie

dürfen nur in die Welt geführt werden. Hat ja auch er die schwere Arbeit gehabt, das Haus zu gründen, die Nachfolger haben behaglich darin gewohnt. Das Schwerste ist fast, die mit einer hervorragenden Person der Witkowece zugleich lebenden Glieder dieser großen Familie zu ergründen, und etwas über ihre Verhältnisse und Charaktere zu erfahren, und doch ist dieses für den Geschichtschreiber, sobald es nicht öffentlich eingreift, gleichgiltige Ding für den Dichter unentbehrlich. Weiß man sogar in der Geschichte nicht einmal gewiß, weshalb die Witkowece, welche Ottokar II. gegen die Ungarn so unterstützten (Wok der Witicer erfocht einen glänzenden Sieg über die Kumanen in der großen Schlacht an der March (12. Juli 1260) gegen Bela und Stephan), doch denselben Ottokar gegen Rudolph stürzten; denn sie und die Riesenburge gaben dem Sturze den Ausschlag. Diese Beziehungen werden in Wok und Zawesch vorkommen. Ottokar und Zawesch fallen durch ihre Größe und ihre Leidenschaften.

Doch genug.

An Gustav Heckenast.

Freistadt, am 5. Juli 1860.

Ich schreibe Ihnen von Freistadt nur einige Worte. Mehr entweder mündlich oder in einem nächsten Briefe. Ich habe die zwei Bilder noch ausgepackt und aufgehängt, dann mußte ich fort. Sie sind unversehrt in unsern Ausstellungssaal gekommen. Was

soll ich sagen? Vorerst nur so viel: ich bin im höchsten Sinne des Wortes entzückt. Göthe ist großartiger, Schiller faßlicher. Nichts kann die Werke beider Männer getreuer spiegeln als diese Figuren. — Ich bin Ihnen zum größten Danke verpflichtet, daß ich durch längere Zeit diese Werke genießen kann. Der Verein wird Ihnen ein Dankschreiben senden. — Ich mußte eine Amtsreise antreten, am 9. Abends komme ich nach Linz zurück. Eher treffen Sie ja auch nicht dort ein, wenn uns schon überhaupt das Glück zu Theil wird, Sie bei uns zu sehen.

Der Wein ist herrlich, tausend Dank. Alles Herzlichste und Innigste an Sie und Ihre Gattin.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 8. October 1860.

Hier folgt ein Stück Witiko. Es wäre mir lieb, wenn Sie die Studien sähen, die darin stecken; aber noch lieber, wenn Sie dieselben nicht sähen, und Ihnen doch die Sache gefällt; denn dann ist sie natürlich und lebt. Was Sie hier haben, ist die Exposition zu Witiko und der Schauplatz zu allen Rosenbergern. Ich bitte auf das Manuscript wohl zu achten, es ist wohl, wie Sie sehen werden, kein Concept, sondern Reinschrift; allein ich besitze nur zum Theil eine zweite Schrift, das andere ist zerstreut auf unzähligen, mit Bleistift beschriebenen Papierstücken (wie der W. auf lauter solchen steht) und müßte wieder zusammengelesen werden, wenn dieses Manuscript verloren ginge. Ich bitte,

theilen Sie diese Blätter auch Elischer mit, und schreibt mir, wie Euch die Sache gefällt. Gebt Euch Mühe, daß Euch der junge Mann nicht zuwider ist, er wird schon älter, und er thut auch gut und bringt's zu etwas. Zu was, darf ich nicht verrathen.

Heute kann ich wenig schreiben, da ich keine Zeit habe. — Nächstens schreibe ich einen längern Brief.

An Heinrich Bürkel in München.

Linz, am 6. November 1860.

Noch nie ist mir etwas so schwer geworden als dieser Brief. Ich schob ihn lange auf, weil ich meinte, ich werde anderen Sinnes werden; aber endlich muß ich doch daran, wenn ich nicht eine große Unart gegen Dich begehen soll. Dieses Schreiben enthält die freundschaftliche Bitte, mich meines Wortes zum Ankaufe des Bildes mit den Kühen zu entbinden. Ich bitte Dich, nimm die Ursache nicht übel auf: das Bild gefällt mir nach der Ausführung weniger, als es mir in dem Zustande gefallen hat, in welchem ich es bei Dir sah. Ich will versuchen, das auseinander zu setzen. Du hast den unteren Theil der Luft in den Hintergrund neu gemacht. Die neue Farbe scheint mir mit der alten nicht zu schmelzen, und ich fürchte auch noch überdies, daß der neue Theil auswachsen und einen Fleck bilden wird. Das neue Grün, welches Du auf den Rasen der Kühe gestellt hast, erscheint mir zu sehr dem Berggrün ähnlich und scheint mir ein falscher Ton zu sein. Ich will hiemit keinen Tadel gegen das

Bild aussprechen, es ist nur meine einzelne Meinung. Wenn ich nun ein Bild von einem so großen Meister, wie Du bist, besitzen soll, so sollte kein Schatten eines Zweifels die reine Freude trüben, namentlich, da ich nicht reich genug bin, mir drei oder vier bedeutende Bürkel kaufen zu können. Ich wollte Dich bitten, mir zu erlauben, daß ich anstatt des Thierstückes das Gebirgsstück mit dem Hause und dem alten Manne kaufe; allein dieses Bild kaufte der Verein, ich wollte nichts dagegen sagen, um nicht den Vorwurf auf mich zu laden, daß ich als Ausschuß und Vorstandstellvertreter die besten Stücke an mich ziehe, und so stand ich nun in Zweifeln da. Der Pferdemarkt entzückt mich wohl sehr; ich kann aber jetzt nicht so viel Geld ausgeben. Wenn Du mir mein Wort zurückgibst, so wähle ich mir wohl im künftigen Frühlinge, in welchem ich acht Wochen in München zubringen will, ein fertiges Bild von Dir; denn besitzen möchte ich denn doch noch eines, da mein Wesen dem Deinigen so ähnlich ist, daß seit etwa fünfundzwanzig Jahren her schon Deine Arbeiten meine Freude machten. Gibst Du mir mein Wort nicht zurück, so wird das unsere Freundschaft nicht trüben, so wie ich glaube, daß meine Bitte Dich nicht erzürnen wird.

Mit dem größten Vergnügen vergegenwärtige ich mir die beseligende Empfindung, welche ich in Deiner Arbeitsstube und in Deinem Umgange hatte. Wenn mir einmal das Geschick gönnen sollte, meinen dauernden Wohnsitz in München nehmen zu können, werde ich Dich wohl zuweilen ein wenig mit meiner Gegenwart plagen, ich will bescheiden sein, und Dir nicht viel Zeit nehmen; aber manchesmal wirst Du schon erlauben, daß ich mich an Deinen Werken erquicke, und es könnte auch sein, daß wir gegenseitig durch unser Gespräch uns aufheitern. Habe ich

Dir von dem Bilde erzählt, welches unser Erzherzog Franz Karl von Dir besitzt? Es sind Kohlenmeiler im Winter und im Nebel. Etwas Weicheres und Reizenderes habe ich kaum je gesehen. Deine Bilder auf unserem Vereine haben sehr gefallen. Du bist schon eine bekannte Figur bei uns, und selbst Leute unteren Standes sagten: „Ach, da ist wieder ein Bürkel.“ Gott gebe Dir noch recht lange Gesundheit und Kraft, und erhalte Dir das feine Gefühl Deines Herzens. Mögen Dir Feinde Fehler vorwerfen, Du wirst auch derlei haben, obwohl ich Bilder von Dir kenne, an denen ich nicht den geringsten fände, mögen sie Dir solche vorwerfen, es lebt jetzt doch keiner, der Dich in Deiner Art ersetzen könnte, wenn Du einmal den Pinsel weglegst oder gar stirbst. Dein freundschaftliches Erscheinen auf dem Bahnhofe bei unserer Abfahrt hat uns sehr gerührt, wir reden gerne davon, und meine Frau meint, Du seist ein weit besserer Mann als ich; ich gebe es aber nicht zu. Deine Flasche Wein steckte ich in meinen Überrock, um sie nach Linz zu bringen; allein im Bahnhofe in Salzburg legte ich den Überrock etwas zu arg auf einen Stuhl, die Flasche brach und ich hatte den Wein zwischen dem starken Tuche und dem dichten Seidenunterfutter in einem Schlauche, wie die antiken Faune.

Melde Deinem liebenswürdigen, hoffnungsvollen Sohne von meiner Gattin und mir die herzlichsten Grüße, Deine Gattin, obwohl wir sie persönlich nicht kennen, erlaube, daß wir ihr unsere Verehrung ausdrücken, und Du selber nimm alles Liebe und Herzliche von uns entgegen. Schreibe mir einige Zeilen zur Erleichterung meines Herzens. Lebe wohl und denke manchesmal ein bischen an Deinen Dich verehrenden Freund.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 17. December 1860, Abends.

Ihre beiden Briefe haben mich sehr erfreut. Ich habe gemeint, ich hätte Ihnen auf den vorletzten geantwortet. Sie sehen, daß ich auch zerstreut sein kann, und werden mir den Gedächtnißfehler verzeihen. Im Kopfe muß die Antwort fertig gewesen sein; sonst hätte ich nicht in den Irrthum verfallen können. Daß Sie und Freund Elischer den Anfang des Witiko gut finden, macht mir Vergnügen und Muth. Besonders freut mich, daß Elischer diesen Anfang allen meinen bisherigen Arbeiten vorzieht. Ich thäte es auch gerne; aber ich wußte bisher nicht, ob ich recht habe. Das Eine ist gewiß, daß ich die Arbeit mit großer Sorgsamkeit fördere. Besonders strebe ich, daß mir nichts die Einfachheit stört, durch die ich vielleicht eine Art Erhabenheit zuwege bringe; darum muß alles fort, was in Zerstreuung ausarten könnte. Ich werde Ihnen in 2—3 Tagen das zweite Kapitel senden, ich muß es nur noch einmal lesen. Dann werde ich Ihnen gerne die Sachen schneller zukommen lassen, nur muß ich ein ziemlich breites Gebiet hinter mir zurückhalten, weil ich bei den Arbeiten stets nachschlagen muß, um nach Einzelnheiten, Ausdrücken u. dgl. zu schauen. Aus diesem Grunde wird die letzte Sendung die umfangreichste werden. In 1 fanden Sie den Schauplatz des Stammes Rosenberg und die ersten Fäden zu

Witiko; in 2 werden Sie den Haken finden, an den die kommenden Ereignisse des Buches geknüpft werden. In 2 befindet sich eine Reitergruppe, welche ein Gegenstand einer größeren Zeichnung für Geiger wäre.

Was Sie mir von Geigers Shakespeare schrieben, hat meine Theilnahme in hohem Grade erregt, ich freue mich, das Bild einmal zu sehen. — Möge das, was jetzt in Ungarn geschieht, nicht zu Schlimmem führen. Ich fürchte es fast. — Sie fragen, ob mich die gegenwärtige Weltlage nicht in meinen Arbeiten stört. Nein. Weil die gegenwärtige Weltlage Schwäche ist, flüchte ich zur Stärke, und dichte starke Menschen, und dies stärkt mich selber. Sonst aber betrübt mich Europa sehr. Wenn nicht einzelne edle Menschen wären, so wäre man versucht, im Angesichte dessen, was sich Europa bieten läßt, dem Geschlechte den Rücken zu kehren, und ein rechtschaffener Wolf oder Elephant oder Bär zu werden. Aber enden wir von dem Dinge. Mein heutiger Brief ist kürzer, weil mir meine Arbeit so im Kopfe steckt, einmal finde ich schon Muße zu einem längern.

1861.

Linz, am 4. Jänner 1861.

Hier folgt 2 des Witiko. Die Sendung folgt darum um mehrere Tage später, als ich in meinem letzten Briefe gesagt habe, weil dieses Kapitel kopirt worden ist. Ich bin nun beruhigt. 3 werde ich Ihnen recht bald schicken. Schreiben Sie mir bald über 2, dann schreibe ich Ihnen einen größeren Brief zurück. Heute habe ich gar keine Zeit.

Mit tausend Grüßen an Sie und Ihre liebe Gattin und an das Kindlein Ihr treuer Freund.

Linz, am 6. Februar 1861.

Obwohl ich gar keine Zeit habe, und nicht einmal ein Papier (das gegenwärtige hat mir mein Stubenmädchen vorgestreckt), so muß ich ihnen doch einige Zeilen schreiben.

Witiko geht langsamer als alle meine früheren Arbeiten von statten. In allen meinen früheren Sachen habe ich den Stoff

lange nicht geschrieben habe, und Ihren letzten Brief auch wieder drei Wochen alt werden ließ. Das ist eine Thatsache, die mir jetzt oft begegnet, die mir nur in meiner Jugend, da ich sonst nichts zu thun hatte, als aus Büchern zu lernen und Briefe zu schreiben, nicht zustieß. Später geschah es mir sogar gegen meine über alles geliebte Mutter. Und doch kann ich es nicht ändern. Schweigen gegen liebe Menschen ist nicht lieblos, ich kann sie im Schweigen immer fort lieben; aber ihnen einen kalten, lieblosen, gehudelten Brief schreiben ist eine lieblose Handlung gegen sie, die ich mir nicht verzeihen könnte. So ist es. Ich bitte Sie, lassen Sie es sich klar sein, denn das Unglück wird wieder geschehen; dafür werden Sie aber unvermuthet einen langen, ich glaube, lieben Brief erhalten. Hören Sie nur: ich muß täglich zu einer Menge Menschen schreiben (die Lieblingssünde der Schriftstellerei kann ich nun einmal nicht aufgeben. Phantasiegestalten und solche der Geschichte sind mir oft lieber als die wirklichen), dann malen (ich kann diese Sünde auch nicht lassen), zeichnen, lesen, mein Amt, die Politik, Schreiben unzähliger lästiger Briefe — so hätte ich manchen Tag gar nicht einmal Zeit zum Sterben. Was eine häßliche Weltlage und ein zerstreuendes Amt an günstiger geistiger Stimmung noch übrig läßt, das gebe ich so gerne den Musen. Ich genieße viel Glück in diesem Leben, und bin Gott auch sehr dankbar dafür, ich liebe die Natur, und sie gibt mir oft wahrhafte Seligkeiten, ich liebe die Kunst, und sie vergilt es mir, ich kann zuweilen ein winziges Gutes thun, ich habe etliche Spielereien um zu tändeln, manche Freunde sind mir mehr gut, als ich verdiene, und eine makellos rechtschaffene Gattin erwiedert mir meine große Liebe zu ihr, und endlich ist die Dichtkunst, mit der ich zwar viel Mühsal ausstehe, weil sie nicht gelingen will, die

aber doch auch wieder viele Freude gibt. In diesem Kreise lebe ich fort, und verschmerze es endlich, daß mir Gott keine Kinder gegeben hat.

In Wien hatte ich das schmerzliche Glück die Frau von Collin zum Grabe begleiten zu können. Ich kam um 4 Uhr des Tages zu ihr, an dem sie um $11\frac{1}{2}$ Uhr gestorben war. Ich fand die Söhne im tiefen Schmerz. Die todte alte Frau habe ich nicht angesehen, um ihre lieben Züge in meinem Gedächtnisse nicht durch das Todtenangesicht zu verwischen. Ludwig hat mir gesagt, daß er Ihnen eine Anzeige schicken wird. Das Gerücht, daß ich nach Wien übersiedeln werde, ist völlig falsch. Selbst wenn meine Freunde mich zu irgend etwas auf Dortbleiben riefen, ginge ich unter den jetzigen Umständen nicht. Hätte ich nicht einen andern Lebensinhalt bereits gewählt, so könnte es sein, daß, wenn die Gelegenheit es wollte, ich mein Leben wagte, um an den Staatswagenrädern zu schieben, selbst auf den Fall hin, daß es nicht gelänge, aber mein ganzes Wesen drängt zur Kunst, ihr habe ich schon einen Theil meiner Kraft geopfert und entsage ihr nicht auf ein zweifelhaftes lockendes Ungefähr hin. Gerne aber werde ich meinem Volke dienen, wenn es neben meiner Schriftstellerei mit Aussicht auf Erfolg in regelrechter Thätigkeit sein kann. Ich kann es nicht billigen, wenn Männer so schnell ihren Lebensinhalt wechseln. Wäre ich nicht auf der Bahn der Wissenschaft und Kunst, dann hätte es sein können, daß ich die Gelegenheit gesucht hätte, ein Staatsmann zu werden, vielleicht ein noch schlechterer, als ich Dichter bin, aber gewiß ein besserer, als ich jetzt so manchen an mancher Spitze sah. Ich habe nie gestrebt, an eine solche Spitze zu kommen, hätte ich es, es wäre mir gelungen; aber nie hätte ich es mir verzeihen können, dann meine Aufgabe nicht so

lösen zu können, wie ich es als nothwendig eingesehen hätte. Dessen dürfen Sie jedoch versichert sein, wenn mein Leben mein geschwächtes aber doch herrliches Österreich retten könnte, so gäbe ich es augenblicklich hin. Meine Gattin würde ihr Witthum an meiner That hinleben können, wenn auch das Vaterland gegen sie undankbar wäre.

Alles Herzliche von uns beiden.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 4. April 1861.

Ich erschrecke, daß Ihr letzter Brief vom 6. Februar herrührt, und heute der 4. April ist. Die Ursache, daß ich nicht schrieb, ist, weil ich schrieb, und zwar an Witiko. Ich wollte Ihnen Nr. 3 zugleich mit einem Schreiben schicken; aber ich arbeitete an einer andern Stelle, von der ich mich nicht losreißen konnte, um 3 noch einmal durchzugehen, ehe ich es absendete.

Was Ihren Antrag wegen München betrifft, so ist die Sache wohl außerordentlich schön; aber ist es gerathen, sich in der gegenwärtigen Zeit von seinem Wohnorte zu trennen? Wenn Sie kommen, so lassen Sie es mich wenigstens 8—10 Tage früher wissen, damit ich ja nicht etwa in Amtsgeschäften abwesend bin. Ich freue mich außerordentlich Sie und Elischer zu sehen. Man sagt, man schließe nur in der Jugend innige Freundschaften, und ich wüßte doch nicht, ob ich je in meiner Jugend jemand so tief geliebt habe, wie Sie beide, obwohl unser Bekannt=

werden nicht so sehr in die Jugend zurück reicht, bei Elischer schon gar nicht.

Daß Sie uns Piepenhagens Landschaften zur Ausstellung überlassen wollen, macht mir große Freude, noch größere, daß Sie mit den Bildern so zufrieden sind. Wenn dieselben bis Anfangs Mai hieher kommen, so ist es Zeit genug. Senden Sie sie an mich, daß ich sie mir vor der öffentlichen Ausstellung in meinem Zimmer recht nach Muße betrachten kann.

Wenn Sie mir von Petöfi eine bessere Uebersetzung verschaffen können, als die Kertbeny'sche, so bin ich Ihnen sehr dankbar, ich werde gewiß zu seiner Zeit etwas über ihn veröffentlichen, was die Ungarn freuen wird. Wenn sie mir nur jetzt auch mehr Freude machten!

Sie haben mir einmal ein Exemplar der Zeichnungen Geigers aus der ungarischen Geschichte versprochen, vergessen Sie ja nicht darauf. Vielleicht kann ich zur Zeit etwas daraus entnehmen, was wichtiger ist als das Stückchen Ungarleben in der Brigitta, und es, wenn ich lange genug lebe, ausarbeiten; aber auch dazu muß ich wieder Freude an Ungarn bekommen, und die Ungarn müssen mich eine Zeit in ihrem Lande lassen, und nota bene lieben, wenn ich auch ein Deutscher bin, und wenn ich ihnen sogar sage, daß ihnen die Deutschen weit überlegen sind. Wir lassen ihnen dann auch wieder, was sie Liebenswürdiges haben, und es ist gut. Könnten Sie mir wohl sagen, wann das sein wird?

Sehr lieb und sehr rührend war es mir, was Sie von Ihrem Töchterlein schrieben, daß Sie es meinen Namen sprechen lehren wollen, so bald es geht, und daß es mich ein wenig lieb haben lernen soll. Dafür will ich schon sorgen, wenn ich nur einmal

das Kind zu Gesichte bekomme. Mich haben alle Kinder lieb, und wenn ich jetzt nur eine halbe Stunde bei dem Ihrigen in Pest wäre, so setzte es sich nach dieser Zeit freiwillig auf meine Knie, es müßte denn absonderlich schüchtern sein.

Von Witiko kann ich Ihnen nur sagen, daß ich mit einer Berserkerwuth über ihm bin, nie habe ich an etwas mit solcher Freude gearbeitet, ich habe eine Art Leidenschaft dafür gefaßt, so daß man mich von den Papieren wegjagen muß, damit mir nicht Spinnenweben auf dem Kopfe wachsen. Möge 3 Ihren Beifall haben.

Ihr treuer Freund.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 8. Juni 1861.

Endlich ist das ersehnte Schreiben von Ihnen eingegangen. Ich habe ihm mit mannigfaltiger Ungeduld entgegen gesehen. Je mehr ich Liebe, Eifer und Feile auf 3 des Witiko anwendete, um es recht zu runden und einheitlich zu machen, desto begieriger war ich auf Ihr und Elischers Urtheil, dem ich großen Werth beilege. Da es das erste Werk dieser Art ist, das ich in Witiko versuche, so bin ich meiner Schritte nicht sicher, ich mißtraue mir öfter und bedarf des Rathes von Freunden. Namentlich ist e i n Punkt hier von Wichtigkeit. Ich bin durch die Natur der Sache von der gebräuchlichen Art des historischen Romanes abgelenkt worden. Man erzählt gewöhnlich bei geschichtlichem

Hintergrunde Gefahren, Abenteuer und Liebesweh eines Menschen oder einiger Menschen. Mir ist das nicht recht zu Sinne gegangen. Mir haben unter Walter Scotts Romanen die am besten gefallen, in denen das Völkerleben in breiteren Massen auftritt, wie z. B. in den „Presbyterianern“. Es erscheinen da bei dieser Art die Völker als großartige Naturprodukte aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, in ihren Schicksalen zeigt sich die Abwicklung eines riesigen Gesetzes auf, das wir in Bezug auf uns das Sittengesetz nennen, und die Umwälzungen des Völkerlebens sind Verklärungen dieses Gesetzes. Es hat das etwas geheimnißvoll Außerordentliches. Es erscheint mir daher im historischen Romane die Geschichte die Hauptsache und die einzelnen Menschen die Nebensache, sie werden von dem großen Strome getragen, und helfen den Strom bilden. Darum steht mir das Epos viel höher als das Drama, und der sogenannte historische Roman erscheint mir als das Epos in ungebundener Rede. In der Ilias ist es weniger Achilleus und sein Zorn, der vorgeführt wird (er tritt ja sehr wenig auf), als das vielgliedrige, buntgestaltige, griechische Leben, das da in den verschiedensten Gefühlen und Erregungen zu menschlicher Erscheinung kommt. Man könnte fast aus der Ilias Stammtafeln griechischer Geschlechter entwerfen. Darum ist die Äneis so klein dagegen, trotz der wunderbaren Form, weil sie eitles Lob Roms als Hauptziel anstrebt, da um Gründung dieses Reichs sich Götter und Menschen bemühen, ohne daß man einen rechten Beweggrund einsieht, warum Rom entstehen müsse, und weil im Gedichte der dünne Faden eines einzelnen Menschen hinläuft, welcher Mensch noch dazu nicht so groß ist, daß er uns erschüttert. In der Ilias sind die Götter gewaltigere Menschen, die mit Gefühlen und Leidenschaften

Partei nehmen, und Furchtbares hervorbringen. Doch ich breche hier in diesen Erörterungen ab, es wird Ihnen das Gesagte genügen, und Ihnen ungefähr darthun, was ich meine. Sie werden das auch in 2 und 3 des Witiko durchscheinen sehen. Ich bin dazu, wie ich sagte, durch die Sache selber gedrängt worden, weil ich, wie ich Ihnen schon geschrieben habe, nicht erfinden sondern nur finden kann, wo das Ding eben schon besteht. Ob ich nun da Recht habe? Das ist die Frage. Mein Gefühl sagt entschieden ja, nur in der Ausführung könnte ich irren, und da bin ich in der That unsicher, und muß die Wirkung auf bedeutendere Menschen sehen. Deshalb harrte ich so bitterlich Ihres Briefes. Und da er so lange ausblieb, wollte mich schon mancherlei beschleichen. Daß meine Arbeit männlicher und tiefer ist als so viel einseitiges Zeugs, das jetzt erscheint, wußte ich wohl; aber was will das sagen den herrlichen Werken gegenüber, welche menschliche Größe schon in der Kunst hervorgebracht hat? Nun kam aber Ihr Brief, und hat mir viel Freude gemacht. Sie und Freund Elischer nehmen Theil an meinen Bestrebungen und billigen sie, und der Beifall der Menschen dieser Art ist mir mehr, als der solcher, welche eine eben bei ihnen bestehende politische Richtung verherrlicht sehen wollen. Es muß also nach Ihrem lieben Briefe das Ihnen Gesendete nicht so ganz verfehlt sein, und ich arbeite freudig weiter. Ich werde Ihnen jetzt 4 zusammen richten. Hätten Sie eher geschrieben, so hätten Sie's eher erhalten. In 4 ist der Stoff dankbarer als in 3, wo so viele Reden fortzuwälzen waren, ich hoffe, daß Sie davon noch mehr befriedigt sind. Mit 4 soll der 1. Band aus sein, wenn nicht das Folgende die Blätterzahl der Bände zu ungleich macht. Dann müßte beim Schlusse des Manuscriptes eine andere Eintheilung

getroffen werden. Sachlich ist mit 4 der erste Band aus. Der zweite beginnt wieder in beschränkteren Kreisen. Was Sie von den Freuden des Erschaffens reden, hat seine Richtigkeit und hat seine Haken. Das Entwerfen, das Finden, das Zusammenrücken, das Meinen, man werde nun das Vollendetste aufbauen, hat sein Entzücken, es ist, als erschüfe man Menschen; aber wenn der Sack fertig ist und die Wichte da stehen, erbarmen sie einem, und man muß das Menschenerschaffen doch dem lieben Gott überlassen, dem ein Schuhknecht mehr gelingt als uns ein Held. Er kann gehen, stehen, liegen, laufen, saufen und fluchen, während der unsere froh sein muß, wenn er in der irdischen Welt nur ein bischen Athem zu schöpfen vermag, und nicht lediglich Papier ist. Das ist das Elend, daß man nicht kann, was man möchte. Und doch ist dieses höllische Handwerk süßer und verführerischer als das Actenkauen und das Graben, Schlagen und Hauen im Leben. Mich wird Gott kaum mehr bessern. Ich habe die jetzigen Dinge noch nicht fertig, und mache schon wieder Pläne für künftige, die das Außerordentlichste, Prächtigste, Unerreichbarste sein werden, und sollte doch schon in meinem Alter aus Erfahrung wissen, daß das nicht wahr ist. So gängelt mich altes Kind die Gaukelei immer weiter, bis ich an das Grab kommen, und in dasselbe mit einer Riesenlast von Plänen steigen werde. — Nun jeder muß sein auferlegtes Pfund tragen. Das ist richtig, daß ich noch nie an etwas mit solcher Liebe gearbeitet habe als an Witiko, wie ich Ihnen ja schon geschrieben habe. Die Arbeit erquickt mich; wenn es nur auch der Erfolg thäte. Die Personen in 3 sind fast alle geschichtlich, so wie auch der Hergang, außer dem Wortlaute der Reden und der sonstigen einzelnen Anordnungen. Für 4 suche ich schon lange vergeblich in der

Kreuz und Quere den Tag, an dem Wladislaw die österreichische Gertrud geheirathet hat. Da ich Alles so bestimmt angebe, brauche ich den Tag, und habe ihn nicht. Gewiß steht er in einem ganz nahe liegenden Werke, wie ich schon einmal einen Schlüssel suchte, den ich im Sacke hatte.

Was Sie von Ihrem lieben Kinde schreiben, freut uns beide sehr, die wir so sehnlich nach Kindern seufzten, und mit dem angenommenen so unglücklich waren. Lassen Sie nur das liebe Geschöpfchen sich sehr natürlich entwickeln, daß es körperlich und geistig recht stark wird. Wir nehmen sehr großen Antheil an dem Kinde, da Sie schon so lange unser Freund sind. Lehren Sie es doch bald „Stifter“ sagen, und wenn sie den Namen schreiben kann, so schicken Sie mir den Zettel.

Daß Sie in Pest ein Geschäftshaus bauen, ist sehr übel; dann kommen Sie nicht mehr weg — und in Pest, das landschaftlich so reizlos ist, kann ich einen Nachsommer bei Ihnen nicht zubringen, da ich an die Pracht unserer Alpen und Wälder so gewohnt bin, daß ich ohne sie abstände. Auf die Piepenhagen freue ich mich, adressiren Sie dieselben an mich, daß ich sie ein wenig allein genießen kann. Ich werde Ihnen über sie ausführlich schreiben, und sie unversehrt zurücksenden.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 29. August 1861.

Endlich muß ich Ihnen der Bilder halber schreiben. Ich wollte es in der Aufwallung des ersten Gefühles gleich bei der Ankunft derselben thun, allein ich befürchtete meiner starken Freude wegen zu parteiisch für sie zu sein. Nun ist eine Zeit vergangen, ich habe sie alle Tage betrachtet und kann nun gefaßt schreiben. Sie sind in dieser Zeit nicht schwächer, sondern immer schöner geworden. Da sie angekommen waren, und in meinem Zimmer standen, erfaßte mich eine mächtige Freude, daß so etwas in der Welt ist. Der Eindruck war ein großartiger, und in allen Winkeln meiner Seele regte sich die Schöpfungskraft. Das ist das Merkmal großer Dichtungen (und diese Werke sind Dichtungen in Farben) daß sie uns Flügel ansetzen und uns zu Dichtern machen; im Genießen dichten wir das Namenloseste hinzu. Das kunstentblößte Werk kann das nicht, es gibt uns gleich Alles, was es hat, ist erschrecklich deutlich und macht lange Weile. Ich halte beide Bilder für ungewöhnlich schön, und um so bedeutender in unserer Zeit, die mehr färbt als malt. Der Ernst, das tiefe Gefühl, und die weitflüglige Phantasie, welche in diesen Bildern wohnt, regen gewaltig an, nur muß man selber dieser Dinge ein wenig fähig sein. Der sinnliche Mensch findet sie düster, weil ihm der Farbenkitzel nicht

entgegen kommt, wie Kinder Zucker für besser halten als Brot. Das Mondbild ziehe ich bedeutend vor. Das malt jetzt niemand. Heute sagte Steinfeld: „Seit Van der Neer hat niemand einen so schönen Mond gemalt", und er sprach meine Herzensmeinung aus. Diese zwei Bilder sind die schönsten Piepenhagen, die ich gesehen habe. Kaiser, von dem Sie hier Zeichnungen sahen, ist entzückt darüber. Wenn Neid mir nicht ganz und gar unmöglich wäre, könnte ich Sie um diese Bilder beneiden. Wenn solche Werke in meiner Wohnung um mich wären, könnte ich nichts Unbedeutendes mehr schaffen, und die Bildungskraft müßte sich immer neu erheben. Daß Sie die Liebe hatten, und mir die Bilder zum Anschauen schickten, danke ich Ihnen tausendmal. Sie haben mir eine Wohlthat damit erwiesen. Wenn ich Witiko fertig habe, mache ich für Hoffmann zwei kleine Erzählungen, und für das Geld muß mir Piepenhagen einen Mond malen, nicht den Ihrigen (ich will keine Wiederholung), aber irgend einen Mond, der voll Phantasie und Empfindung sein soll. Gott erhalte diesen Mann noch länger, und öffne den Leuten die Augen, ihn sehen zu können.

Die Bilder kamen einige Tage später, als hier die zweite Aufstellung gemacht war. Sie sind bis heute in meinem Zimmer. Bedauern Sie den Umstand nicht, es ist mir ein Glück dadurch bereitet worden, das ich nicht hoch genug schätzen kann. Wenn Sie im Witiko den altslavischen heidnischen Todtentanz in den Wäldern, die noch heute nördlich und nordöstlich von Oberplan sind, finden, denken Sie an Piepenhagen. Dieser Tage kommen die Bilder in die Ausstellung, und wenn Sie es gestatten, bleiben sie einige Wochen dort. Dann packe ich sie selber ein, und sende sie Ihnen zurück. Schreiben Sie mir doch, was sie

gekostet haben. Ich gebe mich fast dem Aberglauben hin, daß Ihnen Gott durch solche Dinge die Liebe und Freundschaft lohne, die Sie mir immer beweisen.

An Heinrich Bürkel.

Linz, am 9. September 1861.

Dein Schreiben vom 5. d. Mts. hat mich sehr erfreut, und hat mir durch Deine Mittheilung großen Ärger verursacht. Ich rede zuerst von dem letzten, um ihn einmal wegzubekommen. Dein Bild kam gar nicht zur Verlosung. Der Vereinsdiener sagte mir damals (ich war nicht bei der Verlosung), der Herr Prälat (Abt von Schlägl, Landeshauptmann von Oberösterreich, Vorstand des Vereins) wisse schon darum. Damals dachte ich, etwa ist das Bild für die Landesgallerie bestimmt; daß es nicht bezahlt ist, wußte ich nicht. Erst vor Kurzem bei einer Sitzung erfuhr ich und mit mir auch der Vorstand aus dem Munde des Kassiers, daß das Bild noch nicht bezahlt ist. Mehrere Herren sagten damals, das sei übel und müsse baldmöglichst beglichen werden. Hiebei meinte ich, man habe sich schon über diesen Umstand mit Dir verständigt, und war erstaunt, daß das nicht der Fall war, wie ich aus Deinem Briefe ersah. Es hat ein Agent des Vereines nicht rechtzeitig eingesendet, und das mag die Kasse empfunden haben. Bei uns ist nämlich das Gesetz, daß jährlich der ganze Geldeingang verwendet werden muß; daher,

da die Gelder von dem Lande herein erst gegen das Ende des Vereinsjahres eintreffen, ist der Fall nicht unmöglich, daß einmal das Geld für die beschlossenen Einkäufe nicht reicht. Ich war immer für einen Reservefond. Wenn es so war, so hätte man Dich verständigen sollen. Mir thut die Sache sehr leid, weil es eine schlechte Meinung von dem Vereine erregen könnte. Verstöße oder einzelne Willkürlichkeiten kommen in jedem Vereine vor, entschuldige daher mit Deiner Dir eigenthümlichen Güte die Sache. Der Abt von Schlägl wird jeden Tag in Linz erwartet, ich werde ihm sogleich Mittheilung von der Sache machen und um sofortige Begleichung bitten, wie auch, daß doch die Vorkommnisse möglichst vollständig im Ausschusse behandelt werden mögen. Ich bin Vorstandstellvertreter des Vereins und habe als solcher und noch mehr als Kunstfreund und einigermaßen Kenner manches Kreuz zu tragen, das ich der Kunst zu Liebe gerne trage. Fast unverzeihlich erscheint es mir, daß man Dir auf Deine Anfrage, ob Mangel an Ausstellern sei, keine Antwort gab. Wir haben heuer mehr Bilder als je; aber einem Bürkel muß hierin Antwort gegeben werden, selbst wenn er nichts sendet, das erfordert sein Name; und wenn er etwas sendet, muß es uns eine Ehre sein, denn Bürkel sind nicht viele in der Welt. Und wenn Du auf den Verein böse bist, so sei es nicht auf den armen Stifter, der hier in der Kunstwüstenei sitzt, und hast Du einmal ein Bild, von dem Du denkst, das könnte Stifter gefallen, wenn es auch zu theuer ist, so daß wir es nicht ankaufen können, so sende es, daß ich mich recht erquicken kann; denn wenn Du auch viel Verehrer hast, so bestreite ich, daß es einen größeren geben kann, als ich bin. Deine Bilder geben mir immer ein Stück Schöpfungskraft. Du hast mir durch die Liste Deiner

angefangenen Bilder Freude und Qual gemacht, Freude, daß Du so thätig bist, und daß ich ausrufen kann: „Ach, wie muß das prächtig sein!“ und Qual, weil ich die Dinge nicht sehen kann, und mich mit Vermuthungen abmartern muß, wie sie aussehen mögen. Ich werde schwerlich nach München kommen können, es häufen sich zu viele Geschäfte, namentlich bin ich in meinem Werke nicht so rasch fortgekommen, als ich gehofft hatte. Aber ganz gebe ich die Hoffnung doch nicht auf. Sollte ich kommen, so schreibe ich Dir eher. Arbeite fröhlich und wohlgemuth, der heitere und herzenstiefe Bürkel wird so bald nicht in der Welt ersetzt werden können, wenn er einmal den Pinsel weglegt und sagt: „Jetzt malt ihr andern weiter.“

Siehst Du nie meinen edlen, lieben Freund Fischbach? Grüße ihn von mir herzlich, er möge mir doch einmal fünf oder sechs Zeilen schreiben. Ich freue mich sehr auf ihn, wenn ich doch nach München komme.

Lebe wohl, meine Gattin und ich sagen Dir, Deiner Gattin und Deinem liebenswürdigen Sohne, den wir kennen gelernt haben, die herzlichsten Grüße und Wünsche für Euer Wohl.

An Joseph Axmann.

Linz, am 19. September 1861.

Du hättest mir und meiner Frau mit nichts eine größere Freude machen können, als daß uns jetzt in unsern alternden Tagen Dein Sohn Ferdinand, den wir so oft als kleines Knäblein, ein Papier oder ein Stückchen Pappendeckel tragend, in Wien bei uns sahen, und den Du den Zauberer zu nennen pflegtest, auf schöner, netter Leinwand malt, und so gut trifft, und so ausgezeichnet malt, daß er erst jetzt ein Zauberer zu werden scheint. Könnte ich Dir nur all' die Liebe mit irgend etwas danken, die Du immer gegen mein Haus gehabt hast. Tausend Dank und tausend Grüße an Dich und Deine Gattin.

An Joseph Axmann.

Linz, am 20. September 1861.

Gestern waren wir in Gesellschaft von Künstlern, Dichtern und dergleichen Gelichter in einem Gasthause vor der Stadt. Es wurde gesprochen, es wurden Gedichte vorgetragen,

der Figurenmaler Löffler blies trefflich die Flöte, dann setzte der Wirth einen Tisch mit einer Zither zu uns, und spielte sehr schön auf diesem Musikgeräthe. Er spielte lange, er begleitete Deklamationen mit seinen Tönen, und Alles war erfreut über das Spiel. Da die Sache ihr Ende hatte, nahm nach einer Weile Dein Sohn Ferdinand die Zither, fing zu klimpern an, und spielte dann um vieles schöner als der Wirth. Jetzt erst ging das Entzücken an, und wir blieben lange beisammen. Ich schwur hoch und theuer, daß ich morgen sogleich an den alten Matrosen schreiben werde, daß er die Zither seines Sohnes in einem Sacke, oder in einem Fasse, oder in was er will, schicken soll, damit wir in Linz das Spiel dieses Künstlers auf seiner eigenen Musikgemahlin öfter bewundern könnten. Dies „Morgen" ist nun da, und ich schreibe Dir auf diesem Papiere um die Zither. Sende sie sogleich, denn wir können nicht lange warten. Oder thue etwas noch viel vernünftigeres, lüfte Dich einmal aus, daß die Spinneweben und der Schimmel nicht auf Dir wachsen. Das Auslüften aber bestehe darin, daß Du in einem Wagen der Westbahn sitzest, und nach Linz fährst, dort lüften wir Dich weiter auf mannigfachen Bergen, und lüften Dich dann wieder nach Wien zurück. Du bekommst schon bei mir noch eine Schlafstätte und einen Teller voll Suppe. Da kannst Du auch gleich sehen, wie wir den Zauberer lieb haben, und wie prächtig er die Bilder macht. Ich bestelle heute noch bei Bühlmayr in Wien Rahmen, dann kommen die Bilder in die Ausstellung, und dann muß sich ganz Linz von Axmann Ferdinand malen lassen, vom Statthalter angefangen bis zu meinem Helferweibe herunter. Meine Frau hat Dich ohnehin schon einladen lassen. Wenn Du in unsere

Berge kommst, vergehen Dir die weißen Haare, und Du wirst wieder jung. Dann kannst Du erst recht kupferstechen.

Grüße Deine Gattin von uns auf's Herzlichste und empfange die besten Wünsche für Euer Wohl.

An P. J. Geiger.

Linz, am 15. October 1861.

Heckenast hat mir eine Bleistiftzeichnung von Ihrer Hand zum Ansehen geschickt.*) Er hat eine sehr große Freude über diesen Entwurf, und wollte auch mir eine Freude machen. Leider hat er eine garstige Bedingung an diese Freude geknüpft, nämlich, daß ich die Zeichnung drei Tage nach ihrem Empfange an Sie nach Wien schicken solle. Ich war gleich beim Anblicke des Entwurfes entschlossen, dieser Weisung nicht zu folgen, selbst wenn Heckenast auf ein Weilchen ernstlich böse würde, denn später müßte er doch einsehen, was er mir mit diesen unglücklichen drei Tagen angethan hat. Wie kann denn ein so reiches Werk in drei Tagen ausstudirt werden? Man braucht ja zu einer einzigen Figur einige Stunden, und es sind 24 Figuren auf dem Bilde. Und das Studium kann man nicht so stetig fortsetzen wie das Holzspalten. Ich wenigstens habe die Eigenthümlichkeit, daß ich nach einer Zeit Studiums an einem Kunstwerke abbrechen muß, um mich wieder zu sammeln, und wieder mit frischen Kräften

*) Skizze eines von P. J. Geiger ausgeführten großen Ölgemäldes, den ungarischen König Matthias Corvinus darstellend, umgeben von Gelehrten, Künstlern und Magnaten.

an die Betrachtung gehen zu können. Zum mindesten muß ich auf den nächsten Tag warten. Und außer den Gestalten sind auch die Nebendinge so reich und des Studiums würdig. Ein Werk der Kunst blos ein Weilchen ansehen, und es dann weggeben, gelingt mir nur bei schlechten Werken. Bei diesen ist das Weilchen sehr kurz. Je besser das Werk ist, desto ungeduldiger macht es mich, wenn ich mich nicht darein versenken kann. Endlich mußte ich ja auch meinen Freunden eine Freude machen, indem ich ihnen das Bild zeigte, und es mit ihnen besprach. Leider ist die Frist noch dadurch länger geworden, daß ich eine Woche auf einer Amtsreise abwesend war. Lassen Sie die ungemein große Freude, welche mir dieses Ihr Werk machte, in Ihren Pinsel fahren, dann wird das Malen so rasch und trefflich von statten gehen, daß die Zeit zehnfach eingebracht ist, und daß das Bild noch viel herrlicher wird. In dieser Ihrer Composition ist nach meinem Urtheile das Leben wieder so frisch, so ungezwungen und natürlich da, wie ich es von Ihnen seit jeher zu sehen gewohnt bin. Die Menschen sind so beschäftigt, wie ein Kreis von Gelehrten und Künstlern in der Bücherstube eines den Künsten und Wissenschaften freundlichen Königs. Die Hauptaufmerksamkeit ist der Handlung um den König zugewendet, was nicht hindert, daß Einzelne ihre Nebenaufmerksamkeit gelegentlich Nebendingen zuwenden, wodurch der Reichthum der Handlung erhöht, und ihre Einförmigkeit vermieden wird, ohne daß sie darum zerstückt erscheint. Die einzelnen Gestalten sind mit einer solchen Feinheit des Gefühls behandelt, mit einem solchen Adel und einer solchen Würde umgeben, daß man sich in dieser Gesellschaft gehoben und geehrt empfindet. Die Köpfe sind durchaus von einer entzückenden Herrlichkeit, sie sind mit einem tiefen Charak-

ter bekleidet und mit der schönsten künstlerischen Ruhe erfüllt. Die Verschlingung der Linien in der ganzen Versammlung bis in die Hintergründe ist so reizend und leicht, daß sie das Gemüth stets neu anregt, und es doch stets zu lieblicher Vollendung führt. Ich ziehe in dieser Hinsicht die gegenwärtige Composition noch Ihrer Taufe Stephans, die mich so mächtig ergriffen hatte, vor. Wenn die Farbe der Zeichnung ebenbürtig wird, so wird dieses Werk zu den schönsten der Kunst gehören. Selten habe ich den Raum so geschickt eingetheilt und erfüllt gesehen, und selten ist auch das Beiwerk so zu dem Ganzen stimmend erfunden worden. Wenn meine Liebe und Bewunderung für Sie noch erhöht werden könnte, so müßte es durch dieses Werk geschehen.

Erlauben Sie mir nun auch, Ihre Aufmerksamkeit auf Einiges zu richten, was nach meiner Meinung eine Verbesserung bedürfte. Meine Meinung kann auch irrig sein, Sie werden das am richtigsten beurtheilen können.

1. Die zwei Köpfe der letzten Figuren rechts erscheinen beim ersten flüchtigen Anblicke wie auf einem Rumpfe. In der Farbe werden die Körper wohl auseinander gehen.

2. Die Schienbeine des Erzbischofes erscheinen mir zu kurz.

3. Der König erscheint mir zu klein (oder ist er etwa klein gewesen?) und seine Waden zu weiblich.

4. Die Gestalt des italienischen Künstlers, welche die Rückenansicht gewährt, scheint die Sitztheile zu gerade dem Beschauer zu weisen (vorzüglich Bemerkung von Frauen). Wäre sie nicht etwa mit der linken Seite mehr hinein zu rücken, wodurch der Übelstand gehoben, und der Blick der Figur noch leichter auf den Plan gerichtet würde? Und könnte nicht auch der Mantel noch ein Theilchen verhüllen?

5. Die Ansatzröhre zum Hineinschauen ins Fernrohr liegt nicht in der Axe des Rohres.

6. Die Perspektive der Überdachung des Einganges dürfte nicht ganz in der Ordnung sein.

7. Der Hund ist genauer zu studiren und zu modelliren.

Da mein Antheil an diesem Werke ein so freudiger und großer ist, werden Sie mir meine Bemänglungen gewiß nicht verargen, sie sind Bemänglungen der Liebe, nicht der Tadelsucht, und wenn ich irre, so werden Sie es mit der Freundschaft, die Sie mir bisher immer gezeigt haben, dem Umstande zuschreiben, daß ich in Beurtheilung dieser Dinge nicht auf dem gereiften Standpunkte stehe, wie Sie.

Möge Ihnen Gott die Kraft und Begeisterung erhalten, dieses Werk so zur Vollendung zu bringen, wie es angefangen worden ist.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 31. October 1861.

Ich muß mir geradezu eine Zeit stehlen, um Ihnen endlich den lange schuldigen Brief zu schreiben, den ich Ihnen sogleich nach Empfang des Ihrigen hätte schreiben sollen. Einem Freunde hätte ich einen solchen Brief auf der Stelle beantwortet, bei dem besten Freunde fühlt man sich sicher in der Neigung und Werthschätzung, und sündigt auf sie hin. Doch ist es bei mir eigentlich keine Sünde. Ich will statt Gründen eine Erzählung bringen. Als Ihr Brief kam, war gerade meine Schwester bei uns auf Besuch. Sie saß bei meiner Gattin auf dem Sopha, und neben mir saß die Gattin meines Bruders Anton. Ich sagte: „Höret an, wie es Heckenast freuen wird, daß mir seine Piepenhagenbilder so gefallen," und begann ihnen den Brief vorzulesen. Es kam wirklich dieser Stoff gleich auf den ersten Zeilen zum Vorscheine, wir freuten uns über Ihre Freude; allein als ich auf die zweite Seite kam, und Ihre Veranstaltung mit Piepenhagen und mir lesen sollte, konnte ich sie nicht mehr lesen, eine solche Bewegung hatte mich ergriffen, ich legte den Brief auf den Tisch, und ging in das Hofzimmer, in welchem Axmann (Sohn) war, der sich eben bei uns befand, und wollte ihm die Sache erzählen; aber auch hier hätte ich sie kaum sagen können, konnte es aber zuletzt doch, weil ich mich auf dem Wege hatte

sammeln können. Da ich wieder zu den Frauen zurückkam, schwamm meine Frau und meine Schwester in Thränen, und der Schwägerin ging es kaum besser. Sie hatten alles gelesen, ich las es noch einmal laut, und konnte dann meine Bewegung in Worten ausdrücken. Der Freundschaftsdienst, den Sie mir leisteten, ist unermeßlich, und ich kann auch heute nach völliger Sammlung und nach völligem Überblick seine Grenze noch nicht sehen, und seinen Inhalt nicht messen. Nicht der Werth, der in dem Bilde liegen wird, ist es, was die Sache ausmacht — endlich hätte ich mir ja auch ein Bild von Piepenhagen zusammen sparen können — sondern etwas ganz anderes. Daß Sie es fühlten, daß gerade dieses Geschenk in mein Wesen gehen müsse, daß ein Kunstwerk meinen Geist schmücke, hat mir die tiefste Seelenfreude bereitet. Es liegt in dieser Ihrer Handlung eine feine Hochachtung meines Innern. Sie hätten diese Hochachtung nicht ausgedrückt, wenn Sie mir einen Ring, eine Agraffe von 30,000 Gulden im Werthe geschickt hätten. Das zweite ist die zarte, schöne Weise der Worte Ihres Briefes. Es zeigt sich, daß Ihnen meine Annahme und meine Freude eine Freude macht. — Und diese Freundesliebe, die ich aus diesen Worten heraus empfand, war es, die mir die Stimme zum Weiterlesen benahm. Das Bild wird mir gewiß Entzücken bereiten, es wird mich heben, und auf mein Wirken einen großen Einfluß nehmen; aber das Höchste in Ihrer Handlungsweise sind Ihre Worte, und Sie hätten dieses Höchste daraus weggenommen, wenn Sie mir die Sache in diesem Briefe nicht erzählt hätten. Es ist sonderbar und doch natürlich, daß ich jetzt auf das Bild sehr leicht warte, das Beste habe ich ja schon. Wenn ich mir selber ein Bild bei Piepenhagen bestellt hätte, so

würde ich wahrscheinlich mit größter Ungeduld darauf harren, und die Tage zählen, bis ich es hätte, und das wäre leicht erklärlich; denn ich wäre arm, bis ich das Bild hätte, jetzt bin ich reich und kann den größeren Reichthum erwarten. — Aber noch eine andere Seite hat diese Freundesliebe: sie wird den Rest meines Lebens durchgeistigen, und wird meinem Wirken einen festeren und edleren Inhalt geben. Wer von einem bedeutenden Menschen Freundesliebe genießt, der muß, wenn er nicht schlecht ist, sie durch tieferes Leben verdienen; denn Freundesliebe ist ein Geschenk des Himmels, und dem Himmel muß man dafür dankbar sein. Das ist, so weit ich ihn erschöpfen kann, der Inhalt Ihrer Handlung. Sie haben mich geehrt, und diese Ehre hebt mich vor mir zu einem besseren Menschen; Sie lieben mich, und diese Liebe bereitet mir ein Glück und gibt meinen Kräften eine größere Tiefe. Wir sind beide mit Göthe und Schiller nicht vergleichbar; aber etwas ähnliches haben wir doch. Wie jene großen Männer (und in ihrem Berufe zum Glücke der Welt) sich wechselweise hoben, so heben auch wir uns, wenn gleich in Anbetracht unserer geringeren Kräfte nur zunächst zu unserem eigenen Glücke. Ich verdanke Ihrer Freundschaft den edleren Theil meines Wesens, und daß Sie einen hohen Sinn für das Große zeigen, und darin Fürsten und Könige beschämen, dazu habe ich wohl auch ein Körnchen beigetragen, daß es leichter erwachte und in die Wirklichkeit trat. Die Versicherung werden Sie mir wohl auch glauben, daß, wie Sie gehandelt haben, ich im umgekehrten Falle wohl auch gethan hätte. Und so lassen Sie uns denn diese Freundschaft bewahren, so lange wir leben. Wenn die Jahre wachsen, erkennt man den Werth der Freundschaft immer tiefer. Und wenn einer von uns stirbt, wird der andere den Schmerz

empfinden, den der edle, viel verkannte Göthe empfand, als er den Tod seines Freundes Schiller erfahren mußte.

Viele Menschen werden fragen, warum ich Ihnen denn nicht gleich auf Ihren Brief geantwortet habe. Vielleicht haben Sie selber diese Frage gestellt. Und doch ist mein Verfahren sehr natürlich, d. h. nach meiner Art natürlich. Im ersten Augenblicke wollte ich auf der Stelle schreiben. Ich hätte damals nichts anderes zu sagen gewußt, als: ich danke, ich danke. Im ersten Augenblicke konnte ich nicht schreiben; denn es waren Menschen da. Später konnte ich es aus andern Ursachen nicht mehr. Seit meiner Kindheit ist es mir eigen gewesen, nach Klarheit zu streben, in der Jugend nach Klarheit in den Dingen, später nach Klarheit in mir. Unklarheit in mir selber ist mir das peinigendste Gefühl. Kurz nach Empfang Ihres Schreibens entstand in mir das Ringen, einer großen Erregung in der Hinsicht Herr zu werden, daß ich sie überschaute, und daß ich im ferneren Verlauf den Inhalt meines Geistes in Folge Ihrer Handlung mir zum festen Bewußtsein brächte. Das war nicht so leicht. Meine Freude war so groß, daß ich sie meinen Freunden erzählte, aber ich konnte gerade durch sie nicht zur Abklärung kommen, ich mußte meinem Geiste Zeit lassen durch sich ins Gleichgewicht zu gelangen. Mir war's, wie man in Oberplan gerne sagt: er kommt vor Freude nicht zu sich. Jedes Unfertige macht mir Unruhe, der Inhalt meines Briefes an Sie war nicht fertig, und so schrieb ich den Brief nicht. Ich wollte Ihnen auch eine Freude machen, und Ihnen das vierte Kapitel schicken (ich bilde mir ein, daß es Ihnen eine Freude machen wird), ich brach in einer viel späteren Stelle, an welcher ich eben eifrig arbeitete, ab, und nahm das vierte Kapitel zur letzten Feile und zum Abschrei-

ben her. — Ich that rüstig dazu. Allein nachdem heiterer Himmel in meinem Gemüthe geworden war, sah ich, daß ich überreizte Arbeit gethan habe. Mein bewegtes, nur in seinem eigenen Zustande berechtigtes Gefühl kam in das Gedicht, und machte dort ein falsches Pathos, was im Epischen das Allergefährlichste ist, und höchstens in der Lyrik etwas entschuldigt werden könnte. Zum Glücke kam ich dahinter, und gerade das Sachliche des Gedichtes machte mich eher klar mit mir. Ich nahm die Zügel wieder warf die neuen Verbesserungen von 4 weg, und kehrte zur alten Einfalt zurück. Und nun schreibe ich auch diesen Brief an Sie. In ihm steht jetzt, was ich im Augenblicke von mir weiß. Es wird aber wohl das Richtige sein, weil sich die Schätzung des Vorhandenen eingefunden hat. Im beginnenden Alter empfindet man es als ein ungemeines Glück, wenn man mit der Abwägung der Welt im Reinen ist, und die Dinge weder durch die eigenen Empfindungen, noch durch die Darstellungen anderer in wechselnden Farben sieht. Dies schlägt auch den Dichtungen gut zu, sie werden wirklicher und höher. Darum verlangten die Alten, daß man nur in höheren Jahren Dichter und Staatsmann sei.

Was Geigers Skizze anbelangt, so konnte ich auf Ihre drei Tage durchaus nicht eingehen, und verletzte absichtlich Ihren Wunsch. Lassen Sie sich meinen Brief an Geiger zeigen oder schicken, in demselben sind die Gründe enthalten. Ich kann sie hier nur im Allgemeinen anführen, weil ihre Wiederholung dieses Schreiben zu umfangreich machen würde. Der erste Eindruck der Skizze auf mich war ein außerordentlich günstiger. Als sachliche Composition halte ich sie für das Beste unseres Freundes Geiger. Ich begann sofort das Studium dieses Werkes im Einzelnen, und da dachte ich, weil nun hier etwas Unge-

wöhnliches im Werke ist, weil das Werk Eigenthum meines Freundes werden soll, weil es ein Kunstwerk ist, und Kunstwerke alle gefühlvollen Menschen etwas angehen, so will ich hier mitarbeiten, und etwas darüber sagen, was, wenn es falsch ist, weggeworfen werden kann, was, wenn es nicht verlangt wird, auch bei Seite gelassen werden kann, und was, wenn es berechtigt ist und beachtet wird, dem Kunstwerke zum Gedeihen gereichen wird. Ich setzte Geiger auseinander, wie mir das Werk gefällt, und sagte, daß, wenn mein Gefühl in seinen Pinsel fährt, er die versäumte Zeit zehnfach einbringen, und dazu noch ein viel größeres Kunstwerk hervorbringen wird, als es geworden wäre, wenn er sein alleiniges Gefühl, nicht vermehrt durch das des Freundes, in das Werk hätte gießen müssen. Ich setzte auch mehrere Punkte als Bemänglungen auf, nicht, wie ich schrieb, als Bemänglungen der Tadelsucht, sondern als Bemänglungen der Liebe. Geigers Antwort kennen Sie. Ich schrieb ihm auch, daß, wenn dieses Bild in der Farbe der Zeichnung ebenbürtig wird, es zu den besten Werken der Kunst wird gezählt werden müssen. Wenn es Geiger ganz untermalt hat, gehe ich nach Wien, und sehe es an, so begierig bin ich auf die Ausführung. — Es bleibt doch die Kunst das Höchste in dem Leben, und wie glücklich sind Sie, Ihr kommendes Alter mit diesem Kleinod schmücken zu können. Es würde mir die größte Freude machen, mein Alter in Ihrer Nähe verleben zu können; allein das wird unmöglich werden. Sie haben Ihren Sitz in Ungarn, und nach Ungarn, um dort zu leben, kann ich nicht gehen. Das Verhältniß der Deutschen und Slaven zu den Ungarn ist nicht fertig, und wird man mag durch Staatsvorkehrungen das Ding zusammenhängen, wie man will, noch lange nicht fertig werden; denn nicht sogenannte

Organisationen, so nothwendig sie für äußere Ordnung sind, verschmelzen Menschen und Stämme, sondern der Abfluß der gesellschaftlichen Bildung von einem Jahre zum andern, von einem Jahrhunderte zum andern, und dieser Abfluß wird die Sache unerbittlich fertig machen, welche Einrichtungen jetzt auch die Ungarn oder Deutschen oder beide treffen können. Nur die Zeit wird nach der Beschaffenheit dieser Einrichtungen eine kürzere oder längere sein. Und nach dem, was ich oben über das Unfertige sagte, sollte ich mitten in das Unfertige hinein gehen? Auch ist der Theil meines Vaterlandes, in dem ich lebe, gar so schön. Wir hatten heuer am ersten October noch tief grüne Blätter, und der Boden behält sein Grün, bis der Schnee darauf fällt. Ich muß Ihnen also ferne bleiben; aber besuchen möchte ich Sie bald, wenn nur einmal die größte Fieberhitze vorüber wäre. Ich mache hier Ausgleichungspläne, die von allen Parteien, so lange sie in ihrem Feuer sind, verworfen werden würden. Gerne möchte ich einmal mit Ihnen und Elischer, denen ich Ruhe zutraue, über die Sache sprechen. — Doch ich gehe von diesem Gegenstande ab, der unseren Beziehungen zu einander doch ferner liegt, wie nahe er auch jedem Vaterlands- und Menschenfreunde liegen muß.

Nun ist der Brief lange genug geworden. Ich lege noch etwas über Piepenhagen bei. Die Bilder kommen dieser Tage, unsere Ausstellung hat heuer des schönen Herbstes wegen länger gedauert. — Seien Sie nicht mehr böse wegen der Verspätung der Geiger'schen Skizze um dieses Briefes willen.

Tausend Dank für Ihr gutes Herz, und tausend Grüße von mir und Gattin an Sie beide.

An Johann von Fritsch.

Linz, am 9. November 1861.

Da Sie den Herrn, der mir von Salzburg ohne seine Namensfertigung geschrieben hat, gewiß kennen werden, da seine Schrift mit der Ihrigen eine so außerordentliche Ähnlichkeit hat, so stelle ich an Sie die freundschaftliche Bitte, ihm gütigst sagen zu wollen, daß ich künftige Woche Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag und Samstag in meiner Wohnung in Linz zu treffen sein werde. Sie können jenen Herrn auch grüßen.

Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin aber sage ich in meinem und meiner Gattin Namen alles Herzliche, und es würde mich sehr freuen, auch Sie beide wieder einmal in Linz zu sehen.

An Gustav Heckenast.

Linz, am 21. December 1861.

Heute nur ein paar Worte. Die Beantwortung Ihres mir unschätzbaren Schreibens vom 10. d. M. muß ich mir auf bessere Muße sparen, als ich jetzt habe, und insbesondere werde ich es thun, nachdem ich das Bild von Piepenhagen gesehen habe

Vor Allem sende ich Ihnen den Ausdruck meiner größten Freude über die Geburt Ihres Söhnleins. Ich denke nämlich, da Sie bereits ein Mädchen haben, daß Ihnen beiden ein Knabe sehr willkommen war. Gott lasse das Kind sehr gedeihen, und die Freude seiner Eltern werden. Ich hoffe noch zu erleben, daß der Knabe herangewachsen ist, oder gar etwa noch, daß er eine liebliche Braut in das Haus seiner Eltern führt, dann segne ich das Paar, und gehe an irgend einem Tage in die andere Welt. Kinder sind die Krone einer glücklichen Ehe, und wohlgerathene Kinder dürften die höchste Freude eines Menschen in seinem Alter sein. Da sie mir versagt sind, so ist es natürlich, daß ich den Überfluß an Liebe gegen Kinder auf die meiner Freunde übertrage, also zuerst auf die Ihrigen. Nur schade ist es, daß ich so entfernt bin, und nicht, so oft ich will, die Kleinen sehen kann. Etwa komme ich doch den nächsten Sommer nach Maróth.

Sie dürfen mir eine Überraschung der Art, daß Sie einmal plötzlich nach Linz kämen, wie Sie neulich vor hatten, nicht machen, sie könnte sehr übel ausfallen, da ich oft von Amtswegen abwesend bin. Schreiben Sie mir solche Überraschungen lieber vorher, und wenn Sie nicht sogleich mit Umgang der Post Antwort erhalten, so bin ich nicht in Linz. So ging es mit der Anzeige der Geburt Ihres Knaben, ich war abwesend, und kam erst nach 14 Tagen zurück.

Was das Manuscript anlangt, so habe ich Ihnen geschrieben, daß ich in der Arbeit des dritten Bandes abgesetzt habe, um Ihnen 4 des ersten Bandes zusammen zu richten, weil Sie so darnach begehren. Die Arbeit meiner Bücher ist so: Zuerst Hauptidee im Gedanken; 2. Ausarbeitung von Einzelnheiten in Gedanken; 3. Abriß von Einzelnheiten, Sätzen, Ausdrücken,

Scenen auf lauter einzelnen Zetteln mit Bleistift (hiezu müssen die erlesensten Stunden benützt werden); 4. Textirung mit Tinte auf Papier; 5. Durchsicht dieser Textirung nach einiger Zeit mit viel Ausstreichungen, Einschaltungen &c.; 6. Durchsicht der Durchsicht nach geraumer Zeit. Verschmelzung mit dem Ganzen. Reinschrift. Dieses 6 nahm ich nun mit dem vierten Kapitel vor, und bin nicht ganz fertig, es ist eben sehr viel. Meine Gattin sagte neulich bei Lesung Ihres Briefes, weil Sie ihr erbarmten: „Schicke ihm den abgeschriebenen Theil" (sie kennt nämlich diesen Theil). Das kann ich nicht thun, weil 4 ein Ganzes ist. Sie werden selber ermessen, wenn Sie an 3 denken, wie gefehlt es gewesen wäre, wenn ich Ihnen die Hälfte von 3 geschickt hätte, es wäre wie die Übersendung der Hälfte einer Landschaft, die man gemalt hat. Ein Hinderniß ist nicht dazwischen gekommen. Auf meiner Amtsreise habe ich täglich von 6—9 Uhr Abends gearbeitet, freilich mit angegriffenen Kräften, und manches mußte wieder umgeschrieben werden, aber etwas ist doch geblieben. Ich glaube, in 14 Tagen werde ich zu Ende sein. Ich werde Ihnen dann sogleich den zweiten Band zurecht richten. Weil ich schon weit vorgerückt bin, so wird dann die Sendung des Manuscriptes rascher gehen. Ich schreibe Ihnen dieses, daß Sie beruhigter sind. Ich habe kein Werk noch mit so vieler Liebe, und glaube auch mit so vieler Klarheit im Einblicke in die Welt, geschrieben wie dieses. Ich suche die Zeit so gut als möglich zu verwerthen, und wenn sie lange dauert, so ist die Neuheit der Arbeit Schuld. Sie werden am Ende des Werkes das selber sehen. „Wok" wird viel schneller gehen, da das Materiale mit Witiko schon daher geflossen ist. Aber ich muß enden.

Noch tausend Dank für die Nachricht bezüglich der Landschaft von Piepenhagen. Ich brenne nun vor Begierde, und werde Ihnen sogleich nach Empfang schreiben. Genießen Sie das Bild nach Gefallen. Es wäre schändlich von mir, wenn ich meine Begierde nicht niederkämpfen könnte, damit Sie länger den Genuß haben. Die zwei hieher geliehenen Piepenhagen hoffe ich unversehrt in Ihren Händen. Neulich hat Ihnen der Ausschuß des Vereines einen Dank votirt. Sie werden das Schreiben erhalten.
